This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 822,810

BF
193
.H59

150

Hess

Abriss der empirischen Psychologie.

THE

PHILOSOPHICAL LIBRARY

OF

PROFESSOR GEORGE S. MORRIS,

PROFESSOR IN THE UNIVERSITY,

1870-1889.

Presented to the University of Michigan.

BF
193
.H59

6183-9

Abriß

der

empirischen Psychologie

von

Georg Heß,
Direktor des Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Rendsburg.

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1881.

Alle Rechte vorbehalten.

44665

Vorrede.

Nicht ohne Zagen übergebe ich der Öffentlichkeit diese kleine Arbeit. Denn sie ist nicht nur wiederholt durchdacht, sondern großenteils auch durchlebt, zum Teil in ernsten Stunden, und erweckt daher eine erklärliche Besorgnis vor Urteilen, die nicht mit wohlwollender Erwägung der sachlichen Schwierigkeiten abgegeben werden.

Vor allem bedarf es daher einer Angabe des Gesichtspunktes, unter dem dieser Versuch aufgefaßt sein möchte.

Es scheint mir wünschenswert, daß die Primaner unserer höheren Lehranstalten mit einer Reihe grundlegender Begriffe auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste, des sittlichen und religiösen Lebens bekannt gemacht werden, damit sie einst das rechte Verständnis für diese Lebensgebiete und ihren Wert gewinnen können.*) Fast täglich gebrauchen Schüler Worte wie Vorstellung, Anschauung, Empfindung, Idee, Ideal, Phantasie, Kunst, Gefühl, Affekt, Gemüt, Wille, Handlung, Begierde, Leidenschaft, Charakter, Temperament, Genie, Talent u. a., ohne damit andere als ganz nebelhafte Vorstellungen zu verbinden. Ein Versuch, sie zu korrektem Verständnis jener Worte zu bringen, ist daher nicht überflüssig. Nun bietet dazu zwar die Lektüre und die Besprechung der Aufsätze Gelegenheit, doch nicht ausreichende. Eine kurze, wenigstens einige Partieen im Zusammenhang behandelnde, Besprechung psychologischer Begriffe wird darum in mancher Hinsicht förderlich sein können.

Als Schüler entsinne ich mich kaum anregenderen Unterricht erhalten zu haben, als den psychologischen bei L. Giesebrecht,**) dessen Ideen mir zum Teil unvergeßlich geblieben sind und mich durchs Leben begleitet haben. Als Lehrer des Deutschen in Prima habe ich, wie sehr auch mit den Schwierigkeiten des Unterrichts ringend und seiner Mängel bewußt, von den Schülern der verschiedensten Geistesrichtung wiederholt zu hören bekommen, daß für sie der psychologische Unterricht der anziehendste gewesen sei. Und doch konnte innerhalb eines zweijährigen Kursus für ihn nur die kurze Zeit eines Winterquartals, so weit sie nicht von den Aufsätzen in Anspruch genommen wurde, erübrigt werden. Es sind dann Abschnitte, wie sie in diesem Werke vorliegen, in der Klasse dialogisch behandelt worden, indem bald dieser bald jener Teil mehr ins Auge gefaßt wurde.

Für solche Besprechungen ist dies Werk namentlich bestimmt. Aber es ist selbstverständlich, bei der beschränkten Lage des deutschen Unterrichts, nicht auf seine Durcharbeitung gerechnet.

Abgesehen hiervon aber soll das Werk auch sonst Erklärungen von wichtigen Wörtern und Synonymen bieten, die häufig wiederkehren und

*) Ähnlich verlangt Fink in dem anregenden Programme von Ratzeburg von 1878 „Die Privatlektüre in den oberen Klassen des Gymnasiums", es sollten unsere Gymnasien die Möglichkeit gewähren, „daß der Abiturient bei gereifter innerer und äußerer Erfahrung eine Welt- und Lebensanschauung auf breitester Grundlage sich selbständig aufzubauen vermag" (S. 20). Er glaubt dies aber durch Prosalektüre erreichen zu sollen.

**) Siehe über ihn die Biographie von F. Kern. Stettin, 1875.

schwer faßlich sind. Die Schüler sollen, z. B. etwa, wenn sie sich bei der Vorbereitung auf die deutsche Lektüre bemühen, Klarheit über gewisse Begriffe zu erlangen, dadurch Aufschlüsse erhalten, daß sie jene Begriffe innerhalb des Zusammenhangs des Gebiets, auf dem sie gelten, kennen lernen. Das Buch ist daher in einzelnen Teilen fast eine Synonymik. Etwaige mechanische Auffassung dabei abzuwehren, ist Aufgabe des Lehrers und wahrlich nicht schwer.

Zugleich liegt in dem Werkchen Stoff zu Besprechungen von Gedichten und Aufsätzen verstreut, der hoffentlich manchen Kollegen, welche, wie oft unvermeidlich ist, auf die Bedeutung von Worten eingehen wollen und nicht gleich umfassendere Werke zur Hand haben, nicht unwillkommen sein wird.

Daß die Darstellung in dogmatischer, nicht in heuristischer Weise, erfolgt, ist schon durch den geringen dem Werke vorgezeichneten Umfang bedingt: dazu wäre es unangemessen, einem Lehrer der Prima seine Heuristik vorschreiben zu wollen.

Manchen wird das Werkchen wohl zu idealistisch, andern als auf zu mechanischer Auffassung berührend erscheinen.

Gegen die ersteren sei bemerkt, daß es ja vielleicht dem Positivismus von reinstem Blut noch gelingen mag, nachzuweisen, wie unzulänglich jene Anschauung ist, die Ideen und Ideale zum Inventar der entwickelten menschlichen Seele rechnet, daß aber Goethe, Schiller u. a. nun doch einmal die Gewohnheit gehabt haben, manche idealistische Anschauungen auszusprechen und dem entsprechende Worte gebrauchen, und daß es deshalb wünschenswert ist, die Schüler zu möglichst korrektem Verständnis auch in dieser Hinsicht zu führen.

Die anderen erinnere ich daran, daß namentlich Lotze dargethan hat, „wie ausnahmslos universell die Ausdehnung und zugleich, wie völlig untergeordnet die Sendung ist, welche der Mechanismus in dem Bau der Welt zu erfüllen hat" (Mikrokosmus I^3, XV), und daß daher eine mechanische Auffassung der Bedingungen des Seelenlebens nicht eine Verkennung ihrer geistigen Natur in sich schließt.

Gegen beide sei bemerkt, daß diese Arbeit nicht hofft, erklären zu können, was noch niemand erklärt hat, das Wesen der Seele, sondern nur eine zusammenhängende Erklärung psychologischer Begriffe und Erscheinungen sein will.

Im besonderen hoffe ich namentlich der so oft arg vernachlässigten Phantasie die gebührende Stellung gewahrt zu haben.

Daß das Werk nicht von der Oberfläche geschöpft ist, sondern das Studium von psychologischen Werken ersten Ranges voraussetzt, wird hoffentlich, wer es prüft, nicht verkennen. Daneben schuldet es manches besonderen psychologischen Werken, namentlich denen von Lotze, Volkmann, von Volkmar und Wundt. Die ganze Zahl der benutzten Werke zu nennen, wäre Mißbrauch des Papiers.

Auf psychologische Erscheinungen im Leben der Schüler ist einige male nach der Erfahrung besondere Rücksicht genommen.

Übrigens hofft der Verfasser, daß auch Studierende und Freunde der Psychologie mindestens manche Abschnitte des Buchs mit Interesse lesen werden.

Rendsburg, den 10. Dezember 1880.

G. Heß.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorrede III

Erster Abschnitt. Einleitung.

§ 1. Die Psychologie ein Teil der Philosophie 1
§ 2. Die Welt 1
§ 3. Das Ich 2
§ 4. Die Teile der Philosophie 3
§ 5. Die empirische Psychologie 3
§ 6. Schwierigkeit und Wert der empirischen Psychologie . . . 4

Zweiter Abschnitt. Die menschliche Seele im allgemeinen.

§ 7. Die lebenden Wesen 5
§ 8. Die drei Entwickelungsstufen des Lebens 6
§ 9. Die Vorzüge des Menschen 7
§ 10. Die Beschaffenheit der Nerven 8
§ 11. Die Funktion der Nerven 9
§ 12. Die Entwickelungsstufen des Lebens 11
§ 13. Die Grundkräfte der Seele 13
§ 14. Die Entwickelung der Seelenvermögen 14
§ 15. Das Verhältnis der Vermögen zu einander 15
§ 16. Bedingtheit der Vermögen 15

Dritter Abschnitt. Die Thätigkeit der Seele nach ihren verschiedenen Vermögen.

A. Das Erkenntnisvermögen.

§ 17. Wert und Bedeutung der erkennenden Thätigkeit 16

I. Die Wahrnehmung.

a. Allgemeines.

§ 18. Entstehung der Wahrnehmung 17
§ 19. Die Empfindungen 18
§ 20. Die Aufmerksamkeit 20
§ 21. Richtigkeit der Wahrnehmung 21
§ 22. Die Sinne 22
§ 23. Verschiedener Wert der Sinne 22

b. Die niederen Sinne. Seite

§ 24. Der Gefühlssinn (das Gefühl) 23
§ 25. Der Geschmack 25
§ 26. Der Geruch 26

c. Die höheren Sinne.

§ 27. Allgemeines 27
§ 28. Das Ohr 28
§ 29. Die Gehörswahrnehmungen 29
§ 30. Das Auge 31
§ 31. Die Gesichtswahrnehmungen 33

d. Ergebnisse der wahrnehmenden Thätigkeit.

§ 32. Die innere Wahrnehmung 37
§ 33. Raum und Zeit 38

II. Die reflektierende Thätigkeit des Verstandes.

§ 34. Allgemeines 40
§ 35. Die Apperception 41
§ 36. Das Gedächtnis 42
§ 37. Die Wiedererinnerung (Reproduktion) 43
§ 38. Die Vorstellungsverknüpfung (Ideenassociation) 45
§ 39. Verschiedenheit und Wert des Gedächtnisses 46
§ 40. Das Memorieren 48
§ 41. Die Vorstellungen 49
§ 42. Die Sprache 50
§ 43. Das Urteil 53
§ 44. Das Schließen 54

III. Die Vernunftthätigkeit.

§ 45. Allgemeines 56

a. Die begriffliche Auffassung.

§ 46. Der Begriff 56
§ 47. Die Wissenschaft 57
§ 48. Verschiedene wissenschaftliche Auffassung 58

b. Die ideelle Auffassung.

§ 49. Die Ideen 58
§ 50. Die intellektuellen Ideen 59
§ 51. Die Ideale 61
§ 52. Die religiösen Ideen 62
§ 53. Die sittlichen Ideen 63

B. Das Anschauungsvermögen.

§ 54. Allgemeines 64
§ 55. I. Die Anschauung 64

Seite

II. Die Phantasie.

§ 56. Das Wesen der Phantasie 65
§ 57. Der Einfluß der anderen Geisteskräfte auf die Phantasie . . 66
§ 58. Der Einfluß der Phantasie auf die anderen Geisteskräfte . . 67
§ 59. Wert der Phantasie für das gesellige Leben 69
§ 60. Ausartungen der Phantasie 71

III. Die künstlerische Phantasie.

§ 61. Das Schöne 72
§ 62. Die Kunst 74
§ 63. Die verschiedenen Künste 75
§ 64. Die verschiedenen Arten des Schönen 78

C. Das Gefühlsvermögen.

§ 65. Das Wesen des Gefühls 79
§ 66. Das Gefühl im Verhältnis zu den anderen Geisteskräften . . 81
§ 67. Die Hauptarten der Gefühle 83
§ 68. Die Entwickelung des Gefühls 83

§ 69. I. Die sinnlichen Gefühle 84

II. Die sinnlich-geistigen Gefühle.

§ 70. Gefühle und Affekte 85
§ 71. Hauptgruppen der Gefühle und Affekte 87
§ 72. Freude und Leid 88
§ 73. Hoffnung und Furcht 90
§ 74. Selbstgefühl und Demut 91
§ 75. Wohlgefallen und Mißfallen 93
§ 76. Liebe und Haß 94
§ 77. Zorn und Befriedigung 95
§ 78. Gefühle, die aus einer Stockung des Gefühlslebens hervorgehen . 97
§ 79. Das Gemüt 98

III. Die idealen Gefühle.

§ 80. Die intellektuellen und ästhetischen Gefühle 99
§ 81. Die sittlichen Gefühle 102
§ 82. Die religiösen Gefühle 104

D. Das Willensvermögen.

§ 83. Allgemeines 107

I. Der sinnlich bestimmte Wille.

§ 84. Der Trieb 109
§ 85. Der Instinkt 111
§ 86. Gebärden und Sprache 113

Seite

II. Der Wille als Willkür (Wahlfreiheit).

a. Der subjektive Wille.

§ 87. Allgemeines 114
§ 88. Die Begierden 115
§ 89. Die Neigungen und Leidenschaften 115
§ 90. Der zweckmäßig handelnde Wille 117

b. Der objektive Wille.

§ 91. Allgemeines 118
§ 92. Familie und Sippe 119
§ 93. Der Staat 120
§ 94. Die religiöse Gemeinschaft 121
§ 95. Die Gesellschaft 123

§ 96. c. Der Charakter 124

III. Die freie sittliche Selbstbestimmung.

§ 97. Das Wesen der Sittlichkeit 127
§ 98. Die Bethätigung der Sittlichkeit im einzelnen 130

Vierter Abschnitt. Die Verschiedenheiten der einzelnen Seelen.

§ 99. Allgemeines 132

A. Die verschiedenen Zustände derselben Seele.

a. Wachen und Schlafen.

§ 100. Wechsel und Zeit dieser Zustände 133
§ 101. Der Schlaf 134
§ 102. Der Traum 135
§ 103. Außergewöhnliche Erscheinungen im Schlaf 138

§ 104. b. Die Lebensalter 139

B. Die Verschiedenheit der verschiedenen Seelen.

§ 105. Die Geschlechter 143
§ 106. Rassen und Völker 146
§ 107. Naturell und Temperament 147
§ 108. Anlagen, Genie und Talent 149
§ 109. Geisteskrankheiten 151

Erſter Abſchnitt. Einleitung.

§ 1. Die Pſychologie ein Teil der Philoſophie.

Die Pſychologie iſt diejenige zur Philoſophie gehörige Wiſſenſchaft, welche die (menſchliche) Seele zu ihrem Gegenſtande hat.

Die Philoſophie beſchäftigt ſich mit den letzten, höchſten Begriffen aller anderen Wiſſenſchaften: ſie iſt bemüht, die Geſamtheit des Seienden, ſoweit es menſchlicher Erkenntnis möglich iſt, nach dem Weſen und den allgemeinen Beziehungen ſeiner Hauptteile zu erkennen.*)

Als ſeiend ſtellen ſich dem menſchlichen Bewußtſein einerſeits gewiſſe äußere Dinge, andererſeits dieſes Bewußtſein ſelbſt dar.

*) In der Philoſophie werden alſo z. B. die Begriffe des Seins, des Werdens, der Bewegung, der Urſächlichkeit, des Raumes und der Zeit, der Welt, des Ichs, der Materie, der Kraft, des Geiſtes, der Gottheit u. a. erörtert.

§ 2. Die Welt.

Es giebt für jedes menſchliche Bewußtſein eine Reihe von Dingen, welche von der Auffaſſung durch das Bewußtſein unabhängig zu ſein ſcheinen, ſofern ſie nicht nur demſelben Bewußtſein zu verſchiedener Zeit in derſelben Weiſe oder doch als dieſelben ſich regelmäßig verändernden Grundlagen von Eigenſchaften oder Kräften, ſondern auch, nach Mitteilungen zu urteilen, für jedes menſchliche Bewußtſein zur gleichen Zeit und am gleichen Ort in gleicher Weiſe erſcheinen. Dieſe Dinge, von denen allerdings zweifelhaft bleiben muß, in wiefern ſie durch die Auffaſſung des menſchlichen Bewußtſeins eine Veränderung in ihrem wahren Weſen erfahren, ſcheinen, eben als unabhängig von Bewußtſein, dieſem gegenüber zu ſtehen und werden daher als Objekte aufgefaßt. Objektiv iſt hiernach, was unabhängig vom einzelnen Bewußtſein zu ſein ſcheint.

Den Inbegriff ſämtlicher Objekte des menſchlichen Bewußtſeins, der auch das einzelne Bewußtſein und ſeine Vorſtellungen umſchließt,

nennt man Welt, denjenigen Teil in dieſer, der dem Bewußtſein als Nichtbewußtes oder Nichtdeutlichbewußtes gegenüberſteht, auch durch kein bewußtes Weſen bearbeitet iſt, Natur, ſofern er als Geſamtheit gedacht wird.

Zu den Objekten gehört auch der menſchliche Leib, dem gegenüber das auf ihm beruhende Bewußtſein in ſeiner ſtetigen Entwickelung als menſchliche Seele, bez. als menſchlicher Geiſt erſcheint.*) Auch die Seelen anderer Weſen und die eigene Seele werden ſchließlich Objekte für das einzelne Bewußtſein

*) Eine Seele (anima, ψυχή) ſchreiben wir außer dem Menſchen auch den Tieren zu, bei denen wir zwar kein ausgebildetes Bewußtſein, aber doch weſentliche Elemente desſelben vorausſetzen. Die Worte ψυχή, anima (und animus cf. ἄνεμος) ſind nach dem Hauchen, Atmen benannt; die Seele (got. saivala, vielleicht von saivan, ſich bewegen) ſcheint ihren Namen von der Bewegung erhalten zu haben (vgl. See = das Bewegte). Geiſt (animus) ſchreiben wir unter den lebenden Weſen nur dem Menſchen zu, welcher vollkommenes Bewußtſein beſitzt. Während die Seele dem Leibe gegenübergeſtellt wird, als deſſen Triebkraft ſie erſcheint, daher auch perſönlich gedacht wird, ſtellt man den Geiſt der Materie (dem Stoffe) d. h. dem Nichtbewußten, welches Grundlage von Kräften iſt, gegenüber. Daher hat dies Wort eine allgemeinere Bedeutung: Gott iſt ein Geiſt, aber er hat keine Seele; dagegen hat man ſich wohl die Weltſeele als Triebkraft der ſinnlichen Welt gedacht.

§ 3. Das Ich.

Der Welt ſteht das einzelne Bewußtſein, deſſen Ausbildung an die menſchliche Seele bez. den menſchlichen Geiſt gebunden ſcheint, deſſen eigenartige Selbſtändigkeit im Bewußtſein des „Ich“ ſeinen Höhepunkt erreicht, als etwas gegenüber, das in ſeiner Entwickelung immer Subjekt (thätiges oder leidendes) aller Objekte bleibt und deren Abbilder oder Vorſtellungen ſämtlich in ſich aufnimmt. Subjektiv iſt hiernach, was nur als Vorgang oder Auffaſſung eines einzelnen Bewußtſeins erſcheint. Als ſolches hat es an ſich noch nicht objektive Geltung, kann dieſelbe aber erlangen.[1])

Bei vorgeſchrittenem Nachdenken findet ſich, daß die Welt, ſo weit menſchliches Bewußtſein darüber etwas auszuſagen vermag, zunächſt immer nur als Vorſtellung im einzelnen Bewußtſein vorhanden iſt, und daß es ſorgfältiger und umfangreicher Unterſuchung darüber bedarf, inwiefern dieſe Vorſtellung von der Welt der objektiven Welt entſpricht. Daher iſt der Ausgangspunkt der neueren Philoſophie das Bewußtſein.[2])

[1]) Subjektivismus ist danach diejenige Anschauung, die möglichst nur von dem einzelnen Bewußtsein als unterster Grundlage ausgeht. In der Philosophie ist dieselbe namentlich als System durch J. G. Fichte (1762—1814) vertreten, welcher eine Zeit lang annahm, daß überhaupt nichts existiere als verschiedene Ich, und daß die Vorstellung der Welt sich nur daraus erklären lasse, daß das Ich in seiner Thätigkeit einen Anstoß erhalte und sich selbst beschränke.

[2]) Die neuere Philosophie geht von dem Grundsatze des Cartesius (1596—1650) aus: Cogito, ergo sum. Die Philosophie des klassischen Altertums ging von der Betrachtung der Welt aus und kam erst später zur Erkenntnis des Wertes des Bewußtseins. Ihr ist auch der Subjektivismus als System fern geblieben: das „Ich" spielte in ihr keine Rolle.

§ 4. Die Teile der Philosophie.

Hienach zerfällt die Philosophie in 3 Hauptteile:

1) Philosophie des Seienden überhaupt (Ontologie oder Metaphysik),
2) Naturphilosophie,
3) Geistesphilosophie. Dieselbe untersucht entweder
   a. die allgemeine Beschaffenheit der menschlichen Seele (Psychologie), oder
   b. die grundlegenden Vorstellungen des Geistes auf den einzelnen Gebieten, nämlich die des Wahren, Schönen, Guten und Göttlichen (Logik, Ästhetik, Ethik und Religionsphilosophie), oder
   c. die Entwicklung des Geistes in der Menschheit (Philosophie der Geschichte).

§ 5. Die empirische Psychologie.

Die Psychologie[1]) ist in neuerer Zeit in Deutschland zuerst von dem Philosophen Christian Wolff (1679—1754) als freie Wissenschaft auf selbständiger Grundlage behandelt worden. Wolff verfaßte getrennte Lehrbücher: Psychologia empirica (1732) und Psychologia rationalis (1734), von denen jene die Seele nach ihren Äußerungen gemäß der Erfahrung, diese die Seele nach ihrem Wesen gemäß der Vernunfterkenntnis darstellen sollte. Diese Unterscheidung, die in Wolffs ganzem System begründet war, ist gegenwärtig zwar für die streng wissenschaftliche Behandlung nicht mehr von Wert, da das Wesen der Seele nur aus ihren Äußerungen erkannt werden kann. Weil aber das Wesen der Seele zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aufgefaßt worden ist und für Menschen überhaupt nur in beschränktem Maße erkennbar ist,[2])

und weil es daher für den Anfang geraten scheint, sich mehr nur mit den Äußerungen der Seele gemäß der Erfahrung bekannt zu machen, so ist es für eine propädeutische Behandlung der Psychologie nicht unangemessen, von der Erörterung der Frage nach dem Wesen der Seele abzusehn und sich wesentlich auf die Darstellung ihrer Äußerungen zu beschränken. Eine solche Darstellung kann man empirische Psychologie nennen, muß sich aber dabei bewußt bleiben, daß sie wesentliche Teile einer wissenschaftlichen Psychologie übergeht.

[1]) Die Alten kannten diesen Namen nicht; sie gaben ihren psychologischen Werken in der Regel den Titel περὶ ψυχῆς oder de anima. So heißt auch das grundlegende Werk des Aristoteles.

[2]) Einige haben die Seele für sterblich, andere für unsterblich gehalten, noch andere ihr beschränkte Dauer nach dem Tode zugeschrieben oder sie nur in gewissem Sinne für unsterblich erklärt oder sie nach dem Tode durch verschiedene Leiber wandern lassen; einige schrieben ihr vorzeitliches Dasein zu, andere meinten, daß sie in der Zeit ihr Dasein beginne; einige haben sie für eine Kraft oder Harmonie des Leibes, andere für eine besonders feine Materie, noch andere für einen immateriellen nur Gott ähnlichen Geist erklärt; einige haben behauptet sie sei frei, andere sie sei vollkommen bestimmt, sei es durch die Welt, sei es durch Gott (determiniert oder prädestiniert). In rein wissenschaftlicher Weise läßt sich aber über ihr Wesen etwa nur so weniges wie über Gott feststellen. Die Überzeugungen der Menschen haben im allgemeinen auch in dieser Hinsicht wesentlich von ihrem Glauben abgehangen, der sich auch hier als eine eigene Kraft, das Übersinnliche zu erfassen, erwiesen hat.

§ 6. Schwierigkeiten und Wert der empirischen Psychologie.

Selbst die empirische Psychologie hat mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Selbstbeobachtung, auf die sie zum großen Teil angewiesen ist, schwer und anstrengend ist, bei vielen Menschen auf ausgesprochene Abneigung trifft, oft auch durch sittliche Fehler (Eitelkeit und Selbstsucht mancher Art) getrübt wird, und weil die Beobachtung anderer selten mit völliger Sicherheit zu den Beweggründen der Seelenäußerungen vordringen kann.

Aber die empirische Psychologie hat deshalb hohen Wert, weil sie, die Selbsterkenntnis fördernd, die Mahnung des delphischen Gottes „Γνῶθι σεαυτόν“ erfüllen hilft, ferner weil sie Vorbedingung zu tieferer Erkenntnis der Welt und Gottes ist, endlich weil sie eine vernünftige Thätigkeit mannigfach erleichtern und unterstützen kann.

Zweiter Abschnitt. Die menschliche Seele im allgemeinen.

§ 7. Die lebenden Wesen.

Die menschliche Seele ist an den menschlichen Leib gebunden. Dieser gehört nach seiner natürlichen Beschaffenheit zu dem Reiche der lebenden, insonderheit der tierischen Wesen.

Die lebenden oder organischen Wesen unterscheiden sich von den unorganischen oder leblosen, wie schon der Name sagt, durch Leben (der Zeit nach) und Organisation (dem Raume nach).

Leben ist eine stetige sich in bestimmtem Rhythmus bewegende Thätigkeit, die auf volle Entfaltung und Erhaltung der Kräfte des Wesens, in dem sie sich findet, bez. seiner Gattung gerichtet ist und sich namentlich durch Wiedererzeugung mittels Ernährung, Umlauf von Säften und Fortpflanzung vollzieht.[1]) Das lebende Wesen schlägt dabei einen sich in verhältnismäßig beschränkter Zeit bewegenden, je für alle Individuen seiner Art typischen Gang der Entwickelung ein, indem es entsteht, wächst (nämlich von innen heraus sich ausdehnt), abnimmt und stirbt.

Organismen sind Wesen, deren Teile als Organe (Werkzeuge) zur Erhaltung des Lebens des Ganzen dienen, während sie zugleich durch das Leben selbst erhalten werden; sonach stehen hier alle Teile gegenseitig in bestimmter Wechselbeziehung von Mittel und Zweck. Man kann daher Organismen nur bis zu gewissem Grade verstümmeln, ohne ihr Dasein zu gefährden, und schädigt sie desto mehr, je mehr man sie verstümmelt, während man an unorganischen Gegenständen, wenn man sie beliebig zertrümmert, zunächst höchstens die Form vernichtet. Organismen sind daher vorzugsweise Individuen, d. h. ungetrennte Einheiten.[2]) Sie bestehen ferner zum Teil aus bestimmten Stoffen, von denen man bisher manche nicht hat künstlich nachbilden können,[3]) und haben eine beschränkte Größe und eigentümliche Gestalt: je die gleichen Arten haben in typischer Weise in gleichen Entwicklungsstadien gleiche oder ähnliche Gestalten, die nach dem Gesetze des Lebens sich in gleicher Weise unmerklich ändern.[4])

[1]) Der Körper eines lebenden Wesens ist daher in Zeit und Raum nie streng abgeschlossen. Er gleicht nur einem Strudel in einem großen Strom, wie

in anderer Hinsicht einem Brennglas, das von außen her Strahlen sammelt. (Lotze, Mikrokosmus, 1^3, S. 153 ff.) Bis jetzt hat man nicht nachweisen können, daß ein lebendes Wesen aus leblosen Stoffen entstanden wäre.

[2]) Auch Krystalle und viele Himmelskörper sind Individuen; aber beide sind weder lebende noch organische Wesen und, wenn sie auch bestimmte aber mehr geometrischen Körpern gleichende Gestalten haben, so fehlt ihnen doch ein fester Entwickelungsgang.

[3]) Die gestaltbildenden Massen der Organismen bestehen namentlich aus mannigfachen chemischen Verbindungen von Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Stickstoff unter einander und mit anderen Stoffen. Man nennt jene 4 Stoffe daher auch Organogene.

[4]) Was die Größe betrifft, so erreicht kein Tier eine größere Höhe als von 7 m, keine Pflanze wahrscheinlich über c. 100 m, während sich die unorganischen Stoffe in so ungeheuern Massen vorfinden wie in den Gebirgen, den Oceanen, der Atmosphäre, den Weltkörpern u. a. m.

Alle Organismen bestehen aus festen Bestandteilen und Saft. Jeder organische Saft enthält kleine Körnchen, aus denen sich allmählich Zellen bilden, die Grundorgane der Pflanzen- und Tierwelt, die aus einem Kern in der Mitte, einer (verschieden gestalteten) Peripherie und Saft dazwischen bestehen und sich teilen. Zellengewebe (genauer: Parenchyme) bilden den Grundbestandteil organischer Wesen; aus ihnen entwickeln sich großenteils Gefäße, Fasern u. a. Alle organischen Wesen neigen zur Rundung. Ihre Glieder sind meist harmonisch geordnet, namentlich strahlenförmig um einen Mittelpunkt herum, oder, was noch häufiger ist, so, daß sie in geordneten Abständen, oft symmetrisch, an einem spindel- oder walzenförmigen Körper stehen.

§ 8. Die drei Entwickelungsstufen des Lebens.

Das Leben entwickelt sich in drei Hauptstufen:

1) Die Pflanzen haben keine willkürliche Bewegung und Empfindung.[1]) Ihr Leben ist noch nicht innerlich geworden und beschränkt sich auf Bildsamkeit (Plasticität).

2) Die Tiere können sich willkürlich bewegen und empfinden.[2]) Sie haben eine Seele, bleiben aber mit ihr von den Bedürfnissen des Augenblicks abhängig. Sie

Wandeln und weiden
Im dunkeln Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens
Gebeugt vom Joche
Der Notdurft. (Goethe.)

3) Der Mensch hat einen animalischen Körper, ragt aber weit über dem Tier hervor.[3])

[1]) Einige Pflanzen scheinen etwas der Empfindung Ähnliches zu verraten, z. B. die Balsamine (Impatiens noli me tangere), deren Samenkapseln bei der leisesten Berührung die Samen fortschleudern, die Venusfliegenfalle (Dionaea muscipula) und der Sonnentau (Drosera rotundifolia), deren Blätter sich bei Berührung durch Insekten zusammenklappen und so dieselben behufs ihrer Ernährung fangen. Doch sind wir ganz außer Stande, uns vorzustellen, inwiefern etwa die hierdurch bekundete Reizbarkeit einer Empfindung ähnlich sein könnte. Eine solche ist damit für menschliche Erkenntnis ebensowenig nachgewiesen wie in dem abgeschnittenen Froschschenkel, der unter elektrischer Einwirkung in Zuckungen gerät.

[2]) Physiologisch kann man den Unterschied zwischen Pflanzen und Tieren näher auch noch dahin bestimmen, daß die Pflanze in getrennte Funktionsherde zerfällt, die nur bei unmittelbarer Berührung in Wechselwirkung treten, daß dagegen bei den Tieren funktionelle Gemeinschaft weit von einander geschiedener Teile (namentlich durch die Nerven) stattfindet (Wundt, Grundzüge der physiologischen Psychologie S. 21). Tiere entnehmen auch ihre Nahrung nie der unorganischen Welt, sondern erhalten sie schon immer, wie sie in den Pflanzen oder anderen Tieren verarbeitet sind, Pflanzen fast durchweg der unorganischen Welt.

Auf den untersten Stufen sind Pflanzen und Tiere so schwer zu unterscheiden, daß man zwischen ihnen eine Zwischenstufe angenommen hat.

[3]) Jede höhere Stufe des Lebens nimmt die niedere in sich auf. So zeigt sich in den Tieren auch vegetatives Leben, im Menschen sowohl dieses wie das animalische.

§ 9. Die Vorzüge des Menschen.

Der Mensch unterscheidet sich auch von den höchst organisierten Tieren durch den dauernd aufrechten Gang, der die Hände, welche bei ihm allein scharf von den Füßen unterschieden sind,[1]) zu den feinsten Verrichtungen frei läßt, durch ausgebildete Sprache[2]) und durch seine geistigen Vorzüge, vollkommenes Selbstbewußtsein und freie Selbstbestimmung.

Um den großen Umfang seines gesamten Wesens zu bezeichnen, hat man ihn der Welt, dem Makrokosmus, gegenüber als Mikrokosmus (kleine Welt) bezeichnet. Diese Bezeichnung ist bis zu einem gewissen Grade darin begründet, daß er

1) in seinem Leibe gleichsam einen Auszug der äußeren Welt darstellt, nämlich

a. die unorganische Natur in seinem starren Knochensystem;[3])

b. die vegetative namentlich in seinem Verdauungs-, Atmungs-, Gefäß- und Fortpflanzungssystem;

c. die animalische in seinem Muskel- und Nervensystem.

2. In seinem Geiste hat er ein umfassendes Bild
   a. der äußeren Welt, die ja nach menschlichem Wissen zunächst auch nur als Vorstellung des Menschen, wenn auch als objektive, vorhanden ist,
   b. des gesamten Geisteslebens, das sich in dieser äußeren Welt offenbart, daher auch Gottes.[4]) Sonach kommt also, nach menschlicher Erfahrung, auf Erden die Welt nur durch den Menschen zum Bewußtsein ihrer selbst.

[1]) Affen können immer nur auf kürzere Zeit und mit krummen Knieen aufrecht gehen; sie haben auch nie zugleich zwei Vorderglieder, die richtige Hände mit entgegenstellbaren Daumen, und zwei Hinterglieder, die richtige Füße ohne solche Daumen sind. Daher ist die vollkommene Ausbildung der Hand dieses ὄργανον ὀργάνων (Ar. de an. III, 8, 2) auch für den Menschen so äußerst bezeichnend (Lotze, Mikrokosmus II³ S. 203 ff.)

[2]) Die Tiere sprechen nur, wenn dazu durch den Menschen abgerichtet, und auch dann nur wenige Worte.

[3]) Besonders in den Knochen, die dem Gewichte nach etwa 1/10 der gesamten körperlichen Masse bilden, finden sich (zu c. 2/3) erdige Bestandteile (Phosphor, Kalk-, Talkerde u. a.), die beim Verbrennen als Asche zurückbleiben. Sonst sind die 4 Organogene auch die Grundbestandteile des menschlichen Körpers; namentlich besteht derselbe zu c. 3/4 aus Wasser, das sich vielfach auch in den festen Teilen findet.

[4]) Daher sagt Aristoteles (de an. III, 8, 1) kühn: ἡ ψυχὴ τὰ ὄντα πώς ἐστι πάντα· ἢ γὰρ αἰσθητὰ τὰ ὄντα ἢ νοητὰ, ἔστι δ'ἡ ἐπιστήμη τα ἐπιστητά πως, ἡ δ'αἴσθησις τὰ αἰσθητά.

§ 10. Die Beschaffenheit der Nerven.

Diejenigen Organe, welche vorzugsweise der seelischen Thätigkeit dienen, sind die Nerven. Sie bestehen namentlich aus Nervenfasern und Nervenzellen.

Die Nervenfasern sind mikroskopisch feine sich lang hinziehende Fasern von nur 1/50 bis 1/1000 mm Dicke; wenn sie vollständig sind, bestehen sie aus einer durchsichtigen Scheide (der Nervenscheide), zähflüssigem eine eiweißartige Masse bildendem Mark (Markscheide) und, zu innerst, einem gestrichelten, vielleicht aus Fibrillen (Fäserchen) zusammengesetzten Achsencylinder; an manchen Nerven fehlt aber das Mark, an anderen auch die Nervenscheide.

Die Nervenzellen sind großenteils durch netzförmig ausgebreitete kleinere Nervenfasern unter sich und mit den längeren Fasern verbunden; sie haben einen Durchmesser von 1/1500 bis 1/200 mm.[1])

Es giebt zwei Hauptsysteme von Nerven, ein animalisches und ein vegetatives. Das letztere, auch Gangliensystem genannt, weil es viele Nervenknoten oder Ganglien enthält, die vorzugsweise aus Nervenzellen bestehen, hat seinen Sitz namentlich in der Bauch- und Brusthöhle und vermittelt die vegetativen Thätigkeiten der Ernährung (einschl. des Blutumlaufs und der Atmung) und der Absonderung. Das animalische Nervensystem dient der Empfindung und Bewegung. Seine Nerven finden sich in Centralorganen zu größeren Massen zusammengehäuft, im Gehirn, das namentlich aus dem großen und kleinen Gehirn besteht (beide bilden je 2 großenteils getrennte Halbkugeln, ersteres liegt im Vorder- und Ober-, letzteres unten im Hinterschädel) und Rückenmark, das durch das verlängerte Rückenmark (medulla oblongata) mit dem kleinen Gehirn in Verbindung steht.

Auf dem Wege von den Centralorganen zu den beweglichen Gliedern werden die Nerven in gemeinsamer Umhüllung zu größeren Bündeln zusammengefaßt. Aus diesen dickeren Stämmen treten in der Nähe der Muskeln kleinere Bündel heraus, deren Fasern sich zuletzt in die Muskeln senken.

Die an die Oberfläche des Körpers herantretenden Nerven nennt man peripherische: oft versteht man unter diesen auch die gesamten sich von den Centren des Körpers nach dessen Oberfläche hin ziehenden Nerven.

[1]) Die Nervenfasern scheinen namentlich zur Fortleitung der Erregungen bestimmt, die Nervenzellen zur Ansammlung von Spannkräften (d. h. ruhenden Kräften), welche bei eintretender Erregung großenteils ausgelöst (in Wirksamkeit gesetzt) werden. Sie dürften daher bei aller auf gesammelter Kraft beruhenden Thätigkeit von besonderer Bedeutung sein, z. B. bei der vegetativen Thätigkeit, sofern diese ohne besondere äußere Reize arbeitet, bei der Hemmung dieser Thätigkeit, soweit sie möglich ist, bei der Übertragung einer Nervenerregung auf einen andern Nerven, vielleicht auch bei der Umsetzung der Erregung in bewußte Empfindung, bei der Thätigkeit des Gedächtnisses, der reproduktiven Phantasie, des Gemüts und bei allen Gewohnheiten. Sie bilden daher mit ihren Fortsätzen auch fast das ganze Gehirn und Rückenmark.

§ 11. Die Funktion der Nerven.

In den Nerven finden in einer noch nicht genügend ermittelten Weise chemische und elektrische Vorgänge statt, die durch Blutzuführung und -ausscheidung reguliert werden.[1]) Die Nerven pflanzen

Erregungen, die in ihnen erzeugt sind, mit verschiedener Geschwindigkeit, im Durchschnitt etwa von $^1/_{25}$ bis $^1/_{30}$ Sekunde auf 1 m fort, also etwa 12 bis 10 mal so langsam als der Schall fortgepflanzt wird; sind Erregungen von den peripherischen Nerven bis zu dem Gehirn gelangt, so dauert es dort noch etwa $^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ Sekunde, bis sie zum Bewußtsein kommen.[2])

Die Nerven scheiden sich in *sensible*, welche durch centripetale Fortführung der durch Reiz erzeugten Erregungen die Empfindung vermitteln, und *motorische*, welche durch centrifugale Thätigkeit (von den Centralorganen aus) die Bewegung des Körpers vermitteln. Wenn erstere durchschnitten werden, wird nur Empfindung (nicht Bewegung), wenn letztere, nur Bewegung (nicht Empfindung) unmöglich gemacht.[3])

Empfindungen und Bewegungen, unter welchen letzteren die Reflexbewegungen, d. h. die auf einen Reiz hin sich unwillkürlich einstellenden die einfachsten sind, bilden die Grundlage alles Seelenlebens, wie sehr auch aus ihnen etwas Höheres, Neues und Selbständiges hervorgeht.[4])

Empfindung und Bewegung sind aber vor allem an die Centralorgane gebunden. *Rückenmark* und *verlängertes Mark* vermitteln namentlich die Reflexbewegungen (§ 84) — am sichersten tötet daher ein Hieb durch das Genick, die Stelle des verlängerten Marks, in welchem sich auch der „Lebensknoten" (noeud vital) befindet; das *kleine Gehirn* scheint großenteils die willkürlichen Bewegungen nach den ihm vermittelten Empfindungen zu regulieren, *das große Gehirn* namentlich Sitz der bewußten Empfindung, der Intelligenz und des selbstbewußten Willens zu sein. Einzelne Teile des Gehirns haben hinwiederum für besondere seelische Thätigkeiten besondere Bedeutung, z. B. ist die *graue Substanz* der Gehirnrinde für die Bildung der Vorstellungen von Bedeutung (vielleicht von regulierender), die *Sylvische Grube* für die Sprache u. s. w. Dennoch kommt es vor, daß Menschen etwas von ihrer Hirnsubstanz verlieren, ohne an geistiger Kraft einzubüßen, und Tiere können ganze Teile ihres Gehirns verlieren, ohne in ihrer geistigen Kraft eine erhebliche Änderung zu zeigen.[5])

[1]) Daher ist im Gehirn besonders reichlich Blut vorhanden. Während das menschliche Gehirn im ganzen $^1/_{45}$ des gesamten menschlichen Körpers an Gewicht ausmacht, beträgt die im Gehirn befindliche Blutmasse $^1/_6$ alles Bluts im menschlichen Körper.

[2]) Nach anderweitig angestellten Versuchen vergeht, wenn die Wirkung eines

Empfindung (z. B. im Auge) erzeugenden Reizes von mittlerer Stärke mit der Hand, also durch willkürliche Bewegung, registriert werden soll, im ganzen durchschnittlich 1/5 Sekunde während des ganzen Vorganges., bei einem Reiz von geringer Stärke c. 1/3 Sekunde (vgl. u. a. Wundt, Physiol. Psychol. S. 730 ff.) Dieser Zeitraum umschließt also: Einwirkung des Reizes, Entstehung und Fortpflanzung der Erregung zum Gehirn, Bewußtwerden derselben, Veranlassung einer Bewegung im Gehirn und Fortpflanzung dieser Erregung bis zur Hand. Man mißt das an Maschinen, welche den Zeitpunkt des Reizeintritts selbst registrieren und dabei durch rotierende Gegenstände noch sehr kleine Teile einer Sekunde anzugeben imstande sind.

[3]) Die Vorgänge in beiden Arten von Nerven scheinen von wesentlich gleichem Charakter zu sein. Man kann einen Empfindungsnerven mit einem Bewegungsnerven zusammenheilen; dann erfolgt gleichzeitig mit Empfindung auch immer Bewegung.

[4]) Es sollten also schon hier die physiologischen Vorgänge bei den Sinnesempfindungen und Bewegungen besprochen werden. Es wird dies aber für den folgenden Teil (§ 19. § 33 Anm. 2. § 84) vorbehalten, um den Stoff nicht zu zerreißen.

[5]) Es wird dies wohl wesentlich dadurch unterstützt, daß die Nerven in einer noch nicht genügend ermittelten Weise mehrfach stellvertretend für einander zu wirken geeignet scheinen. Wenn daher der Verlust eines Teiles des Gehirns manche Tiere auch anfänglich mancher seelischen Fähigkeiten beraubt, so können sie doch oft durch allmähliche Gewöhnung die eintretenden Schwächen überwinden.

§ 12. Die Entwickelungsstufen des Seelenlebens.

Die Seele gelangt nur allmählich zur Ausbildung. Man kann namentlich drei Stufen unterscheiden, welche sie durchläuft.

1. Auf der *untersten Stufe* führt die Seele noch im wesentlichen ein bloß *sinnliches* Leben; sie eilt von Einzelnem zu Einzelnem, hat aber auch nur ein verworrenes Bild von den einzelnen Vorgängen in ihr, ist sich ihres Unterschiedes von der übrigen Welt noch nicht recht bewußt und lernt erst allmählich die Empfindungen richtig auf äußere Objekte deuten, zumal anfangs die Sprache fehlt; sie folgt ihren Trieben und ahnt sich nur dunkel als stetige empfindende und begehrende Einheit. Die Vorstellung des „Ich" fehlt noch.[1])

2. Die *zweite Stufe* kann als *sinnlich-geistige* bezeichnet werden, weil in ihr das sinnliche Leben zwar noch sehr mächtig ist, aber der Geist daneben schon reiche Thätigkeit entfaltet. Das *Bewußtsein* ist erwacht d. h., wie das Wort lehrt, es ist eine gewisse nach Gesetzen zusammenhängende Summe des Wissens (des deutlichen Erkennens, das sich unter Umständen auf Gründe bezieht) beisammen und kann willkürlich vergegenwärtigt werden. Die Seele unterscheidet sich

allmählich von der übrigen Welt, bringt Klarheit und Ordnung in ihre Vorgänge und stellt aus ihnen immer reichere Gruppen zusammen, so daß sie schon das Übersinnliche ahnt. Sie läßt sich von Begierden und Rücksichten der Zweckmäßigkeit leiten. So erfaßt sie sich als „Ich", als stetiges sich in allem Wechsel behauptendes und mit sich übereinstimmendes selbständiges Subjekt aller in ihr eintretenden Veränderungen, das sich den Objekten gegenüberstellt; als solches Ich erlebt sie eine immer reicher werdende Lebensgeschichte, deren Eigentümlichkeit namentlich von der Entwickelung der Gefühle und Begehrungen, durch die sich das Ich gegenüber der Welt und den anderen Ich behauptet, und des Interesses, das es den einzelnen Dingen zuwendet, abhängt. Doch kommen Schwankungen vor: während die Seele noch oft, fremdem Einfluß hingegeben, sich selbst nicht richtig erfaßt, zeigt sie andererseits, namentlich zu Anfang, Neigung, das Gebiet der Seele und des Ich über die berechtigten Grenzen hinaus auszudehnen.[2])

3. Die dritte Stufe, die nie vollkommen erreicht wird, kann als die rein geistige bezeichnet werden, weil in ihr der Geist zur vollkommenen Herrschaft über das ganze eigene Leben gelangt. Die Seele hat nun einen umfassenden Überblick über das, was sie wahrgenommen und erlebt hat, und betrachtet das Einzelne im Lichte des Allgemeinen und Übersinnlichen; sie ist sich ihres Zieles und der Bedeutung der Welt klar bewußt; sie setzt zwischen sich und dieser die richtigen Grenzen, bringt beide in angemessene Beziehung zur Gottheit und erringt so auch die wahre Freiheit und Selbstbestimmung.

Zwischen diesen Entwicklungsstufen gibt es aber keine scharfen Grenzen, sondern es findet unter fortwährendem Auf- und Abwogen der Entwickelung ein sehr allmählicher Übergang statt: auf der ersten Stufe, etwa in der allerersten Lebenszeit, gelangt die Seele wenig über das vegetative Leben hinaus; auf der zweiten Stufe unterscheidet sie sich oft auch nicht bedeutend von der animalischen Seele; die freie Geistigkeit aber ist der unzweifelhafte Vorzug der menschlichen Seele, wenn auch viele zu ihr sich nur in beschränkten Zeitabschnitten erheben.

[1]) Der Moment, in welchem Kinder „Ich" sagen, bezeichnet ein wichtiges Moment in der Entwickelung. Der Philosoph J. G. Fichte, in dessen Philosophie das Ich eine große Rolle spielte, hatte daher diesen Tag, wie er behauptete, im Gedächtnis behalten.

[2]) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht die Lust der Kinder, alles zu beseelen, der im Völkerleben die Periode der Mythenbildungen entspricht, wie ihre naive

Selbstsucht, bei Jünglingen der subjektive Idealismus, der das Leben meistern will, verbunden mit einem oft leidenschaftlichen Aufwallen.

§ 13. Die Grundkräfte der Seele.

Die Seele besitzt mancherlei Kräfte. Einige derselben kann man als Grundkräfte bezeichnen. Man hat dieselben auch Vermögen genannt, um dadurch anzudeuten, daß diese Kräfte nicht wie Naturkräfte zu jeder Zeit wirksam zu sein, sondern bei Gelegenheit zu ruhen scheinen. Dies hat insofern Bedenken erweckt, als dadurch die Vorstellung entstehen könnte, daß jene Kräfte scharf von einander getrennt und jede für sich etwas Selbständiges sind. Dies ist aber nicht der Fall: die Seele ist etwas durchaus Einheitliches; alle Kräfte, die sie besitzt, haben nur in ihr als Ganzem ihren Grund und gehn unmerklich in einander über. Da aber auch die Sprache zwischen ihnen bestimmt unterschieden hat, und da die Äußerungen der Seele verschieden sind, so kann man auch den Ausdruck „Vermögen" beibehalten, wenn man damit die richtige Vorstellung verbindet.

Diese Vermögen sind nun z. T. schon in der animalischen Seele vorhanden: da dem Menschen gleich den Tieren Empfindung und willkürliche Bewegung zukommt, so hat er sonach auch ein Empfindungs- und (Willkür-) Willensvermögen. Auf Grund von Empfindungen kann aber die Seele ferner zu Erkenntnissen gelangen, Bilder in sich aufnehmen und neu gestalten und in Gefühlen der Lust oder Unlust auf- und abschwingen. Danach kann man also vier Grundkräfte oder Grundvermögen unterscheiden:

1. Das Erkenntnisvermögen, das Vermögen, durch Sonderung der einzelnen Empfindungen und Beziehung derselben auf einander Objekte (einschließlich des Ich) nach ihrer Bedeutung namentlich als Vorstellungen, zu erfassen, zu ihrer Ordnung und zur Erfassung des Zusammenhanges alles Seienden zu gelangen;

2. Das Anschauungsvermögen, das Vermögen, durch die Empfindungen Objekte als äußere Erscheinungen aufzufassen, durch Einbildungskraft wieder zu erzeugen und zu idealen Gebilden umzugestalten;

3. Das Gefühlsvermögen, das Vermögen, auf Veranlassung von Empfindungen oder Vorstellungen den eigenen Lebenszustand unmittelbar (ohne Vermittelung von Vorstellungen) als Lebensförderung

oder -hemmung zu erfassen und ihm unmittelbar zuzustimmen oder ihn abzulehnen;

4. Das Willensvermögen, das Vermögen, auf Grund von Empfindungen oder Vorstellungen aus eigener innerer Kraft Ursache von Wirkungen außer oder an sich zu sein.*)

*) In kurzer wenn auch nicht ganz zutreffender Weise werden diese Vermögen in ihrer entwickelten Gestalt im täglichen Leben auch wohl als Intelligenz (Verstand und Vernunft), Phantasie, Gemüt und Charakter bezeichnet. — Im Erkennen und Anschauen erscheint der Mensch überwiegend den Objekten hingegeben; je reiner er diese auffaßt und wiedergiebt, desto vollkommener ist seine Thätigkeit in jener Richtung; in Gefühlen (die freilich auf die Anschauung oft großen Einfluß haben) erscheint der Mensch am meisten als subjektiv thätig; je ausgeprägter seine Subjektivität ist, desto lebhafter sind seine Gefühle; im Wollen und Handeln arbeitet der Mensch seine Subjektivität in die objektive Welt hinein, was um so besser gelingt, je mehr er seine Subjektivität der objektiven Welt anpaßt.

§ 14. Die Entwickelung der Seelenvermögen.

Auch diese Vermögen entwickeln sich in jenen drei Stufen, so daß man im allgemeinen folgendes Schema von der Thätigkeit der Seele entwerfen kann:

	Sinnliche Stufe.	Sinnlich-geistige Stufe.	Geistige Stufe.
Erkenntnisvermögen:	Wahrnehmung	Reflexion (Verstandesthätigkeit)	Vernunftthätigkeit
Anschauungsvermögen:	Anschauung	Phantasiethätigkeit	Künstlerische Gestaltung*)
Gefühlsvermögen:	Sinnliches Gefühl (Empfindung)	Sinnlich-geistiges Gefühl	Ideales Gefühl
Willensvermögen:	Trieb	Willkürliche Thätigkeit	Sittliche Selbstbestimmung.

Gegenstand der Thätigkeit auf der höchsten Stufe ist namentlich die Wissenschaft (das Wahre), die Kunst (das Schöne), die Religion (das Göttliche) und das sittliche Leben (das Gute).

*) Sofern die Seele sich der erkennenden Thätigkeit hingiebt, ist sie zuerst namentlich mit Wahrnehmungen, dann mit Vorstellungen, dann mit Ideen beschäftigt; sofern sie sich der anschauenden Thätigkeit hingiebt, erst mit Anschauungen, dann mit Bildern, dann mit Idealen.

§ 15. Das Verhältnis der Vermögen zu einander.

Das Leben der Seele ist in Hinsicht auf diese vier Vermögen in der Regel von der Art, daß sie, wenn sie sich auch vorwiegend in einer Richtung bewegt, doch auch nach anderen Richtungen hin regsam ist. In einzelnen Zeitabschnitten überwiegt die Wirksamkeit eines Vermögens (in der Kindheit Empfindung, in der Jugend Phantasie, im Mannesalter energischer Wille, im Greisenalter beschauliches Denken, vgl. § 104), aber in keinem Augenblicke des wachen Zustandes der Seele hört eine jener vier Hauptwirkungsarten völlig auf.

Das Erkennen drängt zu anschaulicher Zusammenstellung, wird von einem gewissen Grade des Interesses (also des Gefühls) begleitet und verlangt Aufmerksamkeit und Fleiß, also Willenskraft, abgesehen davon daß es Folgerungen auf das zu Erstrebende nahe legt, also dem Willen seine Ziele anweist.

Das Anschauen äußerer Erscheinungen nötigt zu beziehender (also erkennender) Vergleichung einzelner Teile, ist von Wohlgefallen oder Mißfallen begleitet und weckt Wunsch oder Widerwillen.

Das Fühlen enthält ein Urteil über Wert oder Unwert der Dinge, ist regelmäßig von Anschauungen und Bildern begleitet und trägt den Keim von Begierden und Wünschen in sich.

Das Wollen (bez. Handeln) bedingt Erwägung von Zwecken und ihnen dienenden Mitteln, richtet sich schließlich auf anschaulich gedachte Objekte und erzeugt Gefühle der Befriedigung oder Nichtbefriedigung.

§ 16. Bedingtheit der Vermögen.

Die Vermögen sind im Menschen nur als Anlagen vorhanden. Ihre Entwickelung ist bedingt

1. durch die Individualität der Seele, d. h. durch die zum Teil auf Vererbung beruhende, zum Teil nicht auf genügende Weise aus äußeren Verhältnissen abzuleitende in die Schöpfung immer wieder als etwas Neues eintretende Eigenart der einzelnen Seele;

2. durch äußere Einflüsse, namentlich Erziehung, Diät, Umgebung, Heimat und Vaterland, Zeit u. a.;

3. durch die Entwickelung des Lebens, sofern dasselbe durch die eigenen Handlungen bestimmt wird (vgl. § 96).

In gleicher Weise sind diese Vermögen im Leben der Völker von sehr verschiedener Stärke; ihre Entwickelung ist von denselben Bedingungen abhängig.

Dritter Abschnitt. Die Thätigkeit der Seele nach ihren verschiedenen Vermögen.

A. Das Erkenntnisvermögen.

§ 17. Wert und Bedeutung der erkennenden Thätigkeit.

Unter allen Thätigkeiten der Seele erscheint die erkennende als die bedeutungsvollste, weil durch sie die eigentümliche Kraft der menschlichen Seele am klarsten und umfassendsten zum Ausdrucke gelangt,[1]) wenn sie sich auch am langsamsten entwickelt und am spätesten kräftig ausgebildet wird. Auf der untersten Stufe besteht sie vorzugsweise in der Wahrnehmung,[2]) welche sich durch die Sinne vollzieht, auf der folgenden in der Verstandesthätigkeit, die, von Vorstellungen ausgehend, zu Urteilen und Schlüssen gelangt, auf der höchsten Stufe erhebt sie sich zur begrifflichen Erkenntnis in umfassenden Wissenschaften, und zu den höchsten Ideen der Menschheit.

Die erkennende Thätigkeit wird wesentlich gefördert, wenn sich das Gefühl als Interesse dem zu erkennenden Gegenstande zuwendet, eine glückliche Phantasie sein Bild, auch wenn er abwesend ist, möglichst klar erhält und ein energischer Wille die Seele, wenn sie sich abwenden möchte, zu andauernder Beobachtung und Betrachtung zwingt: aber heftige Affekte, eine üppige, gern im Glanz der äußeren Erscheinung schwelgende Phantasie und ein nach Thätigkeit drängender Sinn ziehen oft von der Erkenntnis, die Ruhe und Sammlung erfordert, ab.

Alles wahrhafte Erkennen erfüllt mit Freude, während uns die Behinderung desselben unangenehm ist; leicht beschwingt es die Phantasie, namentlich durch den Wunsch, die erkannten Gegenstände möglichst klar mit dem geistigen Auge zu schauen; für unser Wollen und Handeln aber ist die Erkenntnis gewisser Grundsätze von so hoher Bedeutung, daß einst Sokrates annahm, die Tugend sei ein Wissen (*ἀρετὴν εἶναι ἐπιστήμην*).

[1]) Arist. de an. I, 1, 9 *μάλιστα δ'ἔοικεν ἴδιον* [*ψυχῆς*] *τὸ νοεῖν*. Manche Philosophen, z. B. Herbart (1776—1841) erblicken daher im Vorstellen, auf dem das Erkennen beruht, das eigentliche Wesen der Seele.

[2]) Die Wahrnehmung ist aber mit der Anschauung so innig verbunden, daß sie thatsächlich kaum je von ihr getrennt scheint. Wahrnehmen heißt nicht „für wahr nehmen", sondern „in acht (Obacht) nehmen, beobachten" von war (mhd) „Acht, Aufmerksamkeit". Es bezeichnet also ein achtsames Aufnehmen.

I. Die Wahrnehmung.

a. Allgemeines.

§ 18. Entstehung der Wahrnehmung.

Die Wahrnehmung kommt im allgemeinen mit Hilfe der Sinne folgendermaßen zu Stande:

Ein Reiz wirkt mit einer gewissen Stärke[1]) auf Nerven eines Sinnes und erregt sie; die Erregung pflanzt sich in die Centralorgane fort; unter Vermittelung dieser wird sie durch die der Wissenschaft unerklärbare Kraft der Seele in Empfindung umgesetzt; wird die Seele auf diese aufmerksam, so erhält sie dann einen Eindruck von dem den Reiz erzeugenden Gegenstand; sie macht entweder mehr eine Wahrnehmung, wenn sie jene Empfindung mehr nach ihrer eigentümlichen Beschaffenheit, namentlich den einzelnen an ihr hervortretenden Seiten, in andere ähnliche Empfindungen bez. in eine bestimmte Art einreiht und sich also die Frage beantwortet, was die Empfindung ist, oder sie erhält mehr eine Anschauung, wenn sie jene Empfindung mehr nur als Ganzes im Glanze ihrer äußeren Erscheinung mit Kraft und Lebendigkeit auffaßt.

Die Seele lernt nur sehr allmählich Wahrnehmungen machen; in mühsamer Arbeit, oft fehlgreifend, muß sie dieselben bilden und so das Material für Vorstellungen herbeischaffen lernen.[2]) Sie ist nicht, wie der englische Philosoph Locke (1588—1679) annahm, gleich einer unbeschriebenen Tafel (tabula rasa), in welche die Dinge ihre Schriftzüge eintragen; aber sie ist doch nur mit Anlagen ausgestattet, die erst durch lange Erfahrung (ἐμπειρία) gleichsam durch langes Umherfahren oder -wandern der Seele in der äußeren Welt, zu klaren Vorstellungen entwickelt werden können.[3])

[1]) Ist der Reiz nicht stark genug (§ 19), so kann er zwar noch eine undeutliche Empfindung hervorrufen, die nicht ohne Einfluß auf das Gemeingefühl ist, aber sie führt nicht zu einer Wahrnehmung oder Anschauung. Diese letzteren aber geben die erste Beziehung auf ein äußeres Objekt; Empfindung ist hingegen etwas Subjektives.

[2]) Die geistige Arbeit des Kindes in den ersten Lebensjahren ist daher, obgleich fast ohne Bewußtsein erfolgend, eine so ungewöhnlich große wie nur irgend in späterer Zeit (§ 104). Infolge der starken Arbeit, welche die Entwickelung der Seele erfordert, reift auch der Mensch so langsam und erfreut sich einer so langen Kindheit und Jugend. Das Tier durchläuft nur eine geringe geistige Entwickelung und hat daher kaum eine Jugend. Es beruht dies zum Teil

darauf, daß es in jedem Augenblick unter der Präponderanz eines Sinnes steht und kein Bedürfnis empfindet, die Dinge mehrseitig zu erfassen. Daher behält es etwas leidenschaftlich Unruhiges — selbst zur Entwickelung der Sprache mangelt den sprachfähigen Tieren die Ruhe — aber auch etwas Typisches. Auf dem letzteren beruht dann wieder die Verwendung der Tiere in der Fabel und die Tiersymbolik.

[2]) Die Erkenntnis aus der Erfahrung heißt auch Erkenntnis a posteriori (sc. parte) und wird von der Erkenntnis a pridri, d. h. der Erkenntnis rein aus dem Wesen der Vernunft — so genannt, weil dem Menschen der Geist das Frühere, ihm Nähere zu sein scheint — unterschieden. In Wahrheit gibt es aber keine Erkenntnis ohne Erfahrung. Auch die höchsten Ideen z. B. von Gott, der Welt, der Seele, sind der menschlichen Seele nicht fertig eingepflanzt, sie muß sich dieselben in steter Entwickelung, immer auf dem Boden der Erfahrung stehend, erringen. Aber sie vermag dies nur weil ihr der Keim zu solchen Ideen eingepflanzt ist, also kraft ihrer eigentümlichen Natur: insofern ist also in jeder Seele ein aprioriſches Element vorhanden. Selbst die Anschauungen des Raumes und der Zeit sind der Seele nicht eingepflanzt, sondern müssen durch starke geistige Arbeit erworben werden.

§ 19. Die Empfindungen.

Die Empfindungen sind verschieden nach Inhalt (Qualität), Stärke (Quantität) und Betonung.

Der Inhalt der Empfindung hängt namentlich von der Beschaffenheit des wirkenden Reizes ab: inhaltlich verschieden sind z. B. die Empfindungen der Farben und Töne, ferner der verschiedenen Farben und Töne je unter sich. Die Stärke (Intensität) einer Empfindung ist bedingt durch die Stärke des Reizes, die Betonung besteht in dem durch die Empfindung erzeugten Behagen oder Unbehagen, der unmittelbar erfaßten Lebensförderung oder -hemmung.

Alle Reize wirken durch Bewegung. Die geringste erfordert der des Druckes, daran schließen sich mit wachsender Schnelligkeit Schall, Wärme, Licht (und Elektricität). Die Stärke der Empfindung ist, wie das wichtige Webersche Gesetz feststellt, in der Weise von der Stärke des Reizes abhängig, daß ein Zuwachs der Empfindung immer nur nach Verhältnis des schon vorhandenen Reizes eintreten kann,[1]) daß also wenn dieser in geometrischer Prozession, jene in arithmetischer wächst.[2]) Überhaupt wirkt aber der Reiz erst, wenn er einen bestimmten Grad erreicht hat und bewirkt über einen bestimmten Grad hinaus keine Steigerung der Empfindung mehr. Zu starken Reizen ist die Seele nicht gewachsen: das volle Licht der Sonne kann das Auge nicht sehen. Die Nerven besitzen also nur eine bestimmte Kraft, die

ausgelöst werden kann. [3]) Für die verschiedenen Empfindungen sind aber die Grenzwerte der Reize verschieden. Ferner findet Zunahme der Empfindung erst nach Überschreitung einer bestimmten Grenze des Zuwachses zum Reize statt, die je für verschiedene Empfindungen verschieden ist. Zunahme der Lichtempfindung spürt man schon nach Zunahme des Reizes um $^1/_{100}$ bis $^1/_{150}$ der früheren Stärke, der Muskelempfindung nach Zunahme um $^1/_{17}$, der Druck- und Schallempfindung nach Zunahme um $^1/_3$; Temperaturunterschiede von $0{,}1^0$ bis $0{,}2^0$ sind noch spürbar.

[1]) Es läßt sich dies wahrscheinlich als ein eigentümliches Gesetz für das ganze Leben der Seele festhalten, daß sie immer nur im Verhältnis zu der jeweilig ausgelösten Kraft und dadurch veranlaßten Thätigkeit in neue Thätigkeit eintreten und ihrer bewußt werden kann. Wundt nennt dies Gesetz das Gesetz der Beziehung und hat seine Wirksamkeit auch für das Gefühl klar dargethan (a. a. O. S. 428 ff.) Es zeigt sich namentlich auch in allen Kontrasterscheinungen: das Licht erscheint dem, der aus dem Dunkel kommt viel heller, die Gesundheit dem Rekonvalescenten viel wertvoller als dem Gesunden, dem Hungrigen die einfache Speise viel angenehmer als dem nicht Hungernden, dem Armen ein Groschen viel wertvoller als einem Besitzenden; ja es wird wohl auch beim Gelde ein Zuwachs immer im Verhältnis zu dem schon vorhandenen beurteilt: ähnlich erscheint aber dem Fröhlichen der Ernste oft pedantisch, jener diesem leichtsinnig. Gerade darin zeigt sich das durchaus innerliche Wesen der Seele, daß ihre Kraft nie eine fest abgegrenzte ist, sondern nach Verhältnis immer neu angeregt werden kann: hierauf beruht auch ihre Perfektibilität. — Eine Ahnung von jener Eigentümlichkeit der Empfindung scheint schon Aristoteles gehabt zu haben, wenn er de an. II, 12, 2 lehrt: *αἴσθησις (οὐ) μέγεθός ἐστιν, ἀλλὰ λόγος.* Die Empfindung ist nichts Quantitatives, sondern ein Verhältnis. Aristoteles erinnert dann auch daran, daß die Sinne nicht übermäßige Reize ertragen können. — Mit Obigem ist wohl ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Beseelten und dem Seelenlosen angegeben.

[2]) Wenn also ein Reiz r, um eine gerade noch spürbare Steigerung der Empfindung zu bewirken, auf $^4/_3$ r anwachsen muß, so muß dieser seinerseits auf $^4/_3 \times {}^4/_3$ r, ein Reiz 3 r auf 4 r anwachsen, um spürbare Steigerung empfinden zu lassen: wenn man zu 1 kg, um einen eben spürbar größeren Druck zu erzielen, $^1/_3$ kg hinzulegen muß, so muß man zu gleichem Zweck zu 3 kg nicht $^1/_3$ kg, sondern 1 kg zulegen. Man hat das auch so ausgedrückt: die Empfindung wächst proportional dem Logarithmus des Reizes. Ähnlich nimmt auch die Anzahl der Schwingungen tönender Gegenstände durch die Oktaven hin in geometrischer Progression zu, während die Oktaven bez. die zu ihnen gehörigen Empfindungen in arithmetischer Progression zunehmen, so daß z. B. die 4te Oktave $2^4 = 16$ mal die 7te $2^7 = 128$ mal so oft schwingt wie der Grundton.

[3]) Die Nerven können auch nicht fortwährend gleichmäßig stark gereizt werden. Nach Erreichung eines Höhepunktes ermüden sie. Es giebt also auf dem

Gebiete des Beseelten nicht wie auf dem des Seelenlosen ein Gesetz der Erhaltung der Kraft, sondern nur ein Gesetz des allmählichen Anwachsens und Abnehmens der Kraft.

§ 20. Die Aufmerksamkeit.

Damit aus der Empfindung eine Wahrnehmung (Perception) werde, muß die Aufmerksamkeit der Seele auf jene gerichtet sein d. h. es muß die körperliche und geistige Spannkraft angestrengt werden, um die Empfindung als etwas, das für die gegenwärtige und bevorstehende Entwickelung der Seele von Wert zu sein scheint, ins Bewußtsein aufzunehmen.[1]) Denn die Empfindung giebt nicht Bilder, sondern nur Zeichen der Gegenstände, und es bedarf jedesmal einer besonderen Anstrengung, um durch richtige Deutung eines Zeichens zu einer Wahrnehmung zu gelangen.

Die Aufmerksamkeit kann entweder unwillkürlich eintreten, z. B. in Folge der Neuheit und unerwarteten Stärke des Reizes, ferner weil die Empfindung durch Zusammenhang mit früheren Empfindungen besonderes Interesse erweckt, also stark betont (von hohem Gefühlswert) ist oder heftig verabscheut wird; oder sie kann willkürlich erfolgen. Durch letzteres werden die Sinne zu besonders lebhafter Thätigkeit nach bestimmter Richtung herausgefordert: das Sehen wird zum Hinblicken oder Beschauen, das Hören zum Horchen oder Lauschen, das Fühlen zum Betasten, das Schmecken zum Kosten, das Riechen zum Spüren oder Beriechen. Auch die gespannteste Aufmerksamkeit stumpft sich aber allmählich ab, teils weil der Reiz nicht mit gleicher Neuheit und Stärke fortwirken kann, da sich die Seele an ihn gewöhnt (§ 19 Anm. 3), oder weil er bei näherer Betrachtung an Interesse verliert, teils weil sich neue Wahrnehmungen herandrängen.[2])

[1]) Es kommt vor, daß man eine Empfindung, z. B. durch Anblick einer vorübergehenden bekannten Person, erhält, ohne dessen bewußt und gewahr zu werden, etwa weil man in Gedanken versunken oder im Affekt ist. Wird man dann vielleicht nach jener Person sogleich gefragt, so kann man oft doch noch durch nachträgliche Richtung der Aufmerksamkeit auf die aufgenommene unbewußte Empfindung dieser gewahr werden und die betreffende Person nennen.

[2]) Erfolgen zwei Reize zu gleicher Zeit, so können oft die durch sie erzeugten Wahrnehmungen, namentlich wenn sie nicht leicht zusammen überschaut werden können, nur nach einander gemacht werden. Welche den Vorrang hat, beruht auf der Richtung der Aufmerksamkeit. So kommt es, daß z. B. Ärzte wohl das Blut eher strömen, als den Schnepper in die Haut fahren sehen, ferner daß Astronomen, welche den Durchgang eines Gestirns durch den Meridian des Orts

(dargestellt durch einen Faden in einem Fadennetz vor dem Teleskop) beobachten und die Zeit nach einem gleichzeitig schwingenden Pendel bestimmen, in der Regel diesen Durchgang nicht zu völlig gleicher Zeit notieren, weil die Aufmerksamkeit bald zunächst mehr auf die Empfindung im Auge, bald mehr auf die im Ohr gerichtet ist und für jeden Beobachter die Differenz der Zeit zwischen beiden Wahrnehmungen eine andere zu sein pflegt. Diese Zeitdifferenz, die bei demselben Beobachter mindestens geraume Zeit hindurch dieselbe bleibt, nennt man die „physiologische Zeit", die Differenz zwischen zwei Beobachtern derselben Erscheinung die „persönliche Gleichung".

§ 21. Richtigkeit der Wahrnehmung.

Die Richtigkeit und Deutlichkeit der Wahrnehmungen beruht sonach darauf, daß die Sinnesorgane richtige Empfindungen haben, und daß dieselben richtig aufgefaßt werden.

Ersteres ist nicht der Fall, wenn die Sinne entweder gelähmt sind (vorübergehend bei Krankheit, Ohnmacht, Schlaf, dauernd bei Blindheit, Taubheit u. a.), oder wenn sie, namentlich in krankhaften Zuständen, unregelmäßig fungieren: in letzterem Falle entstehen Hallucinationen d. h. Empfindungen von Reizen in den Sinnesorganen, ohne daß ein reizerregender Gegenstand vorhanden ist. Hieher gehören schon manche einfache Erscheinungen (Feuerfunken vor den Augen, Ohrenklingen u. a.), ferner aber auch ganz krankhafte Erscheinungen wie das deutliche Erblicken von Gestalten, die nicht vorhanden sind, z. B. das beim Säuferwahnsinn fast regelmäßig auftretende Erblicken von Ratten und Mäusen, das Hören von Tönen und Stimmen, die nicht wirklich ertönen u. a. Oft weiß der Kranke dabei selbst, daß er nichts Wirkliches erblickt.

Wenn Empfindungen nicht richtig percipiert (gedeutet) werden, entstehen Illusionen. Diese sind zum Teil unbedeutend aber unvermeidlich, weil die Seele teils Empfindungen, die sie unmittelbar neben oder nach einander nicht je nach ihrem eigenen Charakter, sondern nach dem Verhältnis beurteilt, in welchem sie zu einander stehen (so daß ihr z. B. weiße Gegenstände im Verhältnis zu schwarzen größer scheinen, weil sie mehr Licht erhalten u. s. w.), teils auch, um über größere Massen schnell einen Überblick zu gewinnen, einzelnes unwillkürlich ergänzt. Auf ersterem beruhen namentlich zahlreiche Gefühlsillusionen (§ 31), auf letzterem beruht es, daß wir selbst bei aufmerksamem Durchlesen manche Druckfehler übersehen. Zum Teil nehmen die Illusionen, namentlich unter dem Einfluß starker Affekte, größeren Umfang an, wie wenn man z. B.

in der Dämmerung zwischen Bäumen wunderbare Gestalten zu erblicken glaubt.

Die Visionen, lebhaft und klar vor dem Auge erscheinende Bilder von Gegenständen, die in Wirklichkeit nicht anwesend sind, meist durch sehr erregbare Phantasie im wachen Zustande oder im Traum hervorgerufen, gehören nur zum Teil zu den Hallucinationen, selten zu den Illusionen. Zuweilen wirkt bei ihnen krankhafte Erregung der Sinne und der deutenden Seele zusammen, wie in Fieberphantasien, im Traum u. s. w. Oft erfolgen sie wohl, ohne daß in den Sinnesnerven ein physiologischer Vorgang stattfindet (also ohne Hallucination und Illusion), nur mit Hilfe der Centralorgane, durch lebhafte Wiedererzeugung von Vorstellungen und Bildern, die einmal in die Seele aufgenommen sind.

§ 22. Die Sinne.

Die Wahrnehmungen werden durch die sogenannten fünf Sinne ermittelt. Diese haben mit Ausnahme des Gefühlssinns eine Art Vorbau im Kopf von verhältnismäßig kleinem Umfang, in den Nerven münden, die mit dem Gehirn in Verbindung stehn. Die Nerven des Gefühlssinns sind durch den ganzen Leib verbreitet; ihre äußersten Enden liegen überall unter der Haut, wo sie auch mit einem besonderen Auffassungsapparat ausgestattet sind.

Jeder Sinn hat, wenn auch die Nerven überall von gleicher Beschaffenheit zu sein scheinen, seine spezifische Sinnesenergie, d. h. er kann nur bestimmte Empfindungen, die alle oder gruppenweise einander ähnlich sind, vermitteln. Derselbe elektrische Strom erzeugt im Auge Lichtempfindungen, im Ohr Summen, in der Nase phosphorartigen Geruch, auf der Zunge sauren Geschmack, für das Gefühl Prickeln oder Stöße und Wärme. Gewöhnlich werden aber diese Empfindungen durch verschiedenartige Reize erzeugt.

Daß der Sitz der Empfindung in den Centralorganen liegt, erkennt man daraus, daß Menschen, denen Glieder abgenommen sind, auch dann noch manche Empfindungen, welche durch Reize in den lädierten Gliedern erzeugt werden, in den Raum, den einst die Glieder eingenommen haben, verlegen.

§ 23. Verschiedener Wert der Sinne.

Man unterscheidet namentlich zwei Hauptgruppen von Sinnen, die niederen, Gefühl, Geschmack und Geruch, bei denen der Reiz durch

herangebrachte Stoffe unmittelbar auf die unter der Haut verborgenen Nervenenden wirkt und daher von einer eigentlichen Fernwirkung nicht die Rede sein kann[1]) und die höheren Sinne, Gehör und Gesicht, bei denen die Reize erst durch Vermittelung von Medien (Äther, Luft u. a.) auf vermittelnde Organe wirken, die nun erst ihrerseits den Nerven eine Erregung mitteilen und daher bedeutende Fernwirkung möglich ist. Abgesehen hiervon hat ein Sinn um so höhere Bedeutung, je reicher und feiner entwickelt sein Vorbau ist, je weniger die durch ihn vermittelten Empfindungen mit einem Gefühl von Lust oder Unlust verbunden sind und je mehr sie zur Entwickelung des Seelenlebens beitragen. In letzter Hinsicht ist das Gefühl von viel höherer Bedeutung als Geruch und Geschmack, während es in anderer Hinsicht hinter diesen zurücksteht. Gesicht und Gehör sind für den Menschen von gleichem Wert, obgleich wir den ganz überwiegenden Teil aller Sinneswahrnehmungen mit dem Gesicht machen.[2])

[1]) Im Gegensatz zu den höheren Sinnen, die sich nach ihrem Bau als zusammengesetzte Sinne bezeichnen lassen, können die niederen Sinne auch als die einfachen Sinne bezeichnet werden. Geschmack und Geruch werden auch als chemische Sinne bezeichnet, weil ihre Wirksamkeit mit chemischen Prozessen verbunden ist.

[2]) Der Gesichtssinn wird daher bei Plato öfter als Repräsentant aller Sinne benutzt: ὁρατός ist bei ihm manchmal gleich αἰσθητός, und auch im Deutschen bedeutet die sichtbare Welt oft dasselbe wie die sinnliche. Mehrfach verwendet man übrigens die Gesichtswahrnehmungen als Maßstab für andere Wahrnehmungen: die Wärme mißt man nach Thermometergraden, Druck und Gewicht nach der Wage; die Tonhöhe stellt man mittels Linien dar u. a. m.

b. Die niederen Sinne.

§ 24. Der Gefühlssinn (das Gefühl).

Unter dem Namen Gefühlssinn faßt man eine Wirksamkeit der Nerven, namentlich der unter der Haut liegenden, zusammen, die eigentlich vier verschiedene Reihen von Empfindungen und Wahrnehmungen ergiebt, nämlich

1. Druckempfindungen, am deutlichsten durch Tasten erworben, das ausdrücklich auf diese Empfindungen ausgeht,
2. Temperaturempfindungen,
3. Organempfindungen,
4. Schmerz- und Lustempfindungen.

1. Das Taſten wird durch die unter der Haut liegenden Nervenenden vermittelt. Am deutlichſten taſten wir mit den Fingerſpitzen, weil die Finger zugleich ſo große Beweglichkeit beſitzen. An ſich iſt als Taſtorgan die Zunge noch empfindlicher. Auf ihr ſpürt man noch eine lokale Differenz zweier Taſtreize von 1 mm, in den Fingerſpitzen eine ſolche von 3 mm, auf dem Handrücken von 4—5 mm, am Rücken, in der Mitte des Oberarmes und Oberſchenkels erſt eine ſolche von 60—70 mm.

Durch Druck- und Taſtempfindung iſt der Seele auch die ausgiebigſte Gelegenheit gegeben, den Körper nach den einzelnen Teilen genau kennen zu lernen, weil teils dadurch zugleich auch zahlreiche Organempfindungen angeregt werden, teils die einzelnen Körperteile ſich gegenſeitig betaſten können, eine Rückbeziehung des Sinnes auf ſich ſelbſt, wie ſie im menſchlichen Organismus ſonſt nicht weiter vorkommt.

Durch Taſten erlangt der Menſch ſolche Virtuoſität, daß er ſelbſt Werkzeuge wie verlängerte Glieder gebraucht und dabei die Empfindung in das Ende des Werkzeuges verlegt, nicht in die Stelle, wo die Hand daſſelbe berührt. So iſt es beim Gebrauch eines Stockes, der Feder, des Pinſels, der Nadel, des Meſſers, der Sonde u. ſ. w. Ja ähnlich iſt ſelbſt die Empfindung, die man an den Nägeln und Zähnen, in die doch keine Nerven münden, zu haben glaubt.[1]) Übrigens kann der Taſtſinn, indem er den durch lange Gewöhnung erhaltenen Eindrücken folgt, zu manchen Illuſionen gelangen (Experiment mit einem Kügelchen zwiſchen zwei über einander geſchlagenen Fingern).

Durch Schlüſſe (bewußte oder unbewußte), die man aus Taſtempfindungen zieht, erkennt man ferner 1) die Aggregatzuſtände, daher auch Feuchtigkeit und Trockenheit, Weichheit, Härte u. a., 2) die Beſchaffenheit der Oberfläche (Rauheit, Glätte u. a.), 3) die Geſtalt, und zwar gibt in den meiſten Fällen das Taſten erſt vollkommene Sicherheit über die Geſtalt eines Gegenſtandes und bildet inſofern ein unentbehrliches Korrektiv des Sehens: die handgreifliche Erkenntnis hat vor und nach den Tagen des ungläubigen Thomas manchen immer für das Zuverläſſigſte gegolten.[2])

2. Die Temperaturempfindung bewegt ſich innerhalb gewiſſer Grenzen, ungefähr zwiſchen 12° Kälte und 48° Wärme. Darüber hinaus wird ſie zur Schmerzempfindung.

3. Unter den Organempfindungen ſind die Muskelempfindungen von der größten Bedeutung, mittels deren wir deſſen gewahr werden, ob ein Muskel mehr oder weniger gebeugt oder geſtreckt

wird und wie er sich überhaupt bewegt. Aus Muskelempfindungen erkennt man auch das Gewicht der Gegenstände.[3]) Die anderen Organempfindungen, d. h. die Empfindungen von Vorgängen in den Organen sind so mannigfaltig, daß sie sich nicht kurz beschreiben lassen. Manche sind mit einem Gefühl von Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit verbunden. Wird diese stärker, so gehn diese Empfindungen über in

4. Schmerz- und Lustempfindungen, welche je heftiger sie sind, desto weniger eine Wahrnehmung ergeben. Kinder und selbst Erwachsene täuschen sich daher oft über Natur und Sitz der Schmerzen, und man kann dieselben nur sehr unvollkommen und bildlich als ein Nagen, Bohren, Graben, Wühlen, Stechen, Brennen oder ähnlich bezeichnen. Brennender Schmerz ist von merklicher Temperaturempfindung begleitet. Lustempfindungen ergeben noch weniger Wahrnehmungen als Schmerzempfindungen. Beide spielen mehr nur innerhalb des Gefühlslebens eine Rolle.

[1]) Weil der Mensch am ganzen Körper Druck- und Tastempfindungen hat und sie überall auch in die Gegenstände verlegt, die er um und an sich hat, scheint er durch deren Gebrauch sein eigenes Wesen zu bestimmen und auch wohl zu ändern, z. B. sich durch hohe Hüte, Absätze, einen Stock (Scepter), Schleppen u. a. zu verlängern und mehr Würde zu erlangen, in flatternden Gewändern gleichsam selbst zu schweben, in eng anliegender Kleidung etwas Straffes, Geschlossenes, in weiten Gewändern etwas Nachlässiges zu haben, durch anmutige Kleidung selbst schöner zu werden (daher Putzsucht! Vgl. Lotze, Mikrok. II, S. 203 ff.) Eben darum wird man aber eine Kleidung, wenn sie nicht etwa nur durch Umhüllung Schutz oder Wärme gewähren soll, nur dann für kleidsam halten können, wenn sie die durch den Körper gebildeten Linien wiedergiebt und fortführt, gleichsam eine Variation zum Thema des Leibes.

[2]) Durch seine Ausbildung des Gefühlssinns zeichnet sich der Mensch am meisten vor den Tieren aus, hinter denen er in Beziehung auf die anderen Sinne zum Teil zurücksteht. Ar. de an. II, 9 *ἐν μὲν γὰρ ταῖς ἄλλαις [αἰσθήσεσι] λείπεται πολλῶν τῶν ζῴων, κατὰ δὲ τὴν ἁφὴν πολλῷ τῶν ἄλλων διαφερόντως ἀκριβοῖ.*

[3]) Eine ausgebildete Muskelempfindung erleichtert manche mechanische Arbeiten in ganz außerordentlicher Weise, ebenso jegliche körperliche Bewegung; ob man eine gute körperliche Haltung in verschiedenen Stellungen und Lagen annimmt, hängt vorzugsweise von der Ausbildung der Muskelempfindung ab.

§ 25. Der Geschmack.

Sitz des Geschmackes ist die Schleimhaut der Zunge, in deren verschiedenen Wärzchen sich die Enden der zu drei Nervenstämmen gehörigen Nerven verzweigen.

Durch den Geschmack nimmt man namentlich Süßes, Salziges, Saures, Bitteres und Alkalisches (Laugenartiges) wahr, das Süße mit der Zungenspitze (daher sein Genuß oft mit saugender Bewegung verbunden ist), das Bittere mit der Zungenwurzel, wo es oft langen (bitteren) Nachgeschmack hinterläßt, das Saure vielleicht mit den Seitenrändern der Zunge. Das Salzige läßt sich durch Zuthun von Süßem nicht dämpfen, wohl aber das Saure und Bittere. Außerdem scheint es noch manche andere Geschmacksempfindungen zu geben, aber die meisten von ihnen beruhen auf gleichzeitigen Geruchsempfindungen, namentlich alle aromatischen (Vanille, Knoblauch u. a.). Wenn man daher Wasser in der Nase oder einen Schnupfen hat, erhält man durch solche Stoffe keine scheinbare Geschmacksempfindung.

Gegenstand der Geschmacksempfindung kann nur Flüssiges werden; denn auch feste auf die Zunge gebrachte Stoffe werden durch ihren Schleim in flüssige Massen aufgelöst. Doch ist der Geschmack nicht an die chemische Beschaffenheit der Dinge gebunden: chemisch verwandte Stoffe schmecken sehr verschieden, chemisch verschiedene oft ganz gleich.

Der Geschmack dient oft als Wächter für die Verdauungsorgane, behütet sie aber doch oft nicht vor Aufnahme von Schädlichem, selbst Tödlichem.

Die Zunge hat zugleich feine Tastempfindungen (§ 24). Hiedurch und durch ihr Kosten scheint sie zum Prüfen geschickt, und der Geschmack ist in so fern dem Gesichte in Ausübung einer objektiven Thätigkeit verwandt, zumal Zunge und Auge im Gegensatz zu Nase und Ohr sich infolge großer Beweglichkeit dem Gegenstande von mehreren Seiten nähern können.*)

Der Geschmack ist bei verschiedenen Menschen sehr verschieden (de gustibus non est disputandum), was ähnlich auch vom Geruch gilt. Schon dies beweist, daß beide Sinne sehr subjektiv sind. Dies wird ferner dadurch bestätigt, daß beide in starkem Maße mit Lust- und Schmerzempfindungen verbunden sein können.

*) Die Geschmacksempfindung wird daher durch Gesichtsempfindung wesentlich erhöht; alle Speisen munden, wenn sauber bereitet und von saubern Tischen und Tellern genossen, besser als sonst; man ziert daher auch gern festliche Tafeln mit gefälligem Schmuck.

§ 26. Der Geruch.

Sitz des Geruchs ist die Schleimhaut in der Nase, namentlich in der oberen, zum Teil auch in der mittleren; starke (beißende) Gerüche

reizen aber die ganze Naſenſchleimhaut. Das Riechen findet nur bei kräftigem Durchziehen des Atems durch die Naſe ſtatt.

Die ſehr mannigfaltigen Geruchsempfindungen laſſen ſich nicht auf wenige Klaſſen zurückführen: man bezeichnet ſie meiſt nach den erregenden Gegenſtänden, z. B. als Roſen-, Nelken-, Aasgeruch u. ſ. w. Dieſen Geruch zu erzeugen genügt oft eine ſehr kleine Quantität: ſo genügt z. B. $^1/_{2\,000\,000}$ mg Weingeiſtauszug von Moſchus, $^1/_{20\,000}$ mg Roſenöl, um eine deutliche Geruchsempfindung zu erzeugen: mit den in der Luft ſchwebenden Gaſen dringt daher der Duft auch in beträchtliche Ferne; das Wild riecht den Jäger oft meilenweit. Gegenſtand der Geruchsempfindung iſt aber nur Luftförmiges. Am bedeutendſten riechen Subſtanzen, die ſich auch chemiſch leicht verändern.

Der Geruch iſt oft ein Wächter für die Atmungsorgane. Die meiſten üblen Gerüche werden durch ſchädliche Stoffe bereitet. Aber manche ſehr ſchädliche Stoffe, wie das Kohlenoxydgas, werden dennoch durch den Geruchsſinn nicht wahrgenommen.

Der Geruchsſinn ſteht in engſter Beziehung zum Gemeingefühl und zum Lebensprozeß ſelbſt: er ſpielt daher auch beim Inſtinkt der Tiere eine ſehr wichtige Rolle. Manche Gerüche hemmen das Lebensgefühl ſofort ſo ſtark, daß Ohnmacht eintritt, während andere (Eau de Cologne, Salmiakgeiſt u. a.) das Bewußtſein zurückrufen und im allgemeinen kräftige Gerüche die Lebensgeiſter ſehr anregen,*) oft auch mancherlei Erinnerungen aufſteigen laſſen. Inſofern hat der Geruchsſinn auch einige Ähnlichkeit mit dem Gehörsſinn, der die Lebensgeiſter oft auch beſonders anzuregen vermag.

Demgemäß verwendet man Wohlgerüche oft zur Erzeugung beſonders angeregter, ja ſelbſt weihevoller Stimmungen (Weihrauchduft).

*) Nach Ariſtoteles de an. II, 9, 1 iſt daher mit Gerüchen immer eine Luſt- oder Schmerzempfindung verbunden: (*ἄνθρωπος*) *οὐδενὸς τῶν ὀσφραντῶν αἰσθάνεται ἄνευ τοῦ λυπηροῦ ἢ τοῦ ἡδέος.*

c. Die höheren Sinne.

§ 27. Allgemeines.

Die Wahrnehmungen der höheren Sinne, inſonderheit die des Geſichtsſinnes, ſind am wenigſten mit Luſt- und Schmerzempfindung verbunden; nur ſie ermöglichen eine kunſtmäßige Auffaſſung. Die höheren Sinne verhalten ſich während der Wahrnehmung den Gegenſtänden

gegenüber im wesentlichen passiv, während ihnen die niedern Sinne meist aktiv entgegenkommen. Die Gegenstände jener Wahrnehmungen sind durch Lufträume, oft sehr große von dem wahrnehmenden Sinne getrennt. Das Gehör wird durch longitudinale Schwingungen der Luft oder anderer Leiter, das Gesicht durch transversale Schwingungen des Äthers angeregt.

Die Wurzeln des Hörnerven liegen im verlängerten Mark, vielleicht auch weiterhin noch im kleinen Gehirn, die des Sehnerven im vorderen Gehirn; daher wird durch das Ohr mehr unser Gefühl ergriffen und unser Wille angeregt, wie in so hohem Maße durch Musik, durch das Auge mehr Klarheit und Anregung für Phantasie und Verstand erworben. Die Wirkung einer Schlachtmusik ist darum eine viel packendere als die eines Schlachtgemäldes, aber Schlachtpläne verschaffen in der Regel viel mehr Klarheit als Berichterstattungen.*)

*) Durch den Ton scheinen uns die Dinge mehr zu sagen, was in ihnen (als Kraft oder Seele) lebt; durch den Anblick mehr, welche Stelle sie in der Welt einnehmen. Daher ist das Gehör Seelen- und Zeitsinn, das Gesicht Welt- und Raumsinn.

§ 28. Das Ohr.

Organ des Hörens sind die beiden Ohren; die Teile des Ohres sind folgende:

1. Die Ohrmuschel zur Sammlung des Schalles dienend; da sie halb nach vorn geöffnet ist, hört man den von hinten kommenden Schall am undeutlichsten.

2. Der Gehörgang, in welchem sich zum Schutz gegen Staub, Insekten u. a. Ohrenschmalz befindet.

3. Das Trommelfell, eine im gewöhnlichen Zustande mäßig gespannte Haut, die mit dem Nabel (in der Mitte) am Hammer befestigt ist, auf den sie, in Schwingungen versetzt, diese überträgt; hinter ihr liegt die Paukenhöhle. In dieser sind

4. die Gehörknöchelchen, nämlich Hammer, Amboß und Steigbügel, so nach ihrer Form genannt; der Steigbügel drückt auf ein ovales Fenster im

5. Labyrinth, das die Schnecke, den Vorhof und die drei halbkreisförmigen Bogengänge umfaßt. Im Labyrinth ist eine Flüssigkeit, welche, durch die Schwingungen des Steigbügels und ovalen Fensters in Schwingungen gesetzt, die inneren Organe reizt. Die äußere Schale des Labyrinthes ist knöchern, vom Gehörnerven vielfach durch-

bohrt. In den Ampullen, den flaschenförmigen unteren Erweiterungen der Bogengänge, befindet sich eine Hörleiste mit Hörhärchen, den Endorganen des sich außen am Labyrinth ausbreitenden Gehörnerven. Die Schnecke ist durch eine durchgehende der oberen Schneckenwand annähernd parallele knöcherne Spiralwand in eine Vorhoftreppe und Paukentreppe getrennt; letztere führt zum runden Fenster, das dazu bestimmt ist, der Flüssigkeit Platz zum Ausschwingen zu lassen. Diese Spiralwand wird nach der äußern Schneckenwand hin durch eine Spiralmembran (ein Häutchen) fortgesetzt, an der sich die Cortischen Bogen, ca. 3000 an Zahl, und zahlreiche Zellen befinden, aus denen oben Hörhärchen hervorragen; nach der Spitze hin werden diese Gebilde immer kürzer. Man vermutet, daß jeder Teil der Spiralmembrane, der mit einem Cortischen Bogen in Verbindung steht, seinen eigenen Ton hat, gleichsam auf ihn gestimmt ist und, durch das Labyrinthwasser gereizt, auch die ihm zugehörigen Härchen in Bewegung setzt.*) Im Vorhof befinden sich Hörsteinchen (Otolithen), die sich unregelmäßig hin- und herbewegen. Man hat vermutet, daß sie gewisse Geräuschempfindungen vermitteln.

6. Durch die eustachische Röhre (Ohrtrompete) wird die Paukenhöhle mit dem Schlunde in Verbindung gesetzt; sie wird durch ein sich von oben her leichter öffnendes Ventil geschlossen und dient dazu, Schleim aus der Paukenhöhle abzuführen und frische Luft einzulassen; auch ermöglicht sie bei heftigem Schall einen Gegendruck von innen her gegen das von außen stark erschütterte Trommelfell. Kanonieren wird daher geraten, beim Schießen den Mund zu öffnen.

*) Da für jede Oktave ca. 400 Bogen und zugehörige Membranteilchen vorhanden sind, so kommen davon ca. 32 auf jeden Halbton. Scharfhörige Musiker können demnach noch $^1/_{64}$ Ton unterscheiden.

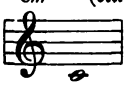
§ 29. Die Gehörswahrnehmungen.

Objekt des Hörens ist der Schall, der infolge von Schwingungen elastischer Körper entsteht und durch die Luft, die sich abwechselnd verdünnt und verdichtet, dem Körper vermittelt wird. Sind die Schwingungen regelmäßig, so entsteht ein Ton; ist solche Regelmäßigkeit nicht nachzuweisen, während zugleich der Schall aus verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt erscheint, so entsteht ein Geräusch.

Die Töne unterscheidet man nach Stärke und Höhe. Die Stärke hängt von der Zahl der Schwingungen, die Höhe von deren

Zahl ab. Der tiefste Ton ist C_2 einer gedackten 16füßigen Orgelpfeife, die ca. 16 Schwingungen in einer Sekunde macht; er ist aber nicht mehr deutlich. Die Grenze deutlicher Hörbarkeit liegt im ganzen zwischen Tönen von 20 und von 38000 Schwingungen in der Sekunde.[1]) Die Pianofortes haben meist Töne bis zu 3520, einige bis zu c_5 mit 4220 Schwingungen.

Die Oktave hat doppelt so viel Schwingungen als der Grundton. Beim wohltemperierten Klavier wird die Zahl der Schwingungen der Töne im Verhältnis zum Grundton für die Durtonart (z. B. c d e f g a h c) durch die Zahlen 1, $^9/_8$, $^5/_4$, $^4/_3$, $^3/_2$, $^5/_3$, $^{15}/_8$, 2 ausgedrückt, für die Molltonart (z. B. c d es f g as b c) durch die Zahlen 1, $^9/_8$, $^6/_5$, $^4/_3$, $^3/_2$, $^8/_5$, $^9/_5$. 2.[2])

In Deutschland ist man übereingekommen, dem Ton a 440 Schwingungen zu geben, in Frankreich hat er nur $437\frac{1}{2}$ (nach französischer Zählung 875). Die Oktaven werden folgendermaßen bezeichnet: C_2 (Subkontra C), C (Kontra C), C (Groß C), c (Klein c), c_1, c_2, c_3, c_4, c_5, oder $c_{,}$, $c_{,,}$, $c_{,,,}$..... (ein- bis fünfgestrichen c). c, ist graphisch für das Klavier  [3])

Der Ton wird zum *Klang* durch Mitschwingen der Obertöne, die bei jedem Tone mit entstehen, indem der schwingende Gegenstand zugleich in denjenigen einzelnen Teilen schwingt, die zum Ganzen in einfachem Verhältnis stehen. Am leichtesten entstehen diejenigen Obertöne, deren Schwingungen ein zwei- bis achtfaches der Schwingungen des Grundtons bilden, z. B. für den Grundton c die Obertöne c, g, c_2, e_2, g_2, b_2, c_3. Die beiden letzten sind schon schwer hörbar.

Bei fast allen Instrumenten tönen nicht alle Obertöne in verhältnismäßig entsprechender Stärke mit, sondern einzelne stärker als andere: so entsteht die verschiedene *Klangfarbe* der Instrumente. Am freiesten von diesen sind Stimmgabel und Resonator, nächstdem die gedeckte Orgelpfeife, dann die Glasharmonika und die Flöte.

Zusammenstimmende Töne erregen deshalb Wohlgefallen, weil sie die Gehörnerven in möglichst gleichmäßiger Weise anregen: so stehen z. B. beim Durdreiklange nicht nur die Schwingungszahlen der Grundtöne in sehr einfachen Verhältnissen, so daß sich die Schwingungen wenig stören, sondern es stimmen selbst die Obertöne zusammen. Weil letzteres beim Molldreiklange viel weniger der Fall ist, hat dieser etwas Verhülltes, Unbestimmtes und drückt oft getrübte Stimmung aus.

Wenn mehrere Töne zugleich ertönen, entstehen Schwebungen d. h. abwechselnde Verstärkungen und Schwächungen des Tons, durch Zusammenfallen bez. gegenseitige Störung der Schallwellen hervorgerufen. Durch gleichzeitige Schwingungen zweier Töne entstehen auch Kombinationstöne, vorwiegend Differenztöne: wenn z. B. c zweimal schwingt, so schwingt g dreimal; es entsteht also jedesmal außerdem während dieser Zeit durch gegenseitige Verstärkung eine neue Schwingungsperiode, welche den Ton C ergiebt. Auch giebt es Summationstöne; dieselben sind aber viel schwächer.

Die Richtung und Entfernung, aus der ein Ton kommt, vermag man nicht unmittelbar zu erkennen, sondern nur zu erschließen, namentlich aus dem Grade der Stärke, mit dem je ein Ohr den Ton in verschiedenen Richtungen annimmt. Auch die Zeit, daher auch der Rhythmus (nebst den Pausen) wird nicht unmittelbar empfunden und daher gern besonders (durch Taktieren) hervorgehoben. Das Gefühl für Harmonie ist bei verschiedenen Menschen ein sehr verschiedenes und bedarf, wenn es kräftig sein soll, langer Übung und Entwicklung.

Schon aus Obigem erhellt, daß das Gehör Anlaß zu vielen Illusionen giebt, sofern die Seele manche durch das Ohr vermittelte Empfindungen falsch deutet.

[1]) Die Grenze der musikalisch brauchbaren Töne liegt ungefähr zwischen 30 und 4000 Schwingungen. Verschiedentlich wird aber bezeugt, daß noch Töne von 8 Schwingungen (also C_3) als Kombinationstöne wahrgenommen sind.

[2]) Nach dieser Stimmung fallen die 12. Quint und 7. Oktave nicht, wie sie sollten, ganz zusammen; die kleine Differenz wird dadurch ausgeglichen, daß sie zu je $^1/_{12}$ auf die einzelnen Quintenintervalle verteilt wird. — Übrigens giebt es neben der kleinen Terz ($^6/_5$) und der kleinen Septime $^9/_5$ noch die verminderte Terz und Septime ($^7/_6$ und $^7/_4$) und neben der großen Terz $^5/_4$ noch eine übermäßige $^9/_7$, neben der Sekunde eine übermäßige Sekunde $^8/_7$. Sie können aber auf Instrumenten mit konstanter Stimmung gleich der verminderten Quint (oben = ges; $^7/_5$) nicht angegeben werden.

[3]) Drei fernere Oktaven hat man noch durch kleine mit Violinbogen gebogen gestrichene Stimmgabeln erzielt; die dadurch erzielten Töne waren aber, je höher desto schmerzhafter.

§ 30. Das Auge.

Organ des Sehens sind die beiden Augen. Sie sind durch Augenbrauen, Augenwimper und Augenlider geschützt und können durch die Thränenfeuchtigkeit gereinigt werden: nur der Mensch kann (im vollen Sinne des Wortes) weinen.

Das Auge (der Augapfel) liegt in der Augenhöhle und hat die Form eines Ellipsoids, an dem sich vorn ein kleines Kugelsegment emporwölbt.

Das Auge hat folgende Teile:

1. Die harte Haut (weiße Sehnenhaut); der vorn wie ein Uhrglas gewölbte Teil ist die durchsichtige Hornhaut. Von ihr ist umschlossen

2. die Aderhaut (Gefäßhaut), reich an Blutadern, mit einem braunen oder schwarzen Pigment versehen. Sie geht vorn in die Regenbogenhaut über, die, je nach der größeren oder geringeren Masse des Pigments dunkler oder heller ist (hellblaue Augen haben nur eine dünne Pigmentschicht, Kakerlaken oder Albinos keine). In der Mitte dieser Haut befindet sich eine kreisrunde Öffnung, die Pupille, die sich bei stärkerem Lichte verengert, bei schwächerem erweitert. Die Ader- und Regenbogenhaut stellt im Auge eine Art camera obscura her, in deren Hintergrunde sich das Bild der Gegenstände, von Lichtstrahlen ungestört, bilden kann.

3. Von der Aderhaut wird die Netzhaut (Nervenhaut) umschlossen, die vorn bis zur Regenbogenhaut reicht. Sie besteht in der Ausbreitung des Sehnerven, der, wie ein Apfelstiel in das hintere Auge schief von der Nasenseite her eindringt. Der Teil dieser Nerventapete, welcher unmittelbar hinter dem Pigment der Aderhaut liegt, ist die Stäbchen- und Zäpfchenschicht, in der wahrscheinlich die Empfindung des Sehens seinen Anfang nimmt. Hinten in der Netzhaut, der Pupille gegenüber, liegt in einer kleinen Grube der gelbe Fleck, die Stelle des deutlichsten Sehens, an der sich nur Zäpfchen und zwar in ungewöhnlich großer Zahl befinden, während sie nach den Seiten hin gleich den zu ihnen hinzutretenden Stäbchen sich mehr und mehr verlieren. Wo der Sehnerv eintritt, liegt der blinde Fleck, mit dem man nicht sehen kann, wie das bekannte Experiment mit 3 Punkten, die man allmählich immer mehr vom Auge entfernt, beweist.[1])

4. Der größte Teil des Auges ist ausgefüllt vom Glaskörper, der durchsichtigem Eiweiß ähnlich ist; er ist in eine Glashaut eingeschlossen.

5. Unmittelbar hinter der Pupille, an den Rändern von der Regenbogenhaut bedeckt, liegt die Krystallinse in einer tellerförmigen Grube des Glaskörpers, in eine Kapsel von vollkommen durchsichtiger Haut eingeschlossen, die mit der Glashaut verwachsen und auf beiden

Seiten durch ein Strahlenband befestigt ist; dasselbe hält die kristallklare hinten stärker gewölbte Linse, die ähnlich wie ein doppelt konvexes Glas wirkt, straff gespannt und reguliert sie so, daß sie sich beim Nahesehen auch vorn stärker wölbt.[2])

6. Zwischen Linse und Hornhaut befindet sich die wässerichte Feuchtigkeit, aus Wasser, Eiweiß und Salzen bestehend.

7. Die Sehnerven treten auf ihrem Wege aus dem Gehirn an der Kreuzungsstelle (dem Chiasma) zusammen, ohne zu verschmelzen und senden dann je einen Nervenstamm nach jedem Auge.[3])

8. Durch 6 Augenmuskeln, von denen je zwei zu einer der drei Drehungsachsen des Auges gehören, erhält das Auge Beweglichkeit. Abweichende Funktion dieser Muskeln bewirkt Schielen.

[1]) Auf der Netzhaut bildet sich immer von neuem der Sehpurpur, um so kräftiger, je dunkler die gesehene Stelle ist. An Augen von Tieren hat man mit Hilfe desselben das Bild eines gesehenen Gegenstandes auch nach dem Tode der Tiere auf chemischem Wege erhalten.

[2]) Bei Kurzsichtigen ist die Linse zu stark, bei Weitsichtigen zu wenig konvex. Letztere verstärken daher ihre Sehkraft durch konvexe Brillengläser.

[3]) Der schwarze Star, der unheilbar ist, beruht auf Erkrankung des Sehnerven. Der heilbare graue Star beruht auf getrübter Durchsichtigkeit der Linse oder ihrer Kapsel. Auch giebt es einen grünen Star, der durch Überfüllung des Auges mit Flüssigkeit bewirkt wird, welche dann auf den Sehnerven drückt; rechtzeitig bemerkt, kann er ebenfalls geheilt werden.

§ 31. Die Gesichtswahrnehmungen.

Gegenstand der Gesichtswahrnehmung ist das Licht, bez. die Farbe. In Farben bildet sich nach optischen Gesetzen ein verkehrtes Bild des wahrgenommenen Gegenstandes auf der Netzhaut ab. Aber dies Bild wird nicht etwa von der Seele mittels des Sehnerven gesehen, sondern jeder einzelne Teil desselben reizt je an einer Stelle den Sehnerven so, daß er dort eine Empfindung erhält, nach der sich dann die Seele das Bild des Gegenstandes konstruiert. Daß dies Bild verkehrt ist, gewährt dem Auge einen großen Vorteil. Wenn z. B. eine Linie a b (Fig. 1) sich im Auge so abspiegelt, daß sich unten a', oben b' befindet, wird das Auge

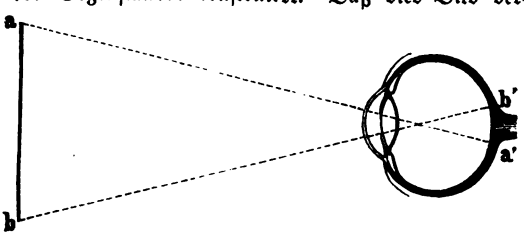


Fig. 1.

wenn es gerade a ins Auge gefaßt (a in die Mitte des gelben Flecks gebracht) hat, um nach b zu gelangen, den hinteren Teil des Auges nach b' emporheben, also den vorderen gleichzeitig senken. So kann man also überhaupt infolge des verkehrten Netzhautbildes, wenn man Gegenstände von oben nach unten verfolgt, das Auge senken, wenn man sie nach oben hin verfolgt, es heben.

Die Farben werden am reinsten durch Brechung eines Lichtstrahls mittels eines Prismas hergestellt (Spektralfarben). Sie entstehen durch Schwingungen des Äthers mit verschiedener Geschwindigkeit. Rote Strahlen schwingen ca. 450 billionenmal, violette ca. 700 billionenmal in einer Sekunde. Dazwischen liegen gelbe, grüne und blaue Strahlen. Lichtstrahlen, die langsamer als die roten schwingen, erzeugen nur Wärme, solche die schneller als die violetten schwingen, nur chemische Wirkungen, doch wird ultraviolettes Licht zum Teil als Lavendelgrau wahrgenommen.[1]) Weiß ist die Vereinigung sämtlicher Lichtstrahlen, Schwarz der geringste Grad ungeteilten Lichtes. Abwesenheit alles Lichtes ist Finsternis.

Man hat vermutet (Young-Helmholtzsche Hypothese), daß die Zäpfchen und Stäbchen der Netzhaut je für eine der drei Farben Rot, Grün und Violet gestimmt sind. Wenigstens ergiebt die völlige Mischung dieser drei Spektralfarben vollkommenes Weiß, und es können aus Mischungen jener Farben die andern Farben hergestellt werden. Nicht so gut gelingt dies mit den empirischen Farben, weil diese nie ganz rein sind. Empirisch erscheinen Gegenstände weiß, welche das Licht möglichst ungeteilt zurückwerfen,[2]) schwarz solche, die es möglichst ganz einsaugen, rot, gelb u. s. w. diejenigen, die nur die roten, gelben ꝛc. Strahlen zurückwerfen. Maler stellen die Mischungen der natürlichen Farben namentlich aus Rot, Gelb und Blau, die ihnen als Grundfarben gelten, her. In der gewöhnlichen Auffassung gilt noch Grün als Hauptfarbe. Weiß geht durch alle Nuancen von Grau in Schwarz über.

Hell erscheint eine Farbe, wenn ihr möglichst viel Weiß, also möglichst viel Licht anderer Farben beigemisch ist, dunkel bei geringem Licht. Satt sind Farben, denen möglichst wenig Weiß beigemischt ist, die also möglichst nur durch homogene Strahlen erzeugt werden. Die höchste Sättigung erreichen die Spektralfarben.

Als Komplementärfarben bezeichnet man diejenigen, die zusammen annähernd weißes Licht geben, z. B. Rot und Grünlichblau,

Orange und Cyanblau, Gelb und Indigoblau, Grünlichgelb und Violett. Diese Farben bilden die entschiedensten Kontraste, heben sich daher gegenseitig und geben darum sehr angenehme Zusammenstellungen; am wenigsten angenehm sind Zusammenstellungen von Farben, die im Spektrum ziemlich nahe bei einander liegen z. B. Gelb und Grün, Grün und Blau.

Wenn das Auge lange eine lebhafte Farbe erblickt hat und dann auf Weiß sieht, nimmt es oft statt dessen die Komplementärfarben wahr; dieselben erscheinen auch wohl am Rande gesättiger Farbenmassen von größerer Ausdehnung. Zum Teil beruht dies wohl darauf, daß die Organe im Auge, wenn sie längere Zeit eine bestimmte Empfindung z. B. Rot gehabt haben, dagegen allmählich abgestumpft werden und nun im weißen Licht die betreffende Empfindung (also hier Rot) nicht mehr haben, sondern nur noch die andern Lichtstrahlen wahrnehmen, zum Teil darauf, daß das Auge, wenn es lange eine bestimmte Farbe sieht, die rechte Schätzung für die andere verliert (vgl. § 19 Anm. 1), so daß z. B. nach einer längeren Empfindung des Rot das Weiß des roten Lichts so sehr zu entbehren scheint, daß es einen grünlich-blauen Charakter annimmt.

Einige Menschen sind *farbenblind* d. h. sie haben für bestimmte Farben z. B. Rot oder Violett keine Empfindung. Für manche Eindrücke ist das Auge nicht scharf genug, so nimmt es Gegenstände überhaupt erst dann wahr, wenn der Gesichtswinkel über 40″ beträgt.

Das Auge nimmt zunächst nur Farben wahr, erst durch Schlüsse gelangt die Seele mittelst der Farbenwahrnehmung auch zu Erkenntnissen über *Entfernung*, *Richtung*, *Größe* und *Gestalt* der Dinge.

Da das Auge zunächst nur Farbeneindrücke hat, sieht es zunächst nicht einmal Flächen, geschweige denn Körper: Erfahrungen von geheilten Blindgebornen beweisen dies deutlich. Das plastische Sehen (also das Sehen von Körpern mit allen 3 Dimensionen) wird befördert 1) durch Unterschiede in der Beleuchtung naher und ferner Gegenstände, sofern letztere minder lebhafte Farben haben (Luftperspektive); 2) durch Unterschiede in der Größe naher und ferner Gegenstände, wie durch stete Veränderung gewisser erblickter Linien bei Veränderung des Standpunktes, sofern sich diese nach Gesetzen der Perspektive nach ferneren Gegenständen hin zum Augenpunkt zu heben oder zu senken, von rechts oder links her zu konvergieren scheinen. Dabei kann es auch vorkommen, daß sich Gegenstände, die früher neben einander sichtbar waren, später decken;

3) durch die Eigentümlichkeit der Beleuchtung und des Schattens, der sich an und bei den Gegenständen bildet (und z. B. bei allen runden Körpern sehr eigentümlich ist); durch Muskelempfindungen, die das Auge erhält, wenn es Linien und Licht in die Tiefe hinein verfolgt; 5) durch Accommodation des Auges, sofern sich die Linse beim Übergang von Fern- zum Nahesehen kräftiger wölbt; 6) durch das binokulare Sehen, sofern dasselbe a) zu Zeiten stereoskopische Doppelbilder liefert, b) bei dem Schweifen des Blicks aus der Nähe in die Ferne eine Veränderung in der Konvergenz der beiden Sehachsen stattfindet, welche empfunden wird. Dennoch bedarf das Auge, um völlig plastisch zu sehen, der Unterstützung des Tastsinnes.

Unter den Formen erscheinen diejenigen dem Auge am angenehmsten, bei denen es die leichtesten Bewegungen macht, also z. B. regelmäßige Figuren, geschwungene Linien, Symmetrisches. Letzteres ist freilich mehr nur in der horinzontalen Linie angenehm, weil das Auge sich leichter nach der Seite bewegt als hebt und senkt und demgemäß horizontale Verhältnisse bequemer übersieht; in der vertikalen befriedigt mehr eine proportionale Teilung; besonders gefällig ist die nach dem goldenen Schnitt, die man in reichlichem Maße bei Bauwerken und Werken der bildenden Künste (Laokoon, sixtinische Madonna, Transfiguration von Raphael) und im Bau von Tieren und namentlich Menschen (Fig. 2) nachgewiesen hat.

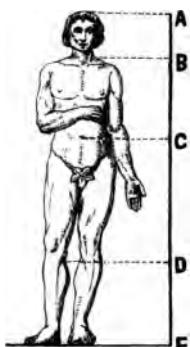


Fig. 2.

Das Gesicht veranlaßt zahlreiche Illusionen, von denen es sich oft selbst dann nicht losmachen kann, wenn es sie als solche erkannt hat. So erscheint z. B. alles Weiße, da es mehr Licht erhält, größer als das Schwarze, der Zwischenraum zwischen 2 durch leeren Raum getrennten Punkten größer als der gleiche zwischen 2 Punkten einer geraden Linie; Parallelen zwischen konvergierenden Linien (Fig. 3) erscheinen selbst konvergent, der Himmel als eine flache Halbkugel u. a.[3])

Fig. 3.

[1]) Es läßt sich noch Rot von 412 Bill. Schwingungen in der Sekunde und Ultraviolett von mehr als 900 Bill. Schwingungen wahrnehmen. — Aus Obigem erhellt übrigens, daß die sichtbaren Farben ganz auf subjektiver Empfindung beruhen; objektives Licht geben auch Strahlen, die nicht mehr als Farben wahrgenommen werden.

[2]) Das empirische Weiß enthält immer etwas mehr von roter oder blauer Farbe, ersteres ist mehr die Farbe des Sonnenlichts, letzteres die des Mondlichts.

[3]) Hieher gehört auch, daß Sonne und Mond immer viel größer beim Untergehn erscheinen, als wenn sie hoch am Himmel stehn. Das ist folgendermaßen zu erklären: 1. Am Horizont erblickt werden sie mit fernen Gegenständen an demselben (z. B. Häusern, Bäumen, Heuhaufen u. a.) verglichen, die man als solche kennt, welche größer sind, als sie im Augenblicke scheinen: neben einem fernen Hause erscheint die in etwa gleicher Größe sichtbare Sonne doch mindestens so groß wie ein solches Haus zu sein; steht dagegen die Sonne hoch am Himmel, so fehlt es an solchen Vergleichungsgegenständen. 2. Am Horizont scheinen Sonne und Mond ferner zu stehn, als wenn man sie am hohen Himmel erblickt, weil man bis zum Horizonte hin eine weite Strecke überblickt, welche die Entfernung zu vergrößern scheint, während beim Blick nach dem hohen Himmel jeder Anlaß zur Messung des zwischen liegenden Raumes fehlt, und weil jene Gestirne, am Horizont stehend, durch ausgedehntere Teile der nebligen Atmosphäre leuchten: je klarer nämlich ein Gegenstand erblickt wird, desto näher scheint er zu liegen, weil vorzugsweise das Nahe klar erblickt wird, je mehr in Dunst gehüllt, desto ferner, weil das Ferne immer mit unsicherem Umrisse erblickt wird; was man aber ferner denkt, das denkt man sich, bei gleicher Größe des Bildes im Auge, größer als das Nahe, so daß man z. B. das Bild einer am Fenster erblickten Fliege wohl als einen fernen Vogel in der Luft deutet, wenn man annimmt, daß der erblickte Gegenstand sich weit hinter dem Fenster befinde.

d. Ergebnisse der wahrnehmenden Thätigkeit.

§ 32. Die innere Wahrnehmung.

Gegenüber den fünf äußeren Sinnen haben manche einen inneren Sinn angenommen, dem sie die Fähigkeit zuschreiben, Wahrnehmungen von Vorgängen in der Seele zu vermitteln. Man muß aber diese Ansicht als verfehlt bezeichnen. Denn zunächst giebt es kein körperliches Gebilde, das man jenen, auf welchen die Thätigkeit der fünf Sinne beruht, an die Seite setzen könnte.*) Sodann pflegt man auch von Wahrnehmungen in der Regel nur da zu sprechen, wo sinnliche Objekte auf die Seele wirken. Die innere erkennende Thätigkeit der Seele kann sich dagegen, wie im folgenden Abschnitt gezeigt werden wird, nur darauf beziehen, daß sie sich der Wahrnehmungen als solcher bewußt wird, sie in der Erinnerung erneuert und unter einander verbindet, wodurch sie ein immer reicheres Bewußtsein und Selbst-

bewußtsein erlangt. Wenn sie nun auf diesen so erworbenen inneren Reichtum achtet und dabei gewahr wird, in welcher Weise ihr inneres Leben verläuft, so kann man dies im uneigentlichen Sinne wohl innere Wahrnehmung nennen, muß sich aber dann bewußt sein, daß mit dieser Wahrnehmung etwas ganz anderes gemeint ist, als mit einer Wahrnehmung durch einen der fünf Sinne, daß sie im allgemeinen zu einer geistig viel entwickelteren Stufe des Seelenlebens gehört, und daß zu der bis hierher erörterten sinnlichen Stufe nur die Fähigkeit zu rechnen ist, sich einer Wahrnehmung als seelischer Thätigkeit bewußt zu werden, die im Keime schon in jeder Wahrnehmung selbst liegt, aber durch Vergleichung verschiedener Wahrnehmungen erst vollkommen entwickelt wird.

*) Aristoteles, von dem diese Lehre eines inneren Sinnes, das er *πρῶτον αἰσθητήριον* nennt, ausgeht, hat freilich noch als solches Organ das Herz angesehen, ist aber in Bezug auf diese Ansicht durch die Physiologie widerlegt. Vgl. Brentano, die Psychologie des Aristoteles S. 85 ff.) Auch das Gangliensystem (im weitesten Sinne), das hier etwa in Betracht kommen könnte, ist nur in sehr geringem Maße fähig, Wahrnehmungen zu vermitteln, obwohl solche z. B. beim Herzklopfen, Pulsschlagen u. s. w. vorkommen und dient fast nur der vegetativen Thätigkeit der Seele und der Erweckung von Stimmungen. So fern es aber eigentliche Wahrnehmungen veranlaßt, sind diese schon unter den oben (§ 24, 3) erwähnten Organempfindungen berücksichtigt.

§ 33. Raum und Zeit.

Durch die mannigfaltige Thätigkeit der Sinne entwickelt die Seele auch allmählich jene Anschauung von Raum und Zeit, die sie im Anfang noch nicht besitzt. Kinder wissen nicht, wie nahe ihnen die Gegenstände sind, welche Größe und Gestalt sie haben: sie lernen erst ca. 7 Wochen nach der Geburt greifen und langen wohl vor der Fensterscheibe nach dem Kirchturm, der sich hinter ihr in weiter Entfernung befindet. Übrigens kann z. B. auch der erfahrenste Mann in Gebirgen und überhaupt Landschaften (z. B. auch vor Seen und Meeresteilen) aus dem bloßen Anblick den gegebenen Raum nie richtig konstruieren und unterliegt überhaupt manchen Sinnestäuschungen (vgl. § 31, das. Anm. 3).

Es ist vor allem der eigene Körper, an dem sich, namentlich wenn seine Glieder sich hin- und herbewegen, mittels der Empfindung, die Raumanschauung bildet.[1]) Zur vollen Ausbildung gelangt die Vorstellung vom Raum aber erst durch künstlich hergestellte Maße, die bei Vergleichungen den einzig sicheren Maßstab abgeben.[2]) Wie sich also die Raumanschauung im Menschen deshalb entwickelt, weil er ein

organisches Wesen ist, so die Zeitanschauung, weil er ein lebendes Wesen ist; das Leben mit seinen verschiedenen Thätigkeiten giebt den ersten Anlaß für Auffassung der Zeit.[3]) Zur vollen Klarheit der Zeitdauer gelangt man aber erst durch die großen Vorgänge der Natur (Tage, Monden, Jahre) und künstliche Einrichtungen (Uhren).[4])

[1]) Es ist daher bezeichnend, daß die ältesten Maße von Körperteilen entlehnt sind: Zoll (digitus = Fingerbreite), Hand (palma), Fuß, Elle, Klafter.

[2]) Genauer kann man sich den Vorgang, wie die Raumanschauung gewonnen wird, folgendermaßen denken: a. Während der Sinn durch einen äußeren Reiz eine Empfindung hat, erfolgt ein zweiter Reiz, der eine zweite Empfindung in einem sensiblen Nerven hervorruft, welche aber nicht einmal immer zum Bewußtsein kommt. b. Es erfolgt dann unwillkürlich eine antwortende Bewegung (Reflexbewegung), welche bewirkt, daß der zweite Reiz möglichst fixiert, d. h. an eine möglichst günstige Erregungsstelle des Organs gebracht wird. c. Dadurch entsteht im Organ eine Bewegungsempfindung. d. Die zweite Empfindung tritt, weil an die günstigste Erregungsstelle gebracht, immer deutlicher und damit andersartiger hervor; dagegen wird der erste Reiz schwächer und erscheint auch etwas anders, weil der Sinn wegen veränderter Stellung anders berührt wird: im Auge erscheint z. B. ein roter Gegenstand, wenn er nicht mit dem gelben Fleck sondern seitlichen Teilen des Auges gesehen wird, mehr braun; ähnlich besitzen die verschiedenen Hautstellen der Hand und des Körpers eine sehr verschiedene Schärfe der Auffassung. e. Die erhaltenen Empfindungen veranlassen wiederum Reflexbewegungen. Durch wiederholte Bewegung des Sinnes hin und her wird der Unterschied in der sensiblen Auffassung immer deutlicher. f. Indem sich dazu verschiedene eigenartige Bewegungsempfindungen gesellen, so daß gleichsam jeder Teil des Körpers seine eigenen Lokalzeichen für Empfindung und Bewegung hat, wird die Seele der Unterschiede der Körperstellen unbewußt mehr und mehr inne. g. Infolge dessen lernt sie, je nachdem die Sinne in verschiedenen Stellen berührt werden, auch die Gegenständean verschiedene Stellen verlegen. h. Die Auffassung der Tiefendimension wird durch die § 31 erwähnten optischen Erscheinungen, namentlich aber durch Kombination der Tast- und Gesichtsempfindungen gefördert. i. Indem dann die Seele wiederholt dieselben Dinge zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten wahrnimmt, erhält sie allmählich feste Vorstellungen von körperlichen Gegenständen und räumlichen Verhältnissen.

[3]) Räumliche und zeitliche Wahrnehmungen unterscheiden sich zunächst schon dadurch, daß man die ersteren nach Belieben in verschiedenen Richtungen vor- und rückwärts immer wieder machen kann, daß hingegen zeitliche Wahrnehmungen, wenn nicht wiederholt, nur einmal gemacht werden können und nur in einer Richtung erfolgen. Wer die 25 Buchstaben etwa in 5 Reihen zu je 5 Buchstaben schreibt, kann sie dann der Reihe nach in beliebiger Ordnung wahrnehmen. Wer sie aber zum ersten Mal, ja sogar mehrmals nach einander, in der gewöhnlichen Reihenfolge sprechen hört, kann von dem zuletzt gehörten Buchstaben nicht nach Belieben zu den vorhergehenden zurückkehren, sondern muß gehorsam dem zeitlichen Verlauf folgen. Räumliche Reihen kann man ferner

in der verschiedensten Geschwindigkeit durchlaufen, bei zeitlichen ist man zunächst an das eigene Tempo der Reihe gebunden. Es beruht auf diesem Unterschiede das Bedürfnis, Auswendigzulernendes räumlich darzustellen.

Die Zeitanschauung entsteht wohl zunächst durch das kräftige Auf- und Abwogen der Schmerz- und Lustempfindungen, die beim Kinde eine so große Rolle spielen, namentlich durch den Verlauf jener Empfindungen, die vom ersten Entstehen eines Triebes bis zu seiner vollständigen Befriedigung verfließen, z. B. vom ersten Entstehen des Hungers bis zum Schluß seiner Sättigung: hiebei entwickelt sich eine so charakteristische Reihe der kräftigsten mit mancherlei Bewegungen (Schreien, Strampeln, Saugen, Schlucken, Aufstoßen, Lächeln u. a.) verbundenen Empfindungen in einer sich stets so gleich bleibenden Abfolge, daß die zeitliche Ordnung dieser Vorgänge eben als solche aufgefaßt werden muß, sofern eine andere Abfolge, etwa in umgekehrter Ordnung, gar nicht empfunden werden kann. Da nun eine Reihe so charakteristischer Empfindungen Erinnerungsbilder zurückläßt, muß daher die Anschauung eines früher Vorhandenen, also auch der Vergangenheit, dagegen aus dem in der Befriedigung eines Triebes bestehenden Ziele die Anschauung eines erst zu Gewinnenden, also der Zukunft aufdämmern, sofern die aus dem Genusse des Gegenwärtigen hervorgehenden Empfindungen doch viel kräftiger sind, als die traumähnlichen der Vergangenheit und Zukunft. Später lehnt sich die Zeitvorstellung in mannigfaltiger Weise an die weitere Entwickelung der Bewegungsempfindungen an. Während aber die Raumanschauung entsteht, indem an den verschiedenartigen Empfindungen das Sichgleichbleibende, Feststehende (erst des eigenen Körpers, dann der Gegenstände) herausgefunden wird, entsteht die Zeitvorstellung, indem an dem sich Gleichbleibenden (zunächst dem Körper) die verschiedenartigen Empfindungen des Lebensprozesses herausgefühlt werden, was mit voller Deutlichkeit nur in zeitlicher Aufeinanderfolge geschehen kann. Will man z. B. den Durdreiklang c e g scharf auffassen, so kann man das nur durch zeitliche Zerlegung erreichen.

4) Unter den Sinnen trägt der Gehörssinn bei weitem am meisten zur Entwickelung der Zeitvorstellung bei: wie diese sich im allgemeinen langsamer ausbildet, als die Raumvorstellung, so bildet sich auch das Gehör bei Kindern langsamer als das Gesicht aus. So wird vorzugsweise durch das Gehör z. B. das Gefühl für Rhythmus, d. h. eine regelmäßige Aufeinanderfolge von Empfindungen nach bestimmten in einfachen Verhältnissen stehenden Zeitteilchen ausgebildet. Vor allem aber wird die lebendige Anschauung der Zeit durch die eigene Entwickelungsgeschichte gefördert. Freilich bleibt sie dabei etwas so Innerliches, daß auf Zeiten die Vergangenheit und die Zukunft zur Gegenwart zu werden scheinen kann.

II. Die reflektierende Thätigkeit des Verstandes.

§ 34. Allgemeines.

Indem die Seele wiederholt Wahrnehmungen macht, lernt sie einzelne Gegenstände, deren jeder mehrere Wahrnehmungen hervorruft, welche zuletzt je in eine Gesamtwahrnehmung verschmelzen,

kennen, von einander unterscheiden und auf einander beziehen, zunächst während der stetigen oder sich erneuernden Anwesenheit jener Gegenstände, so lange der Reiz noch fortdauert; später vermag sie frühere Wahrnehmungen in abgeblaßter Gestalt auch dann zu erneuern, wenn der den Reiz erzeugende Gegenstand abwesend ist und gelangt so, die verschiedenen Wahrnehmungen desselben Gegenstandes in eins verschmelzend, zu Vorstellungen, durch welche sie endgiltig eben jene Gegenstände als etwas in Raum und Zeit fest Daseiendes, das bestimmte sich gleich bleibende oder konstant ändernde Eigenschaften und Kräfte besitzt, annimmt und so gleichsam dauernd aus sich heraus oder vor sich stellt. Von Vorstellungen einzelner Gegenstände, Einzelvorstellungen, schreitet sie, indem sie viele Gegenstände, welche eine Menge übereinstimmender Merkmale haben, als etwas Zusammengehöriges zusammenfaßt, zu allgemeinen Vorstellungen und innerhalb dieser, indem sie von den sinnlichen Gegenständen das, was nur als Merkmal an ihnen vorkommt, unterscheidet, von konkreten zu abstrakten Vorstellungen. Diese Vorstellungen bezeichnet sie durch Worte und setzt sie durch Urteile und Schlüsse mit einander in Verbindung. Hat sie das in solchem Maße gethan, daß sie schon einen Überblick über eine größere Gesamtmasse von Vorstellungen erhalten hat, so ist sie hinlänglich befähigt für eine höhere Stufe der Entwickelung, die der Bildung von Begriffen.

Diese ganze Thätigkeit der Seele kann man als reflektierende, d. h. das Einzelne auf einander beziehende bezeichnen und dem Verstande als der im einzelnen Endlichen herrschenden Erkenntniskraft zuschreiben. Sie wird durch jene Kräfte vermittelt, die man Apperception und Gedächtnis nennt.

§ 35. Die Apperception.

Jeder wahrgenommene Gegenstand steht an sich in unzähligen Beziehungen zu unzähligen anderen Gegenständen. Er besitzt z. B. eine Menge von Merkmalen, die ihn irgendwie anderen Gegenständen ähnlich oder unähnlich, bez. entgegengesetzt, erscheinen lassen, ihn also in gewisser Hinsicht in eine, in anderer in eine andere Reihe von Gegenständen einreihen und von anderen Reihen ausschließen lassen. Von diesen Beziehungen kann aber die beschränkte endliche Wahrnehmung zunächst nur wenige aufnehmen und zwar diejenigen, welche die Seele ohne besondere Anstrengung in den Kreis der früher gemachten Wahrnehmungen

einreihen kann. Diese Einreihung ist die Apperception. Sie führt alsbald eine bestimmte Abgrenzung des Wahrgenommenen und selbst Vorgestellten herbei. Darauf beruht es z. B. daß Worte die Gegenstände nur einseitig und willkürlich, daher auch in verschiedenen Sprachen von so verschiedener Seite, auffassen, daß verschiedene Personen denselben Gegenstand so verschieden beschreiben, gute Maler Porträts derselben Personen so verschieden, und doch gut, darstellen, Völker die Vorgänge der Natur, wie ihre Mythologie beweist, so verschieden auffassen.*)

Einmal appercipierte Wahrnehmungen und Vorstellungen können später, bei neuer Erfahrung, wiederholt in ähnlicher, oft auch in abweichender Weise von neuem appercipiert werden. Sie verschmelzen dadurch und verarbeiten sich gegenseitig zu so festen seelischen Gebilden und Kräften, daß sie ihrerseits neu hinzutretenden Wahrnehmungen und Vorstellungen den Eintritt teils ungewöhnlich leicht, teils auch schwer machen. Hierdurch ist die Apperception die notwendige Vorbedingung für die Thätigkeit des Gedächtnisses.

*) Andererseits beruht die außerordentliche Schärfe der Sinne mancher Leute z. B. der Hirten, Jäger, Indianer u. a. darauf, daß sie, weil sie nur einen kleinen Kreis von Vorstellungen haben, ihre Aufmerksamkeit leicht ungeteilt auf ein Minimum von Empfindungen konzentrieren und die so entstehenden Wahrnehmungen ungewöhnlich schnell und sicher appercipieren können.

§ 36. Das Gedächtnis.

Das Gedächtnis bezeichnet dem Namen nach ein gewisses Zusammensein von Gedachtem oder, bildlich gesprochen, die Aufbewahrungsstätte von Gedachtem (vgl. Gefängnis); dem entsprechend versteht man darunter die Fähigkeit, eine Summe von Wahrnehmungen und Vorstellungen, die man appercipiert und dadurch in die erworbenen seelischen Gebilde und Kräfte aufgenommen hat, so zusammen zu halten, daß sie obwohl zunächst nur als etwas Mögliches und eine Anlage aufbewahrt, sonach auch im Bewußtsein nicht vorhanden, sondern nur latent in ihm, bei Gelegenheit wieder in das Bewußtsein emportauchen können. [1]) Da nun manche Vorstellungen in der Seele viel fester ruhen als andere, weil sie im bisherigen Vorstellungskreise mehr Anknüpfungspunkte haben, und mehr Interesse erregen, da ferner neu hinzukommende Vorstellungen mit sehr verschiedener Stärke eintreten, indem sie bald fast spurlos vorübergehn, bald das unmittelbar vorher Vorgestellte ganz bei Seite drängen und fast austilgen, oder mit ihm aufs festeste verschmelzen, so haften die einzelnen Vorstellungen im Gedächtnis mit sehr ungleicher Stärke:

manche gehn fast unmittelbar wieder verloren, andere haften, selbst wenn sie nicht völlig verstanden sind, für die Lebenszeit.[2])

[1]) Wahrscheinlich entwickeln sich in den Nerven, an welche die geistige Thätigkeit gebunden ist, sensiblen wie motorischen, durch wiederholte Übung, wie sie Empfindung und Bewegung mit sich bringen, gewisse Leitungsbahnen der Reize und Erregungen, wodurch in den Nerven allmählich eine gewisse Disposition für die Leitung bestimmter Reize und Erregungen erzeugt wird, während gleichzeitig in den Centralteilen, namentlich in den Ganglienzellen derselben eine immer wachsende Summe von Nervenkraft angesammelt und in Spannung erhalten wird, um bei geeigneter Gelegenheit zum Teil ausgelöst zu werden. Es ist klar, daß die Ausbildung und Entwickelung der Nerven zugleich zu immer größerer Ausbildung der anderen körperlichen Gebilde und zur steigenden Differenzierung des gesamten Leibes beiträgt. Je älter der Mensch wird, desto mehr bilden sich wohl im allgemeinen solche Associationsbahnen und -centren aus, bis sie, in der Hauptmasse konstant geworden, nur noch kleinere Veränderungen gestatten und allmählich an Festigkeit verlieren. Jedenfalls scheint das Gedächtnis an das Gehirn gebunden, sofern bei manchen Krankheiten, Verletzungen und Erschütterungen des Gehirns (Gehirnschlägen) und Gehirnerweichungen das Gedächtnis schwindet, dagegen in der Jugend am frischesten ist, weil sich dann das Gehirn am leichtesten ausbilden kann.

[2]) So tauchen zuweilen selbst Vorstellungen, die seit den Kinderjahren unbewußt im Gedächtnis geschlummert haben, im höheren Alter, namentlich vor dem Tode wieder auf. Und im allgemeinen haften die in das reife Alter mit hinübergenommenen Kindheits- und Jugenderinnerungen am längsten, während die spätest erworbenen Erinnerungen am frühesten wieder verlöschen: das zeigt sich namentlich auch bei Gehirnkrankheiten.

§ 37. Die Wiedererinnerung (Reproduktion).

Auf dem Gedächtnis beruht die Wiedererinnerung, die Zurückführung einer im Gedächtnis ruhenden Vorstellung an das Licht des Bewußtseins. Da mit einer solchen oft auch ein Bewußtsein der seit dem früheren Auftreten der Vorstellung abgelaufenen Zeit verbunden ist, womit zugleich an ein Stückchen eigener Lebensgeschichte erinnert werden kann, so hat die Wiedererinnerung oft etwas besonders Lebendiges und Persönliches.

Sie erfolgt entweder *unmittelbar*, d. h. ohne Hilfe äußerer Reize oder anderer Vorstellungen nur durch freies Auftreten zurückgedrängter (und Zurücktreten hemmender) Vorstellungen, oder *mittelbar*, d. h. mit Hilfe äußerer Reize oder anderer Vorstellungen, welche die wieder in Erinnerung tretende Vorstellung, mit der sie früher schon verbunden waren, gleichsam wieder mit sich emporheben.[1]) Vorstellungen steigen frei besonders kräftig z. B. im Affekt, im Rausch, bei ferner

Musik auf: Genialität beruht namentlich auf dem starken Herandringen solcher sich frei bildenden und doch im Dienst eines höheren Gedankens genommenen Vorstellungen; Gelehrte, die sich immer auch eines starken Gedächtnisses erfreuen, reproduzieren dagegen mehr mittelbar. Alle reproduzierten Vorstellungen aber erscheinen nie so klar und scharf wie die aus unmittelbaren Wahrnehmungen gewonnenen;[2]) auch werden sie leicht durch Verbindung mit anderen Vorstellungen in etwas abgeändert.[3])

Ferner erfolgt die Wiedererinnerung entweder unwillkürlich, durch körperliche oder geistige Reize, die von unserem Willen unabhängig sind, oder durch ruhigen von uns nicht beeinflußten Ablauf einmal angeschlagener Vorstellungsreihen, oder willkürlich, indem man gewisse Vorstellungen absichtlich erneuert. Kann man dabei nicht gleich zum Ziele gelangen, so sucht man dies oft dadurch zu erreichen, daß man die früher mit dem Gesuchten verbundenen Vorstellungen wiedererzeugt und an ihrer Hand weiter vorzudringen sucht. Oft ist aber die gesuchte Vorstellung so sehr verdunkelt, daß sie, wenn sie auch mit dem sie bezeichnenden Worte im Sinne und fast auf der Zunge schwebt, doch selbst nach langem Suchen nicht gefunden wird.

Sucht man zu begleitenden Vorstellungen eine bei ihnen befindliche Hauptvorstellung, so besinnt man sich; sucht man Nebenvorstellungen, aus denen heraus sich die Hauptvorstellung entwickelt hat, so entsinnt man sich; daher die häufige Redensart „ich kann mich der näheren Umstände nicht entsinnen".

[1]) Es besteht ein großer Unterschied zwischen dem anmutigen, an dichterische Thätigkeit erinnernden traumähnlichen freien Aufsteigen von Vorstellungen, die gleichsam nur einen leergewordenen Platz in der Seele ausfüllen, und dem Hervordrängen gewaltsam gehemmter Vorstellungen. „Liegt in dem Spiele der freisteigenden Vorstellungen der Zauber, ja die diätetische Bedeutung der Einsamkeit, so gehn aus dem Vortreten gewaltsam niedergedrückter Erinnerungen und Beurteilungen die Schrecken derselben hervor, und von der reinigenden Kraft dieser Umwälzung erwartet die Pädagogik der Zellenhaft den ersten Impuls zur Umgestaltung des depravierten Vorstellungslebens" (Volkmann v. Volkmar, Lehrbuch der Psychologie I², S. 405).

[2]) Daher können Dichter in ihren Schilderungen immer viel weiter in's Extrem gehen, als bildende Künstler, weil man die Bilder der letzteren immer unmittelbar vor Augen hat.

[3]) „Eine Vorstellung, die man morgens als heiteres Bild bei Seite gelegt hat, kann abends wie eine düstere Drohung herantreten." (Volkmar a. a. O. S. 405).

§ 38. Die Vorstellungsverknüpfung (Ideenassociation).

Indem manche Wahrnehmungen und Vorstellungen sich wiederholt in gleicher oder ähnlicher Weise mit einander verbinden, entstehen Vorstellungsverknüpfungen. Dieselben gewinnen oft große Ausdehnung und umfassen lange Reihen von Vorstellungen, die immer in gleicher Weise wiederkehren. Diese Verknüpfungen erfolgen nicht zufällig sondern nach bestimmten Gesetzen, die man, wenig passend, *Gesetze der Ideenassociation* genannt hat. Solcher hat schon Aristoteles drei aufgestellt, das Gesetz der Ähnlichkeit, des Kontrastes und des Zusammenseins.[1]) Später hat man das letztere Gesetz noch wieder in ein Gesetz der Koexistenz, der Succession und des logischen Zusammenhanges geschieden.

Allgemeiner kann man sagen, daß die leichtere und innigere Verschmelzung von Vorstellungen mit einander entweder auf ihrem inneren oder äußeren Zusammenhange beruht.

Was den ersteren betrifft, so verschmelzen allerdings ähnliche und kontrastierende Vorstellungen oft leichter mit einander als heterogene, da auch Kontraste immer vieles mit einander gemein haben: Weiß und Schwarz sind z. B. beide Farben, dazu solche, die nicht mit irgend einer Spektralfarbe übereinstimmen, sondern aus gemischtem Lichte bestehen. Es wird hiernach erklärlich, daß sich oft Bilder und überhaupt Metaphern, Witze aller Art und humoristische Wendungen, ja selbst Ironisches, leicht einprägen, weil sich das in ihnen gebotene gleiche aber kontrastierende Moment leicht festhalten läßt. Aber der innere Zusammenhang der Vorstellungen geht viel weiter, wie teils die Verbindung der Worte zu Wortkomplexen und Sätzen, teils Tropen aller Art, namentlich Metonymien erkennen lassen: so erinnert, wie überhaupt das Zeichen an das Bezeichnete, das gedruckte Wort an das gesprochene, das gesprochene an die damit gemeinte Vorstellung.[2])

Äußerlich erscheinen Vorstellungen oft verbunden, wenn sie gleichzeitig, namentlich durch räumliches Beisammensein unterstützt,[3]) oder unmittelbar nach einander in die Seele eintreten. Wenn eine Reihe von Vorstellungen wiederholt in gleichen Fluß gebracht ist, so daß sie in ganz gleicher Folge ablaufen, drängt zuletzt jede vorhergehende unwillkürlich jede nachfolgende hervor, da auch dieser geistige Strom an sich immer nur in einer Richtung fließen kann, nicht aber, wenn er wiederholt vorwärts geströmt ist, willkürlich nun gleich auch nach rück-

wärts geleitet werden kann. Demgemäß kann man lange Reihen mechanisch so auswendig lernen, daß man sie mit Leichtigkeit in gleicher aber nicht umgekehrter Abfolge wiederholen kann. Man kann daher z. B. auch die bestgelernten Gedichte nicht rückwärts hersagen, noch weniger aber eine bekannte Melodie rückwärts singen.

[1]) Ar. de mem. et rem. 451 b. *διὸ καὶ τὸ ἐφεξῆς θηρεύομεν νοήσαντες . . . ἀφ' ὁμοίου ἢ ἐναντίου ἢ τοῦ σύνεγγυς.* Deshalb verfolgen wir auch eine Reihe (von Vorstellungen) infolge der Ähnlichkeit oder des Kontrastes oder des Beisammenseins. Hume, den man meist als Entdecker dieser Gesetze der Vorstellungsverbindungen ansieht, erwähnt Enquiry etc. c. 3 statt des Gesetzes des Kontrastes das der Ursache und Wirkung.

[2]) Die Einschiebung eines Mittelgliedes zwischen zwei Vorstellungen schwächt aber die Frische der Vorstellung ab. Kinder pflegen daher gern laut auswendig zu lernen, um die Worte unmittelbar, nicht erst durch die Zeichen der Buchstaben zu erlernen, und im allgemeinen gilt deshalb der Buchstabe für tot, das (gesprochene) Wort für lebendig. Ferner spricht man in fremden Sprachen nicht so klar und deutlich als in der eigenen und braucht sie daher oft teils zum Verhüllen und Abschwächen, z. B. bei Bezeichnung von Dingen, die den Anstand verletzen, teils um die eigene Ansicht rhetorisch aufzubauschen: so hat man z. B. oft die lateinische Sprache, als sie nur noch Gelehrtensprache war, in ganz übertreibender Weise zum Loben oder Tadeln verwandt. Hingegen wirkt, namentlich in unserem gern höflich umschreibenden Zeitalter die möglichst bestimmte Bezeichnung der Dinge auf „deutsch" oder „gut deutsch" oft mit vernichtender Schärfe. (Vgl. Volkmann a. a. O. I, S. 426.)

[3]) Hierauf beruht es, daß man sich Auswendigzulernendes oft nach seiner räumlichen Aufzeichnung merkt. Darum machten auch die Alten die Gedächtniskunst zu einer ratio locorum et simulacrorum, indem sie sich ein räumliches Schema, etwa wie von einem Hause, entwarfen, und in dessen einzelne Teile Bilder der einzuprägenden Vorstellungen eintrugen.

§ 39. Verschiedenartigkeit und Wert des Gedächtnisses.

Das Gedächtnis ist bei den verschiedenen Menschen in sehr verschiedenem Maße entwickelt. Manche Männer haben ein wahrhaft staunenswertes Gedächtnis besessen. [1])

Aber auch bei demselben Menschen ist die Kraft des Gedächtnisses zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden. Sie wird z. B. vermindert durch gleichzeitig wirkende starke Sinnenreize, wie Musik, Gemütsbewegungen, Versunkensein in Gedanken, Störung der Gehirn- und Nerventhätigkeit z. B. infolge des Gebrauchs narkotischer Mittel, im Greisenalter und bei Krankheiten.

Die Kraft des Gedächtnisses ist namentlich bedingt durch die Aufmerksamkeit und das Interesse, das man dem zu behaltenden Gegen-

stande bei der ersten Auffassung und der weiteren Einprägung zuwendet, wie durch die Kraft der Sinne, mit denen er erfaßt wird, und den Grad des Verständnisses, mit dem man in ihn eindringt. Je größer diese sind, desto wirksamer das Gedächtnis. Flüchtige Auffassung, wie sie z. B. durch reichliche aber oberflächliche Lektüre und Abneigung gegen ernste Anstrengung befördert wird, schwächt das Gedächtnis.

Wesentlich wird das Gedächtnis durch Übung gekräftigt: memoria minuitur nisi eam exerceas,[2]) weil durch Übung eine größere Leichtigkeit in der Verknüpfung von Vorstellungen, die wahrscheinlich mit leiblichen Vorgängen in Zusammenhang steht, erzeugt wird.

Ein Gedächtnis heißt im allgemeinen gut, wenn es sehr wirksam ist (opp. schlecht), stark, wenn es lange behält (opp. schwach), umfassend, wenn es sich weit ausdehnt (opp. beschränkt), treu oder sicher, wenn es sehr richtig behält (opp. unsicher), leicht, wenn es schnell faßt (opp. schwer).

Nach den einzelnen Vorstellungskreisen kann man beliebig viele Arten von Gedächtnis unterscheiden. So spricht man von einem Orts-, Zahlen-, Namen-, Ton-, Personen-, Sprach-, Sachgedächtnis u. a.

Ein gutes Gedächtnis ist für alle geistige Bildung von hohem Wert: tantum scimus, quantum memoria tenemus. Jeder Unterricht setzt eine starke Anspannung, jede Wissenschaft eine starke Thätigkeit des Gedächtnisses voraus. Störend kann nur die einseitige Pflege des Gedächtnisses wirken, falls man nämlich aus Freude über das leichte Erfassen von Formen und mehr nur auf das Äußerliche gerichteten Vorstellungen, sich gewöhnt von einem tieferen und schärferen Eindringen in den Gegenstand abzusehen und sich des eigenen Nachdenkens und Urteilens überhebt: dann tritt an Stelle des letzteren leicht gedankenloses Nachsprechen und Nachempfinden mechanisch angeeigneter Worte und Vorstellungen.

[1]) In Athen gab es Menschen, welche die ganze Iliade und Odyssee auswendig wußten Xen. Symp. 3, 5. Mithridates sprach 22 Sprachen. Cäsar und Cyrus sollen jeden Soldaten ihres Heeres mit Namen gekannt haben. Seneka konnte 3000 vorgesprochene Wörter in gleicher Reihe nachsprechen. Leibnitz wußte den Vergil bis in sein hohes Alter auswendig. Fox sagte, wenn die Bibel verloren ginge, könne man sie aus seinem Kopfe wieder konstruieren.

[2]) Quintil. Inst. XI, 2, 40: Si quis tamen unam maximamque a me artem memoriae quaerat: exercitatio est et labor: multa ediscere, multa cogitare et, si fieri potest, cotidie potentissimum est.

§ 40. Das Memorieren.

Es ist oft erforderlich oder doch wünschenswert, daß man dem Gedächtnis bestimmte Verbindungen bez. Reihen von Vorstellungen einprägt. Dies geschieht durch das Memorieren. Dasselbe kann in dreifacher Weise erfolgen:

1. mechanisch, indem man, ohne sich besonders um die genaue und vollständige Durchdringung aller Beziehungen der einzelnen Worte zu bemühen, sie durch stetes, mindestens innerliches, Wiederholen namentlich nach den Gesetzen der Succession und Koexistenz (sofern man sie zusammen gedruckt oder geschrieben vorfindet) einprägt und sich auch vielleicht einzelne nach ihren Stellen merkt. Absolut mechanisch kann das Auswendiglernen nur, nach Art kleiner Kinder, bei sinnlosen oder ganz unverstandenen Worten, und auch dann nicht immer, erfolgen, da man sonst mit jedem verstandenen Worte wenigstens zu Anfang eine Vorstellung verbindet; durch rein äußerliches Verfahren kann man es aber dahin bringen, daß man sich zuletzt selbst bei verständlichen Worten nichts mehr denkt (Plappern von Gebeten u. a.). Das mechanisch Gelernte (z. B. Gedichte) läßt sich nicht rückwärts hersagen. Die größte Schnelligkeit und Geläufigkeit in der Verbindung der Vorstellungen wird freilich durch mechanisches Memorieren erreicht. Aber es tritt dabei auch am leichtesten ein Stocken und völliges Abreißen des Fadens,[1]) ferner auch, bei unzweckmäßigem Lernen, leicht Verwirrung, namentlich einige Zeit nachdem das Gelernte am festesten zu haften scheint, ein, eine Folge davon, daß man mit den gelernten Worten undeutliche oder zuletzt keine Vorstellungen mehr verbindet, so daß man sie nicht nach dem Sinn unterscheiden kann, sondern mehr nur auf die mechanische Abfolge der zum Hersagen erforderlichen Muskelbewegungen angewiesen ist: ähnlich pflegen sich Anfänger im Klavierspielen zuweilen bald nach dem sie ein Stück am sicherſten haben spielen können, in den Tönen zu verwirren, weil sie dann zuerst gedankenlos zu spielen anfangen.

2. intellektuell oder judiciös, indem man die Vorstellungen namentlich nach ihrem inneren, logischen Zusammenhange verbindet. Da hierbei die Arbeit des Gedächtnisses immer wieder, und zwar in reichem Maße, von reflektierender Thätigkeit unterbrochen wird, gelangt man dann nicht zu so großer äußerer Geläufigkeit wie bei dem mechanischen Memorieren, wohl aber zu wichtigerer und dauernder, sich auch außerhalb der jeweiligen Gruppe von Vorstellungen behauptender Gedankenarbeit. Eine

Stockung ist hiebei minder verhängnisvoll, als bei mechanischem Memorieren; dagegen tritt eher ein zeitweiliges Besinnen und bei Übergängen das sogenannte „Druckſen“ ein, wenn man durch das Besinnen nicht gleich in rechte Fahrt gelangen kann. Das intellektuelle Memorieren wendet man namentlich an, wenn man sich den Gedankengang oder die Hauptsumme des Inhaltes eines größeren Vorstellungskreises aneignet.[2])

3. ingeniös, indem man auf künstliche Weise den zu behaltenden Vorstellungen durch andere leichter haftende zu Hilfe kommt, namentlich nach den Gesetzen der Koexistenz und der Ähnlichkeit und in symbolisierender Weise, so daß man für die einzelnen Vorstellungen Zeichen, bez. Bilder, setzt: so kann schon das Bezeichnen der Worte durch Buchstabenzeichen oder die Verteilung der Worte an einzelne Orte als hieher gehörig angesehen werden. Zu einer nach Regeln geübten Kunst wird dies Verfahren durch die Mnemotechniker erhoben, die unter anderem ein System ausgebildet haben, Zahlen regelmäßig durch bestimmte Buchstaben zu bezeichnen. Aber auch im gewöhnlichen Leben macht man von diesem Memorieren unzählige Male durch Bildung von Memorialworten Gebrauch.[3]) Im allgemeinen empfiehlt sich dies Memorieren namentlich dann, wenn man weit auseinander liegende Gegenstände, z. B. Thatsachen und Jahreszahlen, die sonst im Gedächtnis nicht recht haften wollen, zusammen behalten will.

[1]) Um dies Stocken zu überwinden, pflegen dann die, welche mechanisch memoriert haben, nicht durch Besinnung auf den Inhalt nach dem verlornen Faden zu tasten, sondern indem sie die Reihe etwas vorher noch einmal erneuern, und in die gewohnte Bahn der Muskelbewegungen einzutreten, um wie im Anlauf über die im Gedächtnis eröffnete Kluft hinweg zu gelangen.

[2]) So setzen sich wohl Redner, z. B. gerichtliche oder politische, indem sie sich die Hauptmomente ihrer Überlegung merken, auch wohl einzelnes sich durch kurze Notizen wieder vor Augen führen, in den Stand, Reden zu halten, die mehrere Stunden lang dauern.

[3]) Hieher gehört z. B. das Memorialwort mens (Main, Eger, Naab, Saale) und folgendes oft Erwähnte: Um sich zu merken, daß Karl d. Gr., ein großer Held und Landmann, 814 gestorben ist, sieht man 8 als Zeichen einer Sanduhr (die abgelaufene Sanduhr deutet auf den Tod), 1 als Zeichen des Schwertes, 4 als Zeichen des Pfluges an. Selbst die Anwendung des Reims beim Auswendiglernen von Regeln läßt sich unter diesen Gesichtspunkt stellen.

§ 41. Die Vorstellungen.

Wenn man wiederholt denselben Gegenstand wahrgenommen und dabei bemerkt hat, daß seine Merkmale im wesentlichen dieselben bleiben

oder doch nur innerhalb gewisser Grenzen und nach bestimmten Gesetzen veränderlich sind, erhält man zuletzt von jenem Gegenstande eine bestimmte einzelne Vorstellung, die, wenn auch in ihren äußeren Umrissen in etwas schwankend, doch in der Hauptsache immer dieselbe bleibt.

Stimmen mehrere Einzelvorstellungen in einer großen Menge von Merkmalen immer wieder überein, so bildet sich eine allgemeine Vorstellung, in der eben nur jene übereinstimmenden Merkmale des Gegenstandes enthalten sind, während die nicht übereinstimmenden sich zur Ausfüllung wohl wechselnd herandrängen, aber doch wieder durch das Bewußtsein, daß sie nicht zur allgemeinen Vorstellung gehören, wieder fern gehalten werden. Die Gesamtheit aller Gegenstände, die durch jene allgemeine Vorstellung zusammengefaßt werden, nennt man dann meist eine Art, mehrere Arten bilden eine Gattung; die Gattungen erweitern sich zu Familien, Ordnungen, Klassen u. s. w. So bildet sich z. B. die allgemeine Vorstellung eines Menschen, der aus Leib und Seele besteht, Kopf, Rumpf und Extremitäten hat, fünf Sinne, Verstand und Vernunft besitzt u. s. w. Was dagegen nicht allen Exemplaren einer Art zukommt, vielmehr nur zu den zufälligen Eigenschaften (accidentalia) gehört, ist nicht in der allgemeinen Vorstellung enthalten, z. B. eine bestimmte Haut-, Augen- und Haarfarbe, Sprache, Religion, Beschäftigung u. a. nicht in der allgemeinen Vorstellung des Menschen.*)

*) Die allgemeine Vorstellung unterscheidet sich dadurch vom Begriff, daß letzterer nur die wesentlichen Hauptmerkmale enthält (essentialia constitutiva), die genügen, ihn von andern Arten zu unterscheiden und selbst Grund einer Reihe wesentlicher Nebenmerkmale (essentialia consecutiva) sind; auch behält die allgemeine Vorstellung etwas Schwankendes, weil sie manches enthält, was zwar im allgemeinen sämtlichen Exemplaren einer Art zukommt, aber doch ganz oder teilweise entbehrt werden kann. Der Begriff des Menschen ist z. B., daß er ein sinnliches vernunftfähiges Wesen ist. Wo diese Merkmale nicht vorhanden sind ist auch der Begriff des Menschen nicht vorhanden (eine gewisse Vernunftfähigkeit wird ja selbst den Cretins nicht abgesprochen). Aber ein Mensch, der seine Arme oder Beine oder Gesicht, Gehör oder einen anderen Sinn verloren hat, was doch alles zur allgemeinen Vorstellung eines Menschen gehört, hat darum noch nicht aufgehört, Mensch zu sein.

§ 42. Die Sprache.

Ein besonderes leibliches Organ, allgemeine Vorstellungen zu bezeichnen, besitzt der Mensch in der Sprache.[1]) Sie wird durch Thätigkeit

der Lunge, der Luftröhre und der Stimmbänder, zwischen denen sich die Stimmritze befindet, hervorgebracht und durch die eigentümliche Stellung der Kehle, des Gaumens, der Zunge, der Kiefern, der Lippe, zum Teil auch der Nase, bedingt. Die Sprache ist daher ursprünglich Erzeugnis einer durch Empfindung veranlaßten, zum Teil auf Reflexbewegungen beruhenden Thätigkeit des Menschen, aber sie dient auch zum Ausdruck seiner Vorstellungen.

Die Sprache entwickelt sich in drei Stufen.

1. Auf der ersten (exklamativen) Stufe ist sie unmittelbarer Ausdruck einer Empfindung: sie erzeugt dann namentlich die Interjektion (im weitesten Sinne des Wortes), darunter auch Laute, die wie Gebärden auf einzelne Dinge hinweisen.

2. Auf der zweiten (onomatopoetischen) Stufe schafft die Sprache symbolische Bezeichnungen von Anschauungen, die von Empfindungen begleitet werden, darunter auch schallnachahmende. Wie nun auch die Gebärden teils mimische (nachahmende), teils hinweisende (demonstrative) sind, so schafft auch die Sprache meist teils symbolisch nachahmende, teils symbolisch hinweisende Wurzeln: erstere geben eine Bedeutung an (Wurzeln von Nomina und Verba), letztere eine Beziehung (Wurzeln von Formwörtern, Pronomina, Präpositionen und Konjunktionen). Die Seele kann aber lautlich nur sehr wenige der reichen Eindrücke wiederspiegeln, welche sie durch irgend eine Anschauung erhält, ja nicht einmal wenige zugleich, wenn sie nicht sehr umständlich sein will: sie kann jedenfalls in einer Wurzel jede Anschauung nur nach einem Haupteindruck bezeichnen — *βοῦς* z. B. bezeichnet ursprünglich nur ein Wesen, das „Buh" brüllt — und hält diese Bezeichnung auch dann fest, wenn jenes Hauptmerkmal augenblicklich nicht wahrgenommen wird — auch das nicht brüllende Rind heißt *βοῦς*. Sonach geht jeder Wurzelbildung eine innere Sprachform voraus, durch welche jene Anschauung nach der sie begleitenden Empfindung erst für lautliche Gestaltung unwillkürlich zurecht gelegt wird. Übrigens ist es wahrscheinlich, daß die Anzahl der ursprünglichen Wurzeln in jeder Sprache eine überaus kleine ist (für die indoeuropäischen Sprachen haben einige sie auf 20 zurückführen wollen).

3. Auf der charakterisierenden Stufe wird mit Hilfe der gebildeten Wurzeln jede neue Anschauung charakterisiert. So wird z. B. in den indoeuropäischen Sprachen der Mensch als Denkender, der Vater als Erhalter, die Sonne als Erzeuger, der Mond als Messender

charakteriſiert. Dann entſteht ferner eine Fülle von Bezeichnungen für die geiſtigen Vorſtellungen durch Übertragung (Tropus). Beſtimmte grammatiſche Wortformen bilden ſich, indem Beziehungswurzeln an die Bedeutungswurzeln herantreten. Dabei verfährt aber die ſprachbildende Phantaſie, in lautlichem Wohlgefallen und geiſtiger Schaffensfreude ſchwelgend, zunächſt oft ſehr üppig — aus einem griechiſchen Verbalſtamm erwachſen z. B. ca. 1300 Wortformen — und geht ſelbſt über die Bedürfniſſe des Denkens hinaus. Sie dichtet z. B. oft allen ſächlichen Dingen drei Geſchlechter an und läßt ſelbſt die Eigenſchaftswörter ſich nach dieſen richten. Später aber giebt ſie oft die Freude am lautlichen Wohlklang für die ſinnvollere Hervorhebung des geiſtigen Charakters der Sprache und ihre praktiſche Verwertbarkeit dahin (Gegenſatz zwiſchen den klaſſiſchen Sprachen und der deutſchen, mehr noch der engliſchen Sprache); in der Poeſie tritt dann an die Stelle des lautfreudigen quantitierenden Rhythmus der accentuierende, welcher namentlich die ſinnvolleren Silben hervorhebt.[2])

[1]) Die Sprache drückt zwar auch Laute aus, die nur einer einzelnen Empfindung gelten (ſ. oben 1. Stufe), aber dieſe gelten doch mehr nur als Laute: Worte bezeichnen im ganzen nur allgemeine Vorſtellungen; ſelbſt „dies hier, τόδε τι“ bezeichnet ohne begleitenden Geſtus nach einem einzelnen Ding hin jedes beliebige „dies hier“. Nur die nomina propria bezeichnen Individuen. Sofern ſie aber, wie urſprünglich immer, einen Sinn haben, iſt dieſer an ſich doch wieder ein allgemeiner und wird nur durch Konvenienz auf einzelne Individuen übertragen, oft übrigens gleichlautend auf ſehr viele; ſofern ſie aber keinen Sinn mehr verraten, ſind ſie eigentlich nur Wortmarken und gehören zu einem geſellſchaftlich feſtgeſtellten Zeichenſyſtem.

[2]) Die ſchöne urſprüngliche Lautſymbolik der Sprache geht bei ihrer Entwickelung mehr und mehr verloren; die Wörter werden zuletzt immer mehr Münzen, die, teils durch die Wiſſenſchaften, teils durch das praktiſche Leben (Recht, Handel und Induſtrie, geſellſchaftliche Sitten u. a.) ein beſtimmtes Gepräge erhalten. Je mehr ſich aber eine Sprache aus ſich ſelbſt entwickelt und im Beſitz des urſprünglich ſie ſprechenden Volkes bleibt, deſto mehr pflegt ſie noch die Lautſymbolik durchſchimmern zu laſſen: je mehr ſie in den Beſitz anderer ihr Lautmaterial nach neuen Geſichtspunkten zurechtlegender Völker übergeht, deſto mehr erweiſt ſie ſich im allgemeinen geeignet, konventionell ſcharf ausgeprägte Vorſtellungen zu bezeichnen. Hierauf beruht im allgemeinen der Unterſchied der germaniſchen und romaniſchen Sprachen.

Übrigens wird aus dem oben Dargelegten erhellen, daß die Sprache nur in beſchränktem Maße in dieſen Abſchnitt gehört: vieles iſt oben nur angeführt, um den in gewiſſer Hinſicht zuſammengehörigen Gegenſtand nicht zu zerreißen.

§ 43. Das Urteil.

Das Urteil[1]) (ἀπόφανσις) ist die Erklärung über Vorhandensein oder Nichtvorhandensein einer Vorstellung oder Vorstellungsverbindung in der Wirklichkeit;[2]) es steht also in ihm immer zur Frage, ob etwas wahr ist oder nicht.[3]) Es setzt somit eine Prüfung und demnach eine Vergleichung mit anderem voraus, kann aber aus einem Worte bestehen. „Saltatur", „pluit" sind vollständige durch ein Wort dargestellte Urteile; sie setzen aber voraus, daß man schon durch Erfahrung die Vorstellung des Tanzens, bez. Regnens erhalten hat, und sagen nun aus, daß es stattfindet, sind also logisch in die Sätze aufzulösen „Tanzen, bez. Regnen, findet statt."[4]) Hienach sind also im Urteil mindestens immer zwei Vorstellungen verbunden, eine, die bestimmt wird, und eine, welche bestimmt. In der grammatischen Form für das Urteil, dem Satz, heißt jene Subjekt, diese Prädikat.[5])

Mit dem Urteile beginnt jene Thätigkeit des Verstandes, die man Denken nennt: sie besteht darin, daß die einzelnen Vorstellungen in einer allgemeine Giltigkeit beanspruchenden Weise als notwendig durch einander bestimmte hingestellt, von einander getrennt und einander untergeordnet werden, wobei man allmählich auf immer umfassendere Vorstellungen kommt. Der Verstand lernt hierbei eine Menge von Beziehungen an den Dingen, die ihm beim Ordnen seiner Vorstellungen und beim Erkennen dessen, was in ihnen als länger wirkend daher auch mehr wesentlich und innerlich, und was hingegen als mehr vorübergehend erscheint, gute Dienste leisten. So entstehen Vorstellungen von den Dingen und ihren Eigenschaften, den Kräften und ihren Äußerungen, Wesen und Erscheinung, Ursache und Wirkung, Grund (= Erkenntnisgrund) und Folge, Zweck und Mittel. Um aber hierin Klarheit zu erlangen, bedarf es des Schließens.

[1]) Urteilen heißt eigentlich austeilen und scheint darauf hinzudeuten, daß im Urteil etwas einem anderen zugeteilt wird, wie ja namentlich im gerichtlichen Urteil, das zuerst mit diesem Worte benannt ist, eine Zuerkennung stattfindet. Die genauere Lehre vom Urteilen und Schließen gehört in die Logik.

[2]) Ἔστι δὲ ἡ ἁπλῆ ἡ ἀπόφανσις φωνὴ σημαντικὴ περὶ τοῦ ὑπάρχειν τι ἢ μὴ ὑπάρχειν. Arist. de interpr. 5.

[3]) (Λόγος) ἀποφαντικὸς οὐ πᾶς, ἀλλ' ἐν ᾧ τὸ ἀληθεύειν ἢ ψεύδεσθαι ὑπάρχει. Ar. de int. 4.

[4]) Hingegen enthält ein einzelnes Wort, zu dem nicht, wie oben, das verbum existentiae ergänzt wird, kein Urteil: saltare, pluere u. a. ist nur eine Vorstellung. Ob ihr etwas Wirkliches entspricht, bleibt fraglich.

*) Man hat in der Psychologie auch von primitiven Urteilen gesprochen und unter ihnen die Beziehung einer Empfindung auf eine andere, wie sie schon der Wahrnehmung vorangeht, verstanden. Da aber damit nicht immer ein Urteil gefällt wird, ob etwas nur subjektiv oder auch objektiv stattfindet, so kann man in diesem Vorgange nur einen dem Urteil ähnlichen Akt erkennen, den in Erinnerung zu bringen freilich wichtig ist.

§ 44. Das Schließen.

Um zu einem Schlusse, d. h. der Ableitung eines Urteils aus anderen zu gelangen, verfährt man entweder analytisch (aufsuchend) oder synthetisch (zusammenstellend). Analytisch verfährt man, wenn man an einem Gegenstande die Merkmale, also zu einem Subjekt verschiedene Prädikate, sucht. So verfährt der Botaniker, wenn er eine Pflanze bestimmt, oder der Mathematiker, wenn er, um eine Aufgabe zu lösen, sie als gelöst annimmt und nun die Merkmale der angenommenen Figur bestimmt, um so rückwärts zum Ausgangspunkte zu gelangen, oder der Grammatiker, der einen Schriftsteller, Zeile für Zeile interpretiert. Synthetisch verfährt, wer verschiedene Gegenstände mit gleichen Merkmalen zu einer Art (bez. Gattung) zusammenstellt, also für gemeinsame Prädikate verschiedene Subjekte und schließlich ein Subjekt sucht; ist so eine ganze Reihe ähnlicher Urteile zusammengebracht, so kann man dieselben schließlich nach einem Haupterkenntnisgrunde oder Hauptmerkmal und anderen Nebenmerkmalen zu einem System zusammenstellen, wie solche Systeme z. B. klar in den Naturwissenschaften und Grammatiken vorliegen. Beide Verfahrungsweisen müssen einander stets ergänzen: bei jedem einzelnen grammatisch betrachteten Wort muß man analytisch bestimmen, ob auf dasselbe ein bestimmtes in einer Regel erwähntes Merkmal Anwendung findet, und verschiedene einzelne grammatische Fälle immer wieder nach einem gemeinsamen Merkmal synthetisch zusammenstellen.

Dem analytischen Verfahren entspricht der deduktive Schluß, bei dem man Ober-, Unter-, und Schlußsatz, Ober-, Mittel- und Unterbegriff unterscheidet. Er erscheint am klarsten in der kategorischen (schlechthin aussagenden) Form, deren einfachste Art folgende ist:

	M ist P	Alle Menschen können irren
(Atqui)	S ist M	Auch die Gelehrten sind Menschen
(Ergo)	S ist P	Auch die Gelehrten können irren.

Es wird hiernach eine Eigenschaft, die von einer bestimmten Gattung (bez. Art) gilt, deshalb auch einer Art (bez. einem Individuum) beigelegt, weil dieselbe zur Gattung (bez. Art) gehört.

Daneben giebt es einen hypothetischen und disjunktiven Schluß mit hypothetischen bez. disjunktiven Obersatz und meist kategorischem Schlußsatz.

Dem synthetischen Verfahren entspricht der *induktive Schluß*, bei dem, was den einzelnen Individuen (bez. Arten) zukommt, der ganzen Art (bez. Gattung) zugesprochen wird. Er ist daher nur dann beweiskräftig, wenn er alle Individuen (bez. Arten) umfaßt. Seine einfachste Form ist:

A, B, C, D, E (u. s. w.) ist P
A, B, C, D, E (u. s. w.) ist S
S ist P.

Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel, Säugetiere haben rotes Blut
Fische, Amphibien, Reptilien, Vögel, Säugetiere sind höhere Tiere
Die höheren Tiere haben rotes Blut.

Das Beispiel giebt eine vollständige Induktion, meist kommt es aber nur zu einer unvollständigen. Der Satz „Alle Menschen sind sterblich" beruht z. B. zunächst auf unvollständiger Induktion, sofern man nicht alle Menschen kennt und immer neue hinzugeboren werden. Aber der Satz beruht freilich zugleich auch auf Deduktion, sofern alle Menschen lebende Wesen sind, und daß diese sämtlich vergänglich sind beruht einerseits auf einer solchen Fülle induktiver Schlüsse, daß es uns völlig gewiß ist, andererseits aber auch auf deduktiven Schlüssen, die man in betreff alles Stoffumsatzes und aller physiologischen Funktionen aus einer noch überwältigerenden Fülle induktiv beigebrachten Materials gewonnen hat. Das Beispiel kann zugleich darthun, daß sich in unserer Erkenntnis Induktion und Deduktion immer in einander verschlingen, daß aber all unser Wissen über Erfahrungsgegenstände zuletzt auf Induktion beruht. Rein deduktiv läßt sich nur da schließen, wo allgemein gültige Grundsätze des Denkens und allgemein gültige Erklärungen möglich sind, also in der Mathematik. Aber selbst diese muß ihre Sätze induktiv an einzelnen Beispielen klar machen und sich durch Determination vor etwaigen Fehlgriffen in der Wahl derselben sichern.

III. Die Vernunftthätigkeit.

§ 45. Allgemeines.

Vernunft ist das Vermögen, sich über die Auffassung und Verknüpfung des Einzelnen hinweg zum Denken des ganz Allgemeinen, Übersinnlichen, zur Erkenntnis des wahren Wesens der Dinge und ihrer Bestimmung zu erheben. Erst die Vernunft unterscheidet den Menschen wahrhaft vom unvernünftigen Tiere, dem man hingegen Verstand nicht absprechen kann.

Die Vernunft zeigt sich einerseits in der begrifflichen Auffassung, andererseits in der Bildung der Ideen thätig. In dem Gebiete derselben lassen sich aber hinwiederum die intellektuellen Ideen, die Ideale, die religiösen und die sittlichen Ideen unterscheiden.

a. Die begriffliche Auffassung.

§ 46. Der Begriff.

Erst wenn die Seele in ihre Vorstellungen schon eine solche Ordnung gebracht hat, daß sie auf sinnlichem wie auf geistigem Gebiete eine Fülle feststehender Arten und Gattungen, je mit gemeinsamen Merkmalen, ausgesondert hat, kann sie versuchen, genau festzustellen, welchen Sinn sie mit den einzelnen Worten verbindet, was und wie viel sie unter ihnen begreift, ferner ob sie noch anderes in logischen Begriffen zusammenfaßt, denen keine Worte mit feststehenden Bedeutungen mehr entsprechen. Diese Thätigkeit tritt aber im allgemeinen sehr spät ein.[1]) Auf manchen Gebieten ist sogar der logische Begriff etwas so schwer zu Erreichendes, daß er nur annähernd richtig gebildet werden kann und zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden bestimmt worden ist.

Ein Begriff wird so gebildet, daß man an einer Masse gleichartiger Vorstellungen, die bei allen gleichen wesentlichen Hauptmerkmale (essentialia constitutiva § 40), welche zugleich Grund einer Reihe wesentlicher Nebenmerkmale sind (essent. consecutiva) zusammenfaßt. So wird z. B. der Vogel als ein befiedertes höheres Tier erkannt. In der Regel wird die Definition eines Begriffes durch Angabe des nächsthöheren Gattungsbegriffs (genus proximum) und des Art bildenden Unterschieds (differentia specifica) gegeben.

Die Wortbegriffe d. h. die thatsächlich durch Worte einer bestimmten Sprache zusammengefaßten Begriffe fallen nicht immer mit den bei

einer Darstellung vorschwebenden logischen Begriffen zusammen.[2]) Auf dieser Diskrepanz beruht das Vorkommen von Synonymen, Homonymen, Tropen, Amphibolie u. a.

Aus richtigen Begriffen kann man nun auch mit viel schärferem Endergebnis Urteile und Schlüsse bilden. Zu letzteren wird man schon deshalb gedrängt, weil auch der schon gebildete Begriff immer wieder durch Nachweisung des Grundes seiner Berechtigung (des διὰ τι) gegenüber der empirischen Welt gerechtfertigt werden muß.

[1]) Unter den Griechen ist sie z. B., wenn auch früher schon vorbereitet, in vollem Maße doch erst mit den Sophisten und Sokrates eingetreten.

[2]) „Sittlichkeit" wird z. B. im Lateinischen am getreusten durch honestas wiedergegeben, obwohl dies an sich doch etwas ganz anderes ausdrückt als Sittlichkeit d. h. ein dem sittlichem Gesetz entsprechendes Verhalten; aber selbst das Wort „Sittlichkeit" entspricht nicht in allen Verbindungen dem angegebenen logischen Begriff.

§ 47. Die Wissenschaft.

Eine klare Auffassung der Welt ist nur da möglich, wo auch eine scharfe begriffliche Auffassung zu Grunde liegt. Auch ohne eingehende wissenschaftliche Beschäftigung kann sich diese jeder auf dem Gebiete des sittlichen Handelns und seines Berufslebens erwerben, und Mutterwitz und gesundes Urteil führt in dieser Hinsicht oft weiter als wissenschaftliches Studium, das auch auf viele Irrwege locken kann.

Aber vorzugsweise hat es mit den Begriffen und den auf ihnen beruhenden Denkakten, also begrifflichen Urteilen und Schlüssen, die Wissenschaft zu thun. Jede Wissenschaft stellt der Form nach ein geordnetes System verwandter Erkenntnisse dar, die ein auf gemeinsamem Grunde ruhendes zusammenhängendes Ganzes bilden. Dem Inhalt nach hat sie es mit Erforschung der Wahrheit zu thun, d. h. der Übereinstimmung des Denkens mit der Wirklichkeit (materiale Wahrheit) und in sich selbst (formale Wahrheit). Die wahre Wissenschaft faßt demgemäß auch alles nicht als Einzelnes, sondern als Teil eines in sich zusammenhängenden Weltganzen auf, das, wenn es sich auch bis in die kleinsten Einzelheiten hinein gliedert, doch mit seinen allgemeinen Existenzbedingungen alles einzelne umfaßt.

§ 48. Verschiedene wissenschaftliche Auffassung.

Ihr letztes und höchstes Ziel erreicht die Wissenschaft wegen der Endlichkeit und Unvollkommenheit des menschlichen Geistes nie, kommt

ihm aber immer näher, indem sie teils induktiv immer neue einzelne Erkenntnisse zu dem schon sicher Gestellten hinzufügt, teils deduktiv aus allgemein anerkannten Sätzen die Natur des Einzelnen klar bestimmen lehrt.

Andauernde wissenschaftliche Thatigkeit ist nur wenigen Menschen gestattet, da sie einen hohen Grad von Übung voraussetzt. Am weitesten vermag in ihr vorzudringen, wer die Begriffe scharf begrenzen kann, ferner, wer sie geschickt mit einander zu verknüpfen weiß, endlich, wer das einzelne an seiner Stelle in seiner innersten Bedeutung wohl zu würdigen versteht. Der erste ist *scharfsinnig*, der zweite *geistreich*, der dritte *tiefsinnig*. Der *Scharfsinnige* versteht nicht nur gut, an ähnlichen Dingen das Unähnliche zu erkennen, sondern auch einen einzelnen, selbst schwierigen, Fall sicher unter ein Gesetz zu subsumieren (Jurist, Grammatiker!), der *Geistreiche* — das Wort im besten Sinne gefaßt — findet leicht durch überraschende Kombination von Momenten, die weit aus einander zu liegen scheinen, neue Gesetze*), der *Tiefsinnige* hat das Bestreben, auf den letzten Grund der Dinge hinabzudringen, der sich ihm als umfassende Einheit darstellt, und von dort aus das Einzelne in seiner individuellen Berechtigung zu erkennen.

*) Mit dem geistreichen Wesen ist in einer Hinsicht der *Witz* verwandt, den man wohl dem Scharfsinn als ein Vermögen, Ähnliches an unähnlichen Dingen zu entdecken, gegenüber gestellt hat. Im vorigen Jahrhundert verstand man unter Witz auch noch das Wissen selbst („Belustigungen des Verstandes und Witzes;" mhd.: witze das Wissen, witzec gelehrt); gegenwärtig aber versteht man unter Witz (subjektiv) nur eine Fähigkeit, die den Zwecken des Scherzes und des Komischen dient (§ 64). Der Witz stellt seine Kombinationen von zufälligen Ähnlichkeiten an ganz verschiedenen Dingen immer nur unter blitzartige Beleuchtung eines Punktes oder einzelner Punkte und wirkt um so stechender je punktueller er ist. Scharfsinnige Leute pflegen übrigens immer auch eine eigene Art trockenen Witzes zu besitzen.

b. *Die ideelle Auffassung.*

§ 49. Die Ideen.

Der Mensch begnügt sich nicht mit der Erkenntnis dessen, was aus sinnlichen Wahrnehmungen hervorgeht, auch nicht mit der noch so weit gehenden Verallgemeinerung desselben. Er erhebt sich zu Gedanken, für welche ihm die eigentümliche Natur seines Geistes den Stoff liefert.

Während er an allen einzelnen Dingen, mögen sie noch so vorzüglich sein, Mängel wahrnimmt, bildet er sich Vorstellungen von nicht

mangelhaften Dingen, vollkommene Gattungsvorstellungen, die er sich gleichsam als Schöpfungsplan der Welt zu Grunde liegend denkt, oder allumfassende noch über diesen schwebende Vorstellungen, die er sich als über der sinnlichen Welt so hoch erhaben denkt, wie der Geist sich über der Materie erhebt. Diese hat Plato, der auf jene erste Art zuerst gründlich hingewiesen hat, Ideen genannt. In welchem Grade diese dem Menschen besonders wertvollen Ideen wirklich sind, ob sie außer ihm eine objektive Existenz haben (philosophischer Idealismus) oder nur als Normen im menschlichen Geiste vorhanden sind (philosophischer Realismus), darüber ist in der Philosophie ein alter und nicht ausgefochtener Streit geführt. Die möglichst klare Erkenntnis dieser Ideen bleibt aber jedenfalls eine der wichtigsten Thätigkeiten der Vernunft, die durch sie eine Führerin und Gesetzgeberin für den Verstand, die Phantasie, das Gemüt und das sittliche Leben der Menschen wird.

Je mehr der einzelne von Ideen erfüllt ist und sich durch sie auch bei seiner Thätigkeit leiten läßt, desto mehr befindet er sich im Zustande der Begeisterung (des Enthusiasmus), und diese wird um so reiner sein und um so mehr mit voller Befriedigung (Seligkeit) erfüllen, je klarer und reiner jene leitenden Ideen sind (§ 80). Auf der Fähigkeit, diese immer vollkommener zu erfassen, beruht großenteils die Möglichkeit der wachsenden Vervollkommnung (die Perfektibilität) des menschlichen Geschlechts.

§ 50. Die intellektuellen Ideen.

Die Ideen haben zunächst einen nicht geringen Wert für die erkennende Thätigkeit des Menschen. Sie werden allerdings auf diesem Gebiete mit einem nicht unbegründeten Mißtrauen angesehen, weil sich in Zeitaltern, die nicht nach begrifflicher Klarheit streben, hinter ihnen Unklarheiten zu verbergen lieben. Sie sind auch etwas dem Menschen nicht völlig Faßbares, weil der Mensch ein endlicher Geist ist: um sie ganz zu fassen und damit das volle Verständnis der Welt zu erhalten, die nun doch einmal schon durch ihre Existenz beweist, daß sie kein bloßes Rätselspiel ist, müßte der menschliche Geist ganz von göttlicher Natur sein. Wegen ihrer Unfaßlichkeit und Unsinnlichkeit werden daher die Ideen auch oft der Wirklichkeit (Realität) als das Nichtwirkliche gegenübergestellt.

Ideen unterscheiden sich nun so von Begriffen, daß diese nur logische Erkenntniszeichen sind, welche eine bestimmte Stelle im Gedanken-

zusammenhange scharf abgrenzen, aber von dem Gesamtwesen einschließlich der Erscheinung, dem Werte und der Bestimmung des Gegenstandes absehen, die Ideen hingegen vor allem das Gesamtwesen des Dinges, einschl. der Erscheinung (ἰδέα = Erscheinung, Gestalt), des Wertes und der Bestimmung des Gegenstandes als eine möglichst vollkommen gedachte Totalität umfassen, also außer dem logischen auch ein ästhetisches und ethisches Moment enthalten.[1]) Ist die Idee hiernach auch etwas, das in Worten nie ganz ausgesprochen, in Gedanken nie ganz ausgedacht werden kann, sofern die Erscheinung der Dinge auch Zufälliges, also selbst Widerstrebendes umfaßt und Wert und Bestimmung der Dinge etwas Veränderliches ist, so lebt sie doch in der menschlichen Seele und wird sich jedenfalls aus deutscher Wissenschaft kaum verbannen lassen.

Für die Wissenschaft hat aber die Idee eine mehrfache Bedeutung. In manchem größeren Ganzen erscheint sie als die alle Teile mit Leben durchdringende Seele, die man kennen muß, um das Einzelne richtig zu erfassen: so sucht man mit Recht bei jedem Drama nach der ihm zu Grunde liegenden Idee. Ferner können, wo von den für die Menschheit anzustrebenden Zielen in Thätigkeit oder Erkenntnis die Rede ist, Ideen, bez. ideale Gedanken, der sich entwickelnden Wissenschaft fernere Ziele anweisen: so sind manche durchaus nur auf vorläufigen Ideen beruhende Hypothesen für die Wissenschaft sehr fruchtbar gewesen.[2]) Endlich kann die Beschaffenheit bez. Unvollkommenheit eines Gegenstandes, namentlich etwa eines Kunstwerkes oder einer sittlichen Handlung, in oft sehr schlagender Weise an der Idee des Gegenstandes kritisch untersucht werden.[3])

[1]) Der Begriff des Menschen wird daher genügend angegeben, wenn man etwa sagt, der Mensch sei ein irdisches sinnlich-vernünftiges Wesen. Die Idee des Menschen läßt sich hingegen in wenig Worten gar nicht recht angeben. Wollte man das aber so gut als möglich versuchen, so könnte man dies etwa in der Weise thun, daß man sagte: der Mensch, ein Mikrokosmus, sei das nach Erscheinung und Wesen vollkommenste (gottebenbildliche) Geschöpf der Erde, dessen wahre Natur in seiner Geistigkeit bestehe, in der er zugleich die Möglichkeit steter Vervollkommnung besitze. Für den Begriff des Hundes ist es gleichgiltig, daß er ein so treuer Gefährte des Menschen ist; für die Idee desselben ist es wesentlich. Aber von Dingen, die für den Menschen keinen irgend bestimmten Wert haben und denen man nicht eine gewisse Bestimmung zuschreiben kann, vermag sich wenigstens menschliche Vernunft keine rechten Ideen zu bilden. Und wenn daher selbst ein neuerer Philosoph von der Idee des Faultiers spricht, so ist das müßiges Spiel.

[2]) So ist die Idee von dem Staat und den Gesetzen, die Plato (bez. Montesquieu) gehabt hat, für die Wissenschaft von nicht geringer Bedeutung gewesen.

Goethes Ideen von einer Urpflanze, einer Metamorphose der Pflanzen und Tiere, und eine entsprechende Idee von Geoffroy St. Hilaire von einem allgemeinem Bilde des Tieres, worin die Gestalten sämtlicher Tiere der Möglichkeit nach enthalten wären, haben sich als wissenschaftlich anregend und fruchtbar erwiesen.

3) So hat z. B. Schiller wiederholt einzelne Dichtungen nach der Idee der Poesie oder einer bestimmten Gattung der Poesie eingehend und scharf kritisiert.

§ 51. Die Ideale.

Die Ideen müssen, sofern sie an sich sehr unbestimmt sind, um auf die Phantasie Einfluß zu gewinnen, erst bestimmtere Formen und eine äußere Gestalt annehmen. Die Geschichte zeigt, daß in einzelnen Zeitaltern, auf einzelnen Gebieten menschlicher Thätigkeit, bei einzelnen Menschen die Ideen, wenn sie sich mit aller Macht herandrängten, wiederholt in sehr wirksamer Weise eine zwar einseitige aber doch deutliche Gestalt erhalten haben. Sofern sie dann als solche einer menschlichen Thätigkeit, namentlich einer künstlerischen, aber auch überhaupt einer schaffenden und nach Zielen, die in klaren Umrissen hervortreten, strebenden vorschweben, werden sie Ideale genannt.[1]) Das Ideal der Weiblichkeit ist z. B. ein anderes im Altertum (Here, Aphrodite, Antigone!) als im Mittelalter (Jungfrau Maria!) und in der Neuzeit (Iphigenie!), ein anderes für die bildende Kunst als für die Dichtkunst (Penelope, Kudrun, Iphigenie, Dorothea u. a.!), ein anderes für die Katholiken als für die Protestanten, ein anderes bei Shakespeare als bei Goethe: immer aber zeigt es eine Idee (die der vollkommenen Weiblichkeit) in einer bestimmten schönen Gestalt als ein Ziel auf, das in Gedanken erfaßt werden kann, über das unvollkommene Sinnliche hinaus hebt und wert ist, mit Anstrengung aller Kraft in seiner Erscheinung möglichst erfaßt und verfolgt zu werden. Solche Ideale in allgemeinen Umrissen der Phantasie darzubieten ist Sache der Vernunft, sie auszugestalten Sache der Kunst.[2])

1) Schiller braucht dafür auch den Ausdruck „Gestalt".

. . . frei von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren
Göttlich unter Göttern die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In des Ideales Reich.

2) Aber es wäre schlimm um die Welt bestellt, wenn nur die Künstler Idealen nachstrebten; vielmehr ist die Fähigkeit, sie zu entwerfen so allgemein,

wie die Vernunft selbst. Hingegen darf nicht geleugnet werden, daß vor allem die Künstler, weil in ihnen die Phantasie am umfassendsten und kräftigsten ist, die Ideale im Bilde verwirklichen können. Wer namentlich nach Idealen strebt, heißt Idealist; ihm gegenüber steht der Realist, der vor allem danach strebt, die Wirklichkeit bei seinem Streben nicht unter den Füßen zu verlieren.

§ 52. Die religiösen Ideen.

Zu allen Zeiten und an allen Orten haben die Völker gefühlt und erkannt, daß über ihnen eine höchste Macht waltet, welche auch die menschlichen Geschicke bestimmt und dieselbe als Gott, Gottheit oder Götter bezeichnet. Die Idee Gottes erscheint sonach als die höchste, zu der sich der Mensch emporschwingen kann. Sie wird ihm immer wieder durch Natur und Gewissen (Röm. 1, 19 f. 2, 14 f.) nahe gelegt und hat in ihrem Gefolge eine Fülle von Ideen, die sich auf das Verhältnis des Menschen zu Gott beziehen, also religiöse Ideen. Diese gewähren dem Gemüt die höchste Beruhigung, indem sie immer wieder daran erinnern, daß es über dem Reiche von dieser Welt auch ein anderes geistiges und unsichtbares Reich giebt.

Auf der untersten Stufe der Kultur ist allerdings das Gottesbewußtsein noch sehr unvollkommen. Je höher sich aber die Bildung nach allen Seiten entwickelt hat, desto lebendiger und reiner ist auch das Gottesbewußtsein geworden, desto mehr Gott als Urheber und Erhalter der ganzen Welt und Inbegriff aller Vollkommenheit aufgefaßt worden, desto mehr haben aber auch die Menschen gedacht: „Und zwar ist er nicht ferne von einem jeglichen unter uns. Denn in ihm leben und weben und sind wir . . . Wir sind seines Geschlechts“ (Apostelgesch. 17, 27 f.), oder mit dem Dichter empfunden „Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft, Wie könnt' uns Göttliches entzücken.“ (Goethe.)

Die wahre Gotteserkenntnis, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, ist erst durch Christus und die Apostel in die Welt gekommen, hat aber seitdem manche Entwickelungsstufen durchlaufen, indem sie das Gemüt und Leben der Menschen immer vollkommener durchdrungen hat, und wird auch noch fernerhin manche Entwickelung durchzumachen haben, da das vorschwebende Ziel, alles menschliche Leben, ja die gesamte Schöpfung geziemend auf Gott zu beziehen, nur annähernd erreicht werden kann.

Die lebendige Auffassung und Erkenntnis Gottes, die also zugleich

immer von einem starken (an dieser Stelle noch nicht zu besprechenden) Gefühl begleitet ist, nennt man vielfach Glaube.*)

*) Dem Glauben steht der Unglaube und Aberglaube gegenüber. Letzterer entsteht namentlich dadurch, daß er das Zeichen (Symbol) für die Sache nimmt (Fetisch), und daß er einen mystischen Zusammenhang zwischen den Teilen der Welt auch da sieht, wo nur eine zufällige Verbindung stattfindet; namentlich häufig geschieht es in letzter Hinsicht, daß das zeitlich Folgende als durch das Vorangehende verursacht angesehn wird (der falsche Schluß post hoc, ergo propter hoc).

§ 53. Die sittlichen Ideen.

Der Mensch empfindet und erkennt ferner, daß er hier auf Erden eine Bestimmung zu erfüllen hat, indem er sich möglichst kräftig auslebt, sich zu allem Handeln möglichst tüchtig macht und nach Kräften auch das Wohl der andern Menschen zu fördern sucht (siehe § 97). Dazu gehört auch, daß er sich vollkommen selbst beherrsche und frei sei von jedem knechtischen Dienst einer anderen Macht, die ihn in Widerspruch mit sich selbst setzen könnte.*) Eine innere Stimme, die unbewußt von den höchsten auf das dem Menschen wahrhaft förderliche Handeln bezüglichen Ideen, den sittlichen Ideen ausgeht, warnt ihn davor, etwas zu thun, was zu einer dauernden Minderung des Lebens oder Lebensgefühls bei ihm selbst oder andern führen könnte und sich aller Ausschreitungen der Selbstsucht zu enthalten. Diese Stimme, die dessen, was sie zu sagen hat, gewiß ist, und sehr bestimmt gebietet „Du sollst" heißt Gewissen; wer sich von ihr leiten läßt und immer jenen höchsten sittlichen Ideen folgt, die auch klar erkannt werden können, handelt sittlich; sofern er ihnen nicht folgt, hat er an sich selbst die üblen Folgen zu spüren; denn alles Handeln wird von sittlichen Gesetzen ebenso beherrscht, wie die Natur vom Naturgesetz. Die Erkenntnis dieser sittlichen Ideen und Gesetze aber gehört zu den wichtigsten Thätigkeiten der Vernunft.

*) Daß er frei sein könne, sagt dem Menschen auch eine innere Stimme. Auch Schiller erinnert in „Die Worte des Glaubens", abgesehen von dem Hinweis auf Gott, dem Heiligen und Höchsten, an die Überzeugung, daß der Mensch frei sei, und daß Tugend kein leerer Wahn sei, als an Worte, von denen nur das Herz Kunde gebe, und fügt hinzu

„Dem Menschen ist nimmer sein Wert geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt."

B. Das Anſchauungsvermögen.

§ 54. Allgemeines.

Bei allen Empfindungen, die mit Auffaſſung eines äußeren Gegenſtandes verbunden ſind, kann ſich die Seele entweder bemühen, den Gegenſtand möglichſt beſtimmt in ſeinen Teilen zu erfaſſen und ihrer Verhältniſſe zu einander oder zu anderen Gegenſtänden inne zu werden, oder mit beſonderem Anteil bei der äußeren Erſcheinung verweilen und dieſelbe möglich friſch, lebendig, klar und als Ganzes aufzunehmen und gleichſam einzuſaugen und wieder zu erneuern beſtrebt ſein. Im erſteren Falle iſt das Erkenntnisvermögen, im letzteren das Anſchauungsvermögen thätig.

Beide Vermögen ſtehn in ſo innigem Zuſammenhange, daß ſie oft gar nicht geſchieden werden. Auf der unterſten Stufe ihrer Entwickelung beſchäftigt ſich die anſchauende Thätigkeit mit Anſchauungen, auf der mittleren mit mannigfaltigen Bildern der Phantaſie; namentlich aber auf der höchſten Stufe unterſcheidet ſie ſich, da ſie dann das Schöne und die idealen Gebilde künſtleriſcher Phantaſie zum Ziele hat, ſehr deutlich von der erkennenden Thätigkeit, die dann nach dem Wahren ſtrebt.

I. Die Anſchauung.

§ 55.

Manche Dinge z. B. der gefällige Schwung der Formen, der Glanz der Farben, der Wohllaut der Töne, der ergreifende Klang der menſchlichen Stimme, ſelbſt manches von geringerer Bedeutung, z. B. der liebliche Duft der Blumen, der belebende Hauch milder Lüfte, die Weichheit einer liebkoſenden Hand, machen auf den Menſchen oft einen tiefen mit innigem Wohlgefallen verbundenen Eindruck. Da dieſer ſich immer von neuem den Sinnen einſchmeichelt und zugleich auf einen äußeren Gegenſtand bezogen und dauernd mit ihm verbunden wird, entſteht das Streben, dieſen, der ſo feſſelnd iſt, nach ſeiner ſinnenfälligen Form und Erſcheinung möglichſt zu erfaſſen und feſtzuhalten. Hat man dies erreicht, ohne ihn ernſtlich nach ſeinen Teilen zu unterſuchen, ſie mit anderen zu vergleichen und ſie nebſt dem Gegenſtande ſelbſt danach in beſtimmte nach Merkmalen geordnete Kategorien einzureihen, ſo hat man eine Anſchauung.*) Alle Anſchauungen bilden ſich im Raume oder in der Zeit. Daher

können diese als die allgemeinsten Formen der Anschauung angesehen werden.

*) Während also die Wahrnehmung auf die Frage antwortet: „Was ist das Ding?“ antwortet man mit der Anschauung auf die Frage: „Wie stellt sich das Ding dar? Was gefällt daran, bez. wodurch gefällt es?“ Das Wort „Anschauung“ bezieht sich freilich zunächst nur auf das mit den Augen Aufgefaßte, gleichwie auch Erscheinung zunächst das für die Augen Sichtbare bezeichnet. Man hat aber ein Recht, diese Bezeichnung auf alle Sinne auszudehnen (§ 23, 2).

Übrigens ist der Gebrauch des Wortes Anschauung ein sehr schwankender; häufig versteht man darunter dasselbe wie unter „Bild“, indem man die Totalität und Gliederung der Auffassung dabei mit einbegreift. Allgemein aber pflegt man zu betonen, daß durch eine Anschauung ein Gegenstand in seiner sinnlichen Unmittelbarkeit lebendig, real und objektiv aufgefaßt werde. Dies alles paßt auch auf die obige Erklärung und Anwendung des Worts, die sich im Zusammenhange des psychologischen Systems empfiehlt. Freilich wird auch hier das Wort daneben in weiterem Sinne gebraucht, z. B. wenn vom „Anschauungsvermögen“ gesprochen wird; in dieser weiteren Bedeutung umfaßt dann die Anschauung auch das Bild, selbst das ideale Bild.

II. Die Phantasie.

§ 56. Das Wesen der Phantasie.

Wenn sich mehrere einzelne Anschauungen so eng mit einander verbinden, daß sie ein Ganzes bilden, welches sich nach außen hin klar abgrenzt und im Innern deutlich gliedert, so entsteht ein Bild.[1]) Das Vermögen solche Bilder festzuhalten und wiederzuerzeugen heißt Einbildungskraft oder Phantasie.[2])

Die Seele erzeugt zunächst Einzelbilder von Gegenständen, die sie wiederholt angeschaut hat. Wenn sie mehrere derselben sich sicher eingeprägt hat, bildet sie aus ihnen Gattungsbilder (Typen, Gemeinbilder). Sie verfährt hierbei schon sehr selbständig, indem sie teils manches, sei es aus eigener Schwäche, oder weil es ihr unvollkommen erschienen ist, fortläßt, teils eben dies nach Kräften durch anderes, was ihr an anderen Erscheinungen besonders aufgefallen ist, ersetzt, teils endlich schon Teile mehrerer früherer Anschauungen durch mehrfaches Durch- und Ineinanderschlingen zu einer einzigen Anschauung vereint.[3]) Je mehr sie dies letztere thut, je mehr allgemeine Züge sie zu einem Bilde verwebt, desto mehr idealistisch verfährt sie; je mehr sie hingegen ein Einzelwesen durch Fortlassung und Ergänzung zum Werte eines Gattungsbildes erhebt, desto mehr verfährt sie charakterisierend.[4]) So macht

sie sich allmählich dazu geschickt, als künstlerische Phantasie das Vollkommene, Ideale, darzustellen.

[1]) In wie fern Bild und Vorstellung sich von einander unterscheiden, kann man auch daran erkennen, daß man auch ein falsches Bild in der Phantasie aufbewahren und dasselbe doch durch Vorstellungen, die man in der Erinnerung festhält, als falsch erkennen kann: dennoch wird man dann meist nicht imstande sein, das falsche Bild durch richtige Vorstellungen in ein wahres zu verwandeln, sondern es meist bewußtermaßen als falsches Bild auch fernerhin aufbewahren.

[2]) Man hat wohl die Einbildungskraft als reproduzierendes Vermögen von der Phantasie als produzierendem unterschieden. Aber dieser Unterschied ist teils sprachlich nicht begründet, teils deshalb nicht zu empfehlen, weil Produktion und Reproduktion meist untrennbar eng miteinander verflochten sind.

[3]) Wissenschaftlich hat man diese drei Thätigkeiten als abstrahierende, determinierende und kombinierende bezeichnet.

[4]) So haben, um dies schon hier an einem Beispiel der Kunst, als einem besonders klaren, zu erläutern, die alten Griechen vorzugsweise ideale Typen geschaffen (namentlich in Epos und Drama, Plastik und Malerei), einige Germanen namentlich Charakterbilder (Shakespeare, die niederländischen Maler u. a.). Die Deutschen haben zum Teil eine mittlere Stellung eingenommen (Schiller, Goethe u. a.).

§ 57. Der Einfluß der andern Geisteskräfte auf die Phantasie.

Die Phantasie wird durch den reflektierenden *Verstand*, sofern dieser möglichst die einzelnen Beziehungen aufsucht und daher eher ein Bild als Ganzes aufzulösen als zusammenzustellen geneigt ist, mehr beschränkt als gefördert; aber sie wird doch oft durch ihn mit Einsicht geleitet.[1]) Von der *Vernunft* wird sie oft durch Aufstellung hoher Ideen beflügelt.[2])

Durch *Willensregungen* wird die Phantasie mannigfach belebt: heftige Begierden lassen unwillkürlich Bilder der begehrten Gegenstände vor die Seele treten; hohe Ziele, mit Leidenschaft verfolgt, werden oft in reichsten Farben ausgemalt. Auch ganz absichtlich kann man die Phantasie beleben, wie Künstler (Dichter, Maler u. a.) oft genug gethan.[3]) Aber vorwiegend beginnt die Phantasie ihre Thätigkeit doch ungerufen und schafft ihre schönsten Bilder, wenn sie am wenigsten auf Befriedigung eines bestimmten Wunsches oder Verlangens ausgeht.

Am meisten wird die Phantasie durch das *Gefühl* erregt. Teils nämlich sucht man, wenn das Gefühl durch einen Gegenstand besonders lebhaft ergriffen ist, sich diesen mit rechter Innigkeit lebhaft und sinnlich zu vergegenwärtigen[4]) und ihr Bild auch für die Zukunft festzuhalten, teils hat die Phantasie, da sie es mit der Erscheinung und dem Schein

zu thun hat, oft etwas Unbestimmtes und Verschwebendes und wird daher von dem ähnlich beschaffenen Gefühl angezogen, während Erkennen und Handeln sich abseits in fester begrenzten Bahnen bewegen, teils endlich ist das Gefühl, ähnlich wie die Phantasie, doch noch in höherem Grade eine unmittelbare und unwillkürliche Äußerung des Lebens.

Am innigsten zeigt sich diese Verwandtschaft zwischen Phantasie und Gefühl, wie schon hier vorweggenommen werden mag, auf dem Gebiete der Kunst. Die höchsten unter allen Gefühlserregungen, die religiösen, haben allen Künsten Leben eingehaucht, der Baukunst (Tempel und Dome), Bildnerei (Götter- und Heiligenstatuen), Malerei (Bilder von Göttern, Engeln, Heiligen, der heiligen Familie u. a.), der Musik (Kirchenmusik und Oratorium), der Dichtkunst (Hymnen und Kirchenlieder); sie haben sogar die Phantasie ganzer Völker mächtiger als irgend etwas anderes angeregt und sie sich schöne oder erhabene Mythologieen bilden lassen. Übrigens sind manche Künste noch in besonderer Weise der Verklärung des Gefühls gewidmet (Musik, lyrische, zum Teil auch dramatische Poesie). Der Künstler selbst erscheint als gottbegeisterter ἔνθεος, dessen Gefühl im Moment seiner künstlerischen Schöpfung aufs höchste erregt ist und der deshalb von Begeisterung glüht, weil es ihm vergönnt ist, das Unendliche in idealen Bildern unmittelbar zu erfassen und darzustellen und dadurch der Gottheit unmittelbar nahe zu kommen.

[1]) So wurde z. B. die dichterische Thätigkeit Schillers und Göthes durch philosophisch-kritische Studien gehemmt; aber Lessing schmeichelte sich mit Recht, von der Kritik (also dem Verstande) etwas zu erhalten, was dem Genie (er meint das dichteriche) sehr nahe komme.

[2]) Die Lustige Person in Goethes Vorspiel zum Faust sagt in bezug auf Dichter:

Laßt Phantasie mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch merkt euch wohl, nicht ohne Narrheit, hören!

[3]) Der Schauspieldirektor in jenem Vorspiel sagt daher:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandiert die Poesie.

[4]) Daher spricht man im Affekt gern in Bildern und bedient sich überhaupt gern aller Mittel tropischer, ja selbst dichterischer Rede.

§ 58. Der Einfluß der Phantasie auf die anderen Geisteskräfte.

Die Phantasie gewährt auch den anderen Geisteskräften manche Anregung.

Sie spiegelt dem nach dem Zusammenhange der Dinge forschenden Verstande verschiedene Möglichkeiten eines solchen vor und veranlaßt ihn dadurch zu zahlreichen Kombinationen und Aufstellung von Hypothesen, die er dann nach seinen Gesetzen genauer prüft.[1]) Geschichtsforscher werden durch phantasievolle Versenkung in Zeiten und Charaktere zu rechtem innerem Verständnis getrieben und müssen darum, auch nach dem berühmten Historiker v. Ranke, etwas vom Dichter in sich haben. Erfindungen und Entdeckungen, können, sofern sie ja erst etwas Neues suchen, das zunächst noch nicht vorhanden ist, nie ohne Anteil der Phantasie erfolgen.[2]) Lebhaft ist die Phantasie auch an der Erzeugung der Ideen beteiligt und eignet daher oft Philosophen in hohem Maße (Plato!).

Ganz besonders wird aber das Gefühl durch die Phantasie erregt, weil unmittelbar jedes anmutige Bild Wohlgefallen, jedes häßliche Mißfallen erweckt. Daher hat man auch so oft, wenn das Gefühl stark erregt werden sollte, durch die Phantasie auf dasselbe zu wirken gesucht, namentlich auf dem Gebiete der Religion. Festlich erhabene Räume, Statuen und Bilder göttlich verehrter Wesen, weihevolle Musik und Poesie, symbolisch ergreifende Vorgänge, selbst Weihrauchduft und leibliche Berührung (z. B. Küssen von Heiligenbildern), sind oft imstande gewesen, mittels Erregung der Phantasie andächtige Inbrunst zu wecken oder zu steigern.

Endlich kann die Phantasie auch zu leidenschaftlichen Thaten fortreißen und hat selbst an mächtigen Völkerbewegungen den größten Anteil gehabt.[3]) In ihrer Jugendzeit lassen sich die Völker gern durch ihre Phantasie zu erhofften schöneren Zielen und in aufregende Kämpfe leiten (Trojanerkrieg und Völkerwanderung), und die Kreuzzüge und Fahrten Conquistadoren haben bewiesen, bis zu welchem Grade die Phantasie zeitweilig die Herrschaft über alle andern Geisteskräfte erlangen kann.

[1]) So prüfte Kepler, ehe er zu der Einsicht in die nach ihm benannten Gesetze gelangte, zwanzig Hypothesen, und verglich ihre Ergebnisse mit den Berechnungen Tychos, bis ihn ein Unterschied von wenigen Minuten bewog, eine neue Hypothese zu prüfen, durch welche er die wahre Planetenbahn fand. (Überweg, System der Logik, S. 351.)

[2]) So geben z. B. Goethes Entdeckungen des os intermaxillare beim Menschen, der Entstehung des Schädels aus 6 Wirbelknochen, der Umbildung aller Pflanzenteile aus blattartigen Organen, durch welche er, größtenteils unverstanden, den Forschern seiner Zeit voraneilte, einen glänzenden Beweis dafür, daß ein Mann von reger und klarer Phantasie selbst tüchtige Detailforscher der

Wissenschaft übertreffen kann. Auch glückliches Finden von Konjekturen beruht auf Phantasie.

[2]) So entflammte Antonius durch Aufzeichnung von Cäsars Leiche das römische Volk, indem er dessen Phantasie gewaltsam aufregte, zu wildem Aufruhr. Alle Anwendung von Zeichen (z. B. auch Feldzeichen und Fahnen) bei großen Bewegungen beruht auf der Hoffnung, durch die Phantasie mächtig auf die Leidenschaften der Volksmassen zu wirken. Es war daher eine kluge Berechnung, daß Kaiser Konstantin seinem ganz überwiegend christlichen Heere das Labarum vortragen ließ. Und wie oft haben nicht Kruzifixe oder Heiligenbilder rohe Volksmassen zu furchtbarer Tapferkeit fortgerissen (die Kreuzfahrer vor Antiochia).

§ 59. Wert der Phantasie für das gesellige Leben.

Die Phantasie, diese ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, bereitet auch im geselligen Leben und Verkehr der Menschen stets neue Unterhaltung. Sie gewährt die Möglichkeit, den Sinn durch eine Reihe wechselnder und ansprechender Anschauungen und Bilder aus den verschiedensten Gebieten des Lebens zu erfrischen und zu ergötzen und enthüllt dabei zugleich in ihrem unwillkürlichen Leben und Weben, wie sich dasselbe in Unterredungen, Briefen und unterhaltenden Aufzeichnungen, also auch im Stil[1]) zu erkennen giebt, die innerste Natur des Menschen und den Wert seiner Persönlichkeit. Eine wohlgeregelte nicht schwer zu erregende Phantasie knüpft daher ein freundliches Band zwischen den einzelnen Menschen, sowohl in ernsten wie namentlich auch in heiteren Stunden.[2]) Mit Recht wird daher auf Bildung der Phantasie hoher Wert gelegt.

Derjenige, dessen Phantasie so entwickelt ist, daß er leicht das in Gesellschaft als hübsch Bezeichnete herauskennt, dauernd an allem, was hübsch ist, Gefallen findet, dagegen von dem, was nicht hübsch ist, unangenehm berührt wird, besitzt Geschmack.[3])

Wer Geschmack besitzt, strebt danach, daß auch alles, was er thut, nicht den Geschmack verletze, sondern sich in den ansprechenden Formen halte. Wenn er dies in dem Maße erreicht hat, daß es ihm zur zweiten Natur geworden ist, so daß er nicht durch abstoßende Ungeschicklichkeit, Mangel an Rücksichtnahme, schroffe Übergänge u. a. verletzt, so besitzt er Takt. Demnach ist Takt die Kunst, im Verkehr mit Menschen ohne lange Überlegung gleich unmittelbar die den Forderungen einer gebildeten Gesellschaft entsprechenden Formen zu treffen. Das Gegenteil ist Taktlosigkeit. Beide werden durch den Grad der Bildung der Phantasie und namentlich dadurch bedingt, wie weit sie mit feinem Gefühl die Stimmungen und Empfindungen anderer zu erraten und sich ein

Bild von dem dieſen entſprechenden und angemeſſen auf ſie wirkenden Verhalten zu entwerfen vermag. Ein taktloſer Menſch kann daher ſittlich oft doch viel höher ſtehen, als ein taktvoller; aber ein inniges und freundliches Gemüt findet oft, auch ohne ausgedehnte Bildung, durch natürlichen Takt die angemeſſenen Formen.

[1]) Le style est l'homme (andere Lesart: de l'homme) même. Le style ne peut donc ni s'enlever ni se transporter ni s'altérer (Buffon, discours sur le style). Im einfachen ſtrengen Denken kann ſich die Individualität nicht offenbaren. Der bekannte gewöhnliche Beweis für den pythagoräiſchen Lehrſatz kann von allen Menſchen nur in weſentlich gleicher Weiſe geführt werden. Die Vorſtellung, daß $2 \times 2 = 4$ ſei, kann in jedem menſchlichen Kopfe nur die gleiche ſein. „Allen gehört, was du denkſt“ (Schiller). Freilich geſtattet auch wiſſenſchaftliche Thätigkeit, da ſie auf ſo vieles Unbeſtimmte trifft und in einzelnen große Freiheit hat, oft ſehr individuelle Behandlung z. B. in der Methode, namentlich aber wo ſich der Einfluß der Phantaſie geltend macht, z. B. bei Überſetzungen, in ſchildernden Abhandlungen, vor allem in geſchichtlichen Darſtellungen. Je individueller aber eine wiſſenſchaftliche Darſtellung gefärbt iſt, deſto mehr erregt ſie mit Recht die Vermutung, daß an ihr die Phantaſie einen großen Anteil habe.

[2]) Denn uns (den Menſchen) allein
Hat er ſie (die Phantaſie) verbunden
Mit Himmelsband
Und ihr geboten,
In Fried und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Schiller hat namentlich eindringlich daran erinnert, daß dem Menſchen ein Spieltrieb innewohne, d. h. ein Trieb, ſeine Phantaſie in ſpielender Thätigkeit zu ergötzen und zu üben. Aus dieſem Triebe leitet Schiller ſogar die Kunſt ab.

[3]) Hübſch (= höfiſch) iſt, was nach Auffaſſung gebildeter Kreiſe durch ſeine äußere Erſcheinung gefällt, weil es geeignet iſt, durch dieſelbe das Leben jener Kreiſe angenehmer zu machen. Da ſich aber ſolche Kreiſe leicht in etwas von der Natur entfernen und im ganzen das Milde und Weiche mehr begünſtigen als das Kraftvolle, überhaupt manches Konventionelle (willkürlich durch Sitte und Mode Feſtgeſetzte) lieben, ſo iſt hübſch etwas anderes als was ſchön genannt wird, ſofern letzteres allgemein und nur durch ſich ſelbſt gefällt, daher auch etwas bezeichnet, das größere Vollendung hat, als das Hübſche. Schönheitsſinn ſteht daher auch viel höher als Geſchmack. Daß letzterer etwas mehr Subjektives iſt, kann man ſchon daran erkennen, daß er nach einem ſo ſubjektiven Sinne benannt iſt: der Geſchmack weiß, was in guter Geſellſchaft wohl mundet, zuweilen iſt er ſelbſt ein geiſtiger Feinſchmecker.

§ 60. Ausartungen der Phantasie.

Die Phantasie kann unter Umständen in der Seele zu fast ausschließlicher Herrschaft gelangen. Dies geschieht z. B. beim Phantasieren d. h. einem im ganzen regellosen Aneinanderreihen von Phantasiebildern. Aber dies ist an sich noch nicht als etwas Verkehrtes zu bezeichnen. Das Phantasieren z. B. manches tüchtigen Musikers oder Improvisators (auch Goethe improvisierte gelegentlich!) hat oft anregend gewirkt. Andererseits ist freilich regelloses Phantasieren oft Zeichen schwerer Krankheit.

Die Phantasie kann sich aber auch auf Kosten anderer Geisteskräfte breit machen und dadurch unheilvoll wirken.

In wissenschaftlichen Untersuchungen stört die Phantasie häufig, indem sie ihre unbestimmten Bilder für gesicherte Erkenntnisse, Hypothesen für erwiesene Thatsachen ausgiebt, vorhandene Lücken in der Beweisführung übersieht und wohl gar unbewußt selbst frei ausfüllt und, was schön dargestellt ist, schon darum auch für wahr hält.

Dem Gefühlsleben spiegelt die Phantasie oft unbestimmte und selbst unheilvolle Bilder als unbestrittene Ideale vor und treibt dadurch große Volksmassen in blindes Schwärmen, welches, da es sich der Mühe klarer Erkenntnis überheben zu dürfen glaubt, bald kraftlos umherflattert, bald in wilden Fanatismus ausbricht.

Endlich kann die Phantasie auch schädlichen Einfluß auf die Handlungen und die Gestaltung des gesamten Lebens gewinnen, indem sie den Irrtum veranlaßt, daß das letzte Ziel des Lebens sei, sich in möglichst angenehmen Bildern und Formen zu bewegen, und daß diese Bilder und Formen denen ähnlich sein müßten, die etwa die Dichtung oder eine andere Kunst schafft. Nun soll zwar das Leben des Menschen, als Ganzes betrachtet, einem Kunstwerk gleichen; dies wird aber nur dann geschehen können, wenn die leitenden Grundsätze sittliche sind. Wer aber möglichst in allen einzelnen Handlungen danach trachtet, nicht, daß sie sittlich seien, sondern daß sie dichterisch dargestellten Handlungen ähnlich seien, der wird zum Phantasten, verwirrt Leben und Kunst und hält nur zu oft, was dichterisch nur einseitig schön ist und der Ergänzung bedarf, zu seinem eigenen Verderben für unbedingt erlaubt.[1])

Endlich dient die Phantasie oft auch unsittlichen Bestrebungen. Wo der Wille auf Frevelhaftes oder Gemeines gerichtet ist, zeigt sich die Phantasie oft nur zu geschäftig, das Gefallen an dem entsprechenden Handlungen durch verführerische Ausmalungen und lebhaftes Nachsinnen

über den Gebrauch ruchloſer Mittel zu ſteigern, und das unſittliche Ziel durch Schwelgen in den erſehnten Bildern im Voraus zu genießen: ſo wird meiſt eine böſe That langſam durch ein von der Phantaſie genährtes Sinnen und Denken vorbereitet. Daher bedarf es zuweilen der Aufmerkſamkeit, um zu verhüten, daß nicht ein Schwelgen der Phantaſie in unſittlichen Bildern ſittliches Verderben anrichte oder fördere, zumal die Phantaſie, weil ganz auf lebhafter Thätigkeit der Sinne beruhend — die daher von manchen, wie Schiller, zuweilen ſchon an ſich Sinnlichkeit genannt wird —, auch zu ſinnlicher Genußſucht hinüberführen kann. Mit Recht iſt daher die Veröffentlichung unſittlicher Bilder, ja ſelbſt Mitteilung von Verhandlungen über unſittliche Handlungen unterſagt, damit die Phantaſie durch ſie nicht vergiftet werde.[2])

[1]) Die Romantiker haben ſo die Phantaſie zur Beherrſcherin des geſamten Lebens machen wollen, ſie haben dadurch das Leben zu einem Spiel gemacht, dem der rechte ſittliche Ernſt fehlte, und über das ſie ſich immer wieder mit „Ironie" zu erheben ſuchten. Einzelne ſind in dieſem Spiel geiſtig, einzelne ſelbſt leiblich zu Grunde gegangen, andere haben zuletzt in der die Phantaſie ſo mächtig anregenden katholiſchen Kirche Zuflucht gefunden. Nicht einmal mit der Dichtung ſelbſt mochten es die Romantiker recht ernſt nehmen, ſondern vermiſchten alle Stilgattungen und gaben der Dichtkunſt beſtenfalls etwas Dämmerndes, Nebelhaftes. Auch das ritterliche Leben des Mittelalters, das den Romantikern als Ideal vorſchwebte, hat allmählich das Leben in ähnlicher Weiſe in Spiel aufzulöſen geſucht, aber nicht minder üble Erfahrungen gemacht.

[2]) Oft genug ſind aber dennoch Verbrecher durch Darſtellung der Ausführung von Verbrechen ihrerſeits zu ruchloſen Handlungen getrieben.

III. Die künſtleriſche Phantaſie.

§ 61. Das Schöne.

In ihrer höchſten Thätigkeit erhebt ſich die Phantaſie zum Allgemeinen und Überſinnlichen. Sie ſchwingt ſich unbefriedigt über die zufällige ſinnliche Erſcheinung mit ihren mehrfachen Mängeln empor und ſucht nach Kräften alle ſinnliche Erſcheinung da, wo ſie der Vollkommenheit möglichſt nahe kommt, zu erfaſſen und daraus neue vollkommenere Gebilde zu geſtalten, d. h. ſie ſucht das Schöne zu erfaſſen und darzuſtellen. Denn ſchön iſt, was in der äußeren Erſcheinung möglichſt vollkommen iſt.

Dieſe Vollkommenheit wird ſich ſowohl im Gehalt, wie in der Form kundgeben müſſen. In bezug auf den Gehalt erſcheint das Schöne als ideale Verklärung von etwas Wirklichem, alſo als Ausführung eines Ideals (§ 51),[1]) der Form nach ſtellt es ſich als wohl-

gegliedertes aus zusammenstimmenden Teilen bestehendes Ganze dar; in beider Hinsicht wird es klare Einheit mit reicher Mannigfaltigkeit verbinden. Denn das Ideal, wie sehr es auch Ideal eines einzelnen Gegenstandes ist, soll doch zugleich die Gattung in sich darstellen, ja zugleich Ausdruck alles Seins und Lebens sein.[2]) In bezug auf die Form aber wird sich die Einheit dann am besten mit Mannigfaltigkeit verbinden, wenn sich das Ganze klar als Einheit gegen anderes abgrenzt, wenn alles einzelne an seiner Stelle berechtigt erscheint und wenn es demgemäß zum Ganzen durch ein Band gehört, das Übereinstimmung mit Verschiedenheit verbindet: als solches erscheinen namentlich Harmonie, bez. Symmetrie und Proportion,[3]) Bedeutsamkeit bez. Symbolik der äußeren Formen und Bewegungen, Rhythmus und überhaupt wohlgefällige Gliederung des zeitlichen Verlaufs, wie sich solche z. B. auch in der Ökonomie guter Tragödien kund giebt, endlich lebendige Entwickelung d. h. angemessene Entwickelung von Ursachen zu mannigfachen zusammenhängenden Wirkungen.

Seiner Wirkung nach ist das Schöne daran erkennbar, daß es in der Seele jedes hinlänglich vorgebildeten Menschen reines Wohlgefallen erweckt ohne durch seinen Stoff Begierden zu erregen: wo letzteres eintritt, ist die Grenze des Schönen überschritten.

[1]) So stellt die Statue des Zeus göttliche Erhabenheit, die der Aphrodite weibliche Anmut, das Bild der Jungfrau Maria die edelste gottdurchdrungene Weiblichkeit in menschlicher Gestalt dar, Achill den jugendlich männlichen Helden, Othello die leidenschaftlich ausartende Eifersucht eines edlen Charakters, Richard III. den Ehrgeiz eines vor keinem Mittel zurückbebenden Herrschers, Iphigenia, nach des Dichters eigenem Wort, die reine Menschlichkeit, Götz einen rauhen biederen Selbsthelfer in wilder anarchischer Zeit, das protestantische Kirchenlied die musikalisch-dichterische Verklärung der völligen Hingebung im Glauben an Gott u. a.

[2]) So mahnen die fallenden und wieder sprießenden Blätter (Hom. Z, 146 ff.) nicht nur an die Vergänglichkeit und Wiedererneuerung der Pflanzenwelt, sondern an die alles sinnlichen Lebens und Daseins überhaupt; Achill ist nicht nur Typus eines Helden, sondern des kämpfenden Menschen überhaupt, jeder tragische Held Typus der menschlichen Verschuldung und des verzehrenden Ringens der Menschheit u. a.

[3]) Daß das Symmetrische mehr nur in der vertikalen Linie, dagegen in der horizontalen mehr die Proportion befriedigt, ist § 31 erwähnt (siehe daselbst auch über den goldenen Schnitt).

§ 62. Die Kunst.

Das Schöne findet sich in der Natur mannigfach vor. Aber teils sind wirkliche schöne Gegenstände meist mit manchen Mängeln behaftet,

oft auch, wie manche landschaftliche Ansichten nicht einheitlich zusammengefaßt,[1]) teils sind sie nicht bloße äußere Erscheinungen, sondern haben hinter ihrem schönen Äußeren noch mannigfaltigen realen Gehalt, der sich immer wieder geltend macht. Soll also das Schöne zu vollkommener Geltung gelangen, so kann das nur geschehen, indem gleichsam die äußere Erscheinung von den Dingen abgelöst und für sich gestaltet wird, damit sie der irdischen Schwere und Mangelhaftigkeit entrückt scheine. Dies geschieht durch die Kunst, die es sich zur Aufgabe macht, die Vollkommenheit des schönen Scheins durch ideale Darstellung im gefällig zusammenstimmenden Spiel der Formen zu erzielen.

Es ist nicht notwendig, daß die Darstellungen der Kunst den wirklichen Bedingungen der Erfahrung entsprechen. Maler haben manche in Lüften schwebende Wesen (Engel und Madonnen) und seltsame Ungeheuer dargestellt, Musiker herrliche Opern komponiert, obwohl Menschen sonst ihre Gefühle und Gedanken nicht 'gegen einander singen.[2]) Bei Aufführungen von Dramen hat man von jeher manches nicht der Wirklichkeit Entsprechende mit in den Kauf nehmen müssen, ohne sich daran zu stoßen. Denn nicht Illusion (Sinnestäuschung) ist Zweck eines Kunstwerks, sondern Erhebung zu idealer Auffassung. Dazu gehört aber, daß es, wie Goethe (Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke) darlegt, nicht zwar Naturwahrheit, wohl aber die innere Wahrheit eines Kunstwerks besitze, die aus seiner Konsequenz entspringt; daß es eine kleine Welt für sich sei, in der alles nach eigenen Gesetzen beurteilt, nach eigenen Gesetzen gefühlt sein will. Darum müssen alle Teile wohl zu einander stimmen damit man nicht beim Genuß des Kunstwerks in widerstrebenden Empfindungen hin- und hergezerrt werde,[3]) und das Licht der Schönheit muß sich gleichmäßig über alle Teile ergießen.

Es kann sich aber ein Kunstwerk in größerem oder geringerem Maße von der Wirklichkeit entfernen. Je mehr es dies thut, desto *idealistischer* ist es gehalten, je mehr es aber auf die Wirklichkeit Rücksicht nimmt, desto *realistischer* ist es gehalten. Das vollendete Kunstwerk sucht beide Richtungen möglichst mit einander zu verschmelzen. Daß die alten Griechen mehr der idealistischen, die neueren mehr der realistischen huldigten, ist schon angedeutet (§ 56 Anm. 4).

Wenn Gehalt und Form in einem Kunstwerk so übereinstimmen, daß beide einander ganz zu decken scheinen, ein bedeutender Gehalt ganz in gefällige Form gekleidet ist und keine Form innerer Bedeutung entbehrt, so pflegt man das Kunstwerk *klassisch* zu nennen.[4])

[1]) Schöne Landschaften pflegen daher alsbald wie Kunstwerke zu erscheinen, wenn sie einheitlich durch einen Rahmen, z. B. ein Fenster oder einen Durchhau im Walde zusammengefaßt werden.

[2]) Dies wird fälschlich von vielen zum Vorwande genommen, um die Oper als Kunstwerk zu verurteilen. Dabei wird meist übersehen, daß die Oper nicht ein dichterisches, sondern ein musikalisches Kunstwerk ist, daß es in ihr nicht auf Darstellung von Handlungen und Charakteren sondern auf Komposition charakteristischer Musik abgesehen ist. Dieselbe soll zwar im ganzen auch einheitliches Gepräge tragen, aber doch aus einer Menge relativ selbständiger Teile (Nummern) bestehen, in denen die Musik dadurch zu einem kräftigeren Ausdrucke gelangt, daß sie die Stimmung verschiedener charakteristischer und zum Teil durch lebhafte Affekte oder Leidenschaften erregter Personen wiederspiegelt. Dies wird aber nur dadurch in so starkem Maße möglich, daß die Oper einen dramatischen Verlauf nimmt.

[3]) Schwebende Figuren sollen daher z. B. so leicht und anmutig vom Maler dargestellt werden, daß sie wirklich zu schweben scheinen, nicht aber auf den Wolken fest und derb wie auf der Erde sitzen. Eine Unterbrechung einer Oper durch einfaches Gespräch wirkt oft, als ob sie den Zuhörer plötzlich aus dem Himmel auf die Erde versetzte. Wenn tragische Helden so sehr als Ungeheuer vorgeführt werden, daß man sich ihre Gedanken und Thaten gar nicht recht erklären kann, so macht das, wie Lessing nachgewiesen, einen unangenehmen Eindruck.

[4]) Classici hießen einst in Rom die Bürger der ersten Klasse und danach später die Schriftsteller erstes Ranges. Da nun im Altertum Gehalt und Form bei den Schriftstellern meistens in hervorragendem Maße und mustergiltiger Weise übereinstimmen, hat man in neuerer Zeit für sie den Namen „Klassiker" im allgemeinen in Anspruch genommen. Jedes Volk nennt aber auch seine Schriftsteller erstes Ranges, zumal wenn sie in der Übereinstimmung von Gehalt und Form den antiken Schriftstellern ähnlich sind, klassische Schriftsteller.

Dem Klassischen wird oft das Romantische gegenübergestellt. Als romantisch bezeichnete man im vorigen Jahrhundert zunächst das Phantastische und Abenteuerliche der alten französischen Ritterwelt. Romant oder Roman hieß nämlich eine Erzählung in romanischer Sprache und namentlich eine aus jenem Kreise. Mit erweitertem Sinne wurde dann das Wort mit bezug auf die „romantische Schule" (die Schlegel, Tieck u. a.) gebraucht. Demnach nennt man jetzt romantisch Kunstwerke, in denen zwar Ideen oder Ideale von hohem Werte, aber nicht in klaren sondern in verschwebenden Umrissen, mit tiefer Empfindung, oft nicht ohne Überschwänglichkeit und phantastische Willkür, dargestellt sind.

§ 63. Die verschiedenen Künste.

Die Kunst steht in vielfacher nicht scharf zu trennender Verbindung mit dem Handwerk, dem Kunstgewerbe und mancher nicht künstlerischen Thätigkeit. Ihr eigentümliches Gebiet beginnt aber erst, wo sie sich bemüht, das Schöne entweder als etwas schlechthin Selbständiges oder als Schmuck von selbständiger Bedeutung an anderem darzustellen.

Die Kunst schafft entweder für das Auge oder für das Ohr oder für die gesamte ideal auffassende Phantasie.

Für das Auge und also im Raum schaffen die bildenden Künste, Baukunst (Architektur), Bildnerei (Plastik) und Malerei.

Die Baukunst bedient sich namentlich des Steines und Holzes, aber auch manches anderen Materials, um schöne Versammlungs- und Wohnstätten, namentlich solche, die zu den höchsten Zwecken bestimmt sind, zu schaffen oder mit verwandten Gebilden auszuschmücken. In ihr feiert die Symmetrie die höchsten Triumphe.[1])

Die Plastik stellt die schöne Körperlichkeit der Welt, vor allem den Menschen, dar, namentlich in Stein und Erz, auch wohl Holz. Sie verzichtet daher im allgemeinen auf bedeutende Farbenwirkung und wendet die Farben mehr nur sparsam an, um einzelnes hervorzuheben. Vollkommene farbige Statuen erscheinen, wie Wachsfiguren, unheimlich oder als Spielerei, da sie die reinen Formen nicht genügend hervortreten lassen. In der Plastik spielen, sofern die Darstellung des menschlichen Körpers ihre höchste Aufgabe ist, schöne Proportionen und namentlich auch edel geschwungene Linien die Hauptrolle.

Die Malerei stellt das Schöne in Farben dar, durch deren Verwendung sie zugleich die mannigfaltigsten Formen andeuten kann. Insofern ist sie also auch wieder der Plastik verwandt, von deren charakteristischen Zügen sie namentlich im Altertum manches entlehnt hat. Andererseits aber kann sie durch die mancherlei Farbenzusammenstellungen und die verschiedenen Farbenschattierungen und Beleuchtungsgrade in viel höherem Maße als die anderen bildenden Künste harmonisch anregend auf die Empfindung wirken. Zeichnungen und Gemälde, die nicht Farben, sondern nur graue, schwarze, braune und andere einzelne Töne verwenden, erreichen zwar den Zweck der Malerei durch kunstvolle Schattierung auch oft in hohem Grade, stehen aber an sich an Vollendung hinter farbigen Gemälden zurück. Noch mehr gilt letzteres von Skizzen und Vervielfältigungen durch Druck.

Die Musik stellt das Schöne in Tönen dar. Die größte Bedeutung hat für sie die Harmonie der Töne und der Rhythmus, d. h. die wohlgeregelte Ausfüllung der Zeit mit Tönen, ferner die aus beiden sich ergebende Melodie. Da die Werke der Musik immer in der Zeit verfließen, bedarf sie, gleich manchen Zweigen der Poesie, um zur Darstellung zu gelangen, noch der ausübenden Thätigkeit.

Die Poeſie ſtellt das Schöne durch Anſchauungen und Bilder, die durch Worte bezeichnet nnd mit dem Geiſte aufgefaßt werden, dar. Sofern nun Worte, um aufgefaßt zu werden, immer nur in der Zeit nach einander auftreten und durch das Gehör wahrgenommen werden, wirkt die Poeſie nur in der Zeit und für das Ohr. Aber wenn auch die Poeſie nur dann das Höchſte leiſtet, wenn ſie zugleich geſprochen oder geſungen wird, ſo läßt ſich doch nicht leugnen, daß auch die nur durch lautloſes Leſen aufgenommene Poeſie hoher Wirkung fähig iſt, ja daß manche Dichtungsgattungen durch beſonderen Vortrag nur wenig gewinnen, und daß jedenfalls die Poeſie ſich an die geſamte Einbildungskraft, auch ſofern ſie nur früher Aufgefaßtes in ſich wiederholt, wenden kann. Aber wie Klang und Laut, können auch die Anſchauungen und Bilder, mit denen ſie die Phantaſie nährt, nur in der Zeit, ſich lebendig an einander reihend und ſich entwickelnd, aufgenommen werden: denn auch das Leſen ſtellt einen zeitlichen Verlauf dar. Deshalb iſt es das innerſte Geſetz der Poeſie, daß ſie ein Geſchehen, äußere oder innere Bewegungen und, da dieſelben eine Einheit bilden ſollen, einheitliche Handlungen oder geiſtige Vorgänge darzuſtellen hat. So führt ſie denn in Worten und Bildern das Leben der ganzen Welt und namentlich des Menſchen vor die Seele, ſtellt ſo oft der Vernunft die höchſten Probleme, reicht der Wiſſenſchaft die Hand, erhebt zu den weltweiteſten, kräftigſten Gefühlen und reißt oft zu den kühnſten Handlungen fort.[2])

[1]) Zugleich aber müſſen ihre Verhältniſſe ein ſich in ſchönen Maßen, gleichſam im Rhythmus, bewegendes Leben zu atmen ſcheinen, das wie in Zauberſchlaf verſenkt iſt. Geiſtreich hat a man daher die Architektur eine gefrorene Muſik genannt.

[2]) Demnach laſſen die bedeutendſten Dichtungen der Poeſie erkennen, wie der Menſch mit ſeiner vielſeitigſten genialſten Kraft ſchafft, und können als ſchönſte Blüte menſchlichen Geiſteslebens bezeichnet werden.

§ 64. Die verſchiedenen Arten des Schönen.

Das Schöne zeigt ſich, wie die Geſchichte der Kunſt beweiſt, in mancherlei Geſtalten. Namentlich aber unterſcheidet man drei Arten des Schönen, das Erhabene, einfach Schöne und Zierliche oder Reizende.[1])

Erhaben iſt, was eine überragende, ſchwer faßliche Größe hat und im Zuſammenhange damit in der äußeren Form nicht ſo gleichmäßig ſchön gegliedert, vielleicht ſogar etwas einförmig erſcheint. Das Erhabene erinnert an das Unendliche, z. B. an die unendliche Größe Gottes und ſeiner Schöpfung, die gewaltige alles umfaſſende Macht des

Schicksals, die unmeßbare Kraft des menschlichen Geistes, die Unwiderstehlichkeit mancher Leidenschaften. Erhaben ist z. B. das Meer, namentlich im wilden Sturm, furchtbare Felsen, Riesenbauten, eine erschütternde Tragödie.

Einfach schön ist, was gleichmäßig vollkommen und in allen Teilen durchgebildet scheint, was zwar nicht ungewöhnliche Größe hat, aber auch nicht zu kleinen Verhältnissen herabsinkt, sondern überall edles Maß zeigt, Kraft und Fülle mit Adel und Zartheit verbindet.[2]) Wenn solche Schönheit auch das Unbeachtete und Geringe mit idealem Leben und Bewegung verklärt und ihm Seele zu leihen scheint, so wird sie zur Anmut (Grazie), die eben deshalb anmutet, weil sie den Geist Verwandtes, Bewegung und Seele, auch da erblicken läßt, wo es sonst nicht geahnt wird.

Zierlich ist, was namentlich in kleinen Verhältnissen eine ungewöhnliche Vollendung, besonders auch in der wie spielend bewältigten Form zeigt, dagegen als Ganzes betrachtet eher die der Schönheit sonst eigentümliche Größe, besonders dem Gehalt nach, in etwas vermissen läßt. Sofern das Zierliche namentlich an solchen Gegenständen hervortritt, die sonst einfacher oder gehaltener erscheinen, diese in besonders grelles Licht stellt, etwa durch Formen leidenschaftlicher Bewegung, die auch das sonst Ruhige ergreifen, und dadurch besonderen Reiz ausübt, heißt es reizend.

Faßt man das Reizende im weitesten Sinne, so gehört dazu auch das Komische. Dies entsteht dadurch, daß ein Gegenstand in seiner zufälligen Erscheinung ganz oder in einzelnen Beziehungen in auffallenden Gegensatz zu seiner Idee gesetzt wird. Je mehr hierbei das Einzelne der Idee gegenüber nur als mangelhaft und unberechtigt erscheint, desto mehr geht das Komische ins Satirische über, je mehr aber das einzelne trotz seiner Mängel in gewisser Hinsicht berechtigt erscheint, desto mehr tritt das rein Komische hervor. Indem dies fortwährend kontrastierende Bilder in schnellem Wechsel einander gegenüberstellt, wirkt sein Reiz stoßweise wechselnd und erzeugt dadurch oft Lachen. Das Komische tritt namentlich als stofflich Komisches oder Burleskes, Witz und Humor auf. Das Burleske ist, nach einzelnen, durch seine sinnliche Erscheinung komisch (Thersites nach seiner äußeren Erscheinung, Menschen in Tiermasken u. a.); der Witz deckt mit seiner grellen Beleuchtung (§ 98) nur vereinzelte besonders scharf hervortretende Beziehungen auf und ist daher oft mehr Sache des Verstandes (Wortspiel!) als der Phantasie

(bildlicher Witz!); der Humor stellt in überlegter Weise das in einiger Hinsicht unvollkommene, in anderer ansprechende Abbild dem idealen Urbilde gegenüber, wenn auch selten ausdrücklich, und da dieses doch schließlich immer an das Individuelle als das einzig Sinnenfällige gebunden scheint, verweilt er zugleich mit gemütlicher Lust beim Individuellen, dem er selbst in seinen Mängeln bescheidenen Wert beizulegen weiß. Der Humor ist namentlich die dem komischen Dichter eigene Gabe.

[1]) Diese verschiedenen Arten des Schönen treten in der Geschichte der einzelnen Künste in der Regel nach einander in höchster Vollendung auf. So ist namentlich bei den alten Griechen auf den erhabenen Stil der einfach schöne, auf diesen der reizende gefolgt (Äschylos, Sophokles, Euripides). Unter Stil versteht man nämlich die aus dem Wesen einer bestimmten Kunst und dem Charakter eines sie ausübenden Volkes hervorgehende für längere Zeiten und Räume übereinstimmende Weise der Darstellung.

[2]) Wenn sich das einfach Schöne, wie z. B. bei der weiblichen Schönhei mit einiger Weichheit verbindet und sich dadurch den Sinnen besonders einschmeichelt, so wird es zum Holden oder Lieblichen.

C. Das Gefühlsvermögen.

§ 65. Das Wesen des Gefühls.

Es ist ist oben (§ 19) bemerkt, daß bei den Empfindungen auch die Betonung verschieden ist, und daß diese in dem durch die Empfindung erzeugten Behagen oder Unbehagen besteht. Sofern nun in einer Empfindung dies Moment für sich selbständig hervortritt oder in Betracht kommt, wird die Empfindung zum Gefühl.[1])

Das Wesen des Gefühls läßt sich schwer in Worten darthun, weil dasselbe etwas durchaus Innerliches ist, und wenn es sich in Worten äußert, schon Vorstellungen zu Hilfe nimmt, die an sich nicht in seinem Wesen liegen. Doch läßt sich Folgendes erkennen:

Das Gefühl gilt mit Recht als gewissestes Zeichen des Lebens.[2]) Merklich macht es sich nur geltend, sofern in dem Leben eine Veränderung stattfindet, sofern es gefördert oder gehemmt wird.[3]) Tritt eine solche Förderung oder Hemmung ein, so macht sie sich unmittelbar und unbewußt in Körper und Seele zugleich geltend. Der Körper fungiert infolge der Förderung kräftiger, infolge der Hemmung matter, beides unter Einfluß von Nervenerregungen, die entsprechend stärker oder schwächer werden; die Seele wird gleichzeitig erhoben oder niedergedrückt, weil sie, da ihr innerstes Wesen in rastlosem Leben besteht, bei einem

Zuwachſe desſelben einen Aufſchwung nehmen, bei einer Abnahme erlahmen muß.[4])

Demnach findet alſo beim Gefühl in der Seele ſtatt: 1) eine unmittelbare unbewußte Erfaſſung des eigenen Lebenszuſtandes der Seele, 2) eine unmittelbare und unbewußte Zurückbeziehung der Seele auf dieſe Erfaſſung, ſofern ſie allem, was das Leben fördert, unbewußt zuſtimmt, alles, was das Leben hemmt, unbewußt ablehnt.[5])

[1]) Der Sprachgebrauch iſt im Deutſchen in dieſer Hinſicht leider ſehr unzulänglich. Unter Empfindung verſteht man nämlich ſehr Verſchiedenes, a) vorzugsweiſe die einer Wahrnehmung vorangehende Affektion eines Sinnesnerven (§ 19), b) eine rein ſinnliche Schmerz- oder Luſtaffektion, die zu keiner Wahrnehmung führt, c) eine geiſtige Affektion in Freude oder Leid. Unter Gefühl verſteht man vorzugsweiſe a) eine zu einer Wahrnehmung führende Affektion des Gefühlsſinnes (§ 24), b) und c) dasſelbe wie unter Empfindung im zweiten und dritten Sinne, d) die gleichmäßig ruhigen ſinnlich-geiſtigen Gefühle im Gegenſatz zu den Affekten. In dieſem Grundriß iſt Empfindung im allgemeinen im erſten Sinne genommen, Gefühl im § 24 ebenfalls im erſten Sinne, ſonſt als ſinnliches und ſinnlich-geiſtiges Gefühl im zweiten und dritten Sinn. In den § 70 bis 77 ſind die Gefühle mehrfach im vierten Sinne den Affekten gegenüber geſtellt. Dieſe Sprachverwirrung im Deutſchen iſt ſehr zu beklagen, ließe ſich aber nur mit unverhältnismäßig großem Aufwande von Mitteln beſeitigen.

[2]) Ob daher jemand tot iſt, oder noch lebt, pflegt man u. a. auch dadurch zu ermitteln, daß man unterſucht, ob er noch ſinnliches Gefühl (Schmerzempfindung) beſitze.

[3]) Wenn das Leben der Seele ganz gleichmäßig dahinfließt, fehlt es an Gelegenheit, den Lebenszuſtand nach dem Geſetz der Beziehung (§ 19, 1) zu vergleichen. Freilich iſt ein völlig gleichmäßiger Verlauf des Lebens ſelbſt auf kürzere Zeit ſchwer denkbar, da das Leben eine ſtetig hin und her wogende Bewegung iſt: in jedem Augenblicke wirkt das Vorangegangene nach und bereitet ſich das Nachfolgende vor; jede durch Reiz hervorgerufene Erregung ſtumpft ſich ab (§ 19, 3) oder ſchwillt an. Es giebt im Leben, vor allem im geiſtigen, abſolut keinen Stillſtand.

[4]) Man kann hiernach das Gefühl kurz erklären als unmittelbaren Widerſchein des Lebenszuſtandes in der unbewußten, doch immateriellen Seele. Es iſt dies freilich nur bildlich geſprochen und erklärt deshalb wenig.

[5]) Wenn Gefühle bewußt werden, was im Verlauf meiſtens geſchieht, ſo hören ſie darum nicht auf Gefühle zu ſein. Aber was an ihnen Bewußtes iſt, gehört nicht dem Gefühle, ſondern der Vorſtellung an und bleibt ſo lange ohne Wirkung auf das Gefühl, bis es ſich erſt ſelbſt wieder in Gefühl umgeſetzt, alſo durch Auslöſung von Nervenkraft den Lebenszuſtand unbewußt beſtimmt hat. Je mehr aber die Vorſtellung hervortritt, deſto mehr tritt das Gefühl zurück. Übrigens iſt jedes Gefühl, auch das idealſte, zugleich mit körperlichen Vorgängen verbunden.

§ 66. Das Gefühl im Verhältnis zu den anderen Geisteskräften.

Im Erkennen und Anschauen verhält sich die Seele vorwiegend rezeptiv, im Handeln vorwiegend produktiv: durch jenes nimmt sie die Welt in sich auf, durch dieses bildet sie das eigene Selbst gleichsam in die Welt hinein. Im Gefühl ist die Seele ganz auf sich selbst angewiesen[1]) und verhält sich weder aufnehmend noch produzierend, sondern bewegt sich und erzittert nur in sich selbst.[2]) Da nun das Gefühl aber unbewußt dessen inne wird, daß die Lebensförderung oder -hemmung die es verspürt, oft von gewissen Gegenständen ausgeht, ist es meistens auch mit einer unbewußten Wertschätzung der Dinge verbunden und fällt über sie nach dem ihnen beigelegten Affektionswert manches Urteil, das sich zwar oft als voreilig erweist, oft aber das Richtige mit bewundernswerter Sicherheit trifft.[3])

Durch starke Verstandesthätigkeit wird das Gefühl eher zurückgedrängt als angeregt: Aufgeregte sucht man daher durch klare Erörterungen zu beruhigen. Von der andern Seite ruft jede neue Wahrheit, die wahrhaft von uns angeeignet wird, Wertschätzung und Interesse in uns hervor und trägt daher wesentlich zu unserer Stimmung bei, oft freilich nur in unmerklichem Maße, oft hingegen mit außerordentlicher Stärke: das Leben Luthers und anderer Glaubenshelden beweist, wie überwältigend zu Zeiten gewisse Wahrheiten gewirkt haben.

Da die Phantasie das Gefühl anregt (§ 58), bedient man sich, wenn man es absichtlich aufregen will, oft der Kunst. Gefühle, die nicht zu vollem Ausleben gelangt sind, sondern in dumpfer Unbestimmtheit schweben, erhalten oft durch die Kunst, namentlich Dichtkunst oder Musik, die befreiende Anregung, kraft deren sie nun in geregeltem Verlaufe einen Höhepunkt erreichen und dann abnehmen, bis sie allmählich verklingen.[4])

Das Handeln dient namentlich dazu, einem Gefühl, das einen hohen Grad von Spannung erreicht hat, diesen zu nehmen, indem es die im Gefühl sich heftig mehr auf einmal bethätigende Kraft in eine Reihe einzelner Momente zerlegt.

Von seiner Seite regt das Gefühl hinwiederum die anderen Geisteskräfte auf, drängt zum Forschen und Ausmalen von Bildern, geht zuletzt fast regelmäßig in ein Streben über und verleiht vor allem jeder Thätigkeit die rechte Innigkeit und Wärme, indem es das Interesse

bestimmt, das man ihr zuwendet. Denn das Interesse besteht in dem lebendigen Gefühl für den längere oder kürzere Zeit währenden Wert, welchen ein Gegenstand oder eine Thätigkeit für den Lebenszustand hat. Je höher das Interesse, desto angestrengter wird daher die Thätigkeit. Kann man einen Menschen dahin bringen, daß er dauernd alles, was er treibt und lebt, immer mit gespanntem Interesse verfolgt, so kann man ihn auch zu einem sittlich tüchtigen, in aller Bildung gleichmäßig wachsenden, wahrhaft glücklichen machen. Mit Recht verlangt daher eine einsichtige Pädagogik, daß man bei der Erziehung sich mühe, der Jugend ein gleichschwebend vielseitiges Interesse einzuflößen.

[1]) Allen gehört, was du denkst; dein eigen ist nur, was du fühlest;
Soll er dein Eigentum sein, fühle den Gott, den du denkst.
(Schiller.)

[2]) Das Gefühl ist hiernach der dunkle Urgrund und lebendige Durchgangspunkt für alle Vorgänge der Seele, die nach neuer Gestaltung ringen, sofern alle, um sich ganz aus der Seele zu entwickeln, in das tiefe unbewußte Leben der Seele eintauchen oder ihren Widerschein hineinwerfen müssen. Das Gefühl trägt daher im höchsten Maße zur Bildung unseres Selbstbewußtseins und unserer Individualität bei.

[3]) Daher urteilen Menschen, die ein reges und feines Gefühl haben, oft sicherer als andere, die nach Gründen urteilen. Über den Wert einer bestimmten Persönlichkeit, im ganzen genommen, urteilen z. B. Frauen, die feinfühliger sind und inniger fühlen als Männer, meist richtiger als diese, die nur zu leicht, indem sie verständig abwägen wollen, nur die Einzelheiten berücksichtigen und dann in Gefahr geraten, einzelnes mit Vorliebe zu behandeln und selbst aus Streben nach Unparteilichkeit ungebührlich zu betonen, abgesehen davon, daß sie beim Urteilen und Schließen allen jenen Fehlern ausgesetzt sind, die diese Thätigkeit mit sich bringen kann, zumal wenn andere sich absichtlich bemühen, irre zu führen (vgl. § 85). Dem Gelehrten kommt leider zuweilen, wenn er die allgemeineren Anregungen des Lebens flieht, diese ausgleichende Kraft des Gefühls über der Vertiefung in die Einzelheiten mehr und mehr abhanden. Nicht selten führt auch das Gefühl, das ein Mensch bei seiner ersten Anwesenheit einflößt, weil man ihn dann mehr im ganzen auffaßt, zu dem richtigsten Urteil.

[4]) Unter allen geistigen Schmerzen sind die dumpfen die gefährlichsten, weil sie auf einer Lähmung beruhen; sie sind es, die am ehesten zu Wahnsinn und Selbstmord führen. Solche Schmerzen kann die Kunst, indem sie sich ihnen mit lebhafteren Schmerzensbildern naht, in lebendigere Gefühle umwandeln, indem sie das Bedürfnis des Menschen, sich auszuweinen und auszuklagen, benutzt. Darauf beruht schließlich auch die mächtig anregende Wirkung des Tragischen. So befreite sich auch Goethe oft von den ihn am meisten, bis zu Todesgedanken, beengenden Gefühlen, indem er seine Phantasie erst innerlich und dann auch äußerlich seinen Schmerz zu vollendeten Bildern ausgestalten ließ. Es möge hier noch ein bezeichnendes Wort von ihm aus Wilhelm Meisters Wanderjahren Platz finden:

„Innig verſchmolzen mit Muſik, heilt ſie (die Poeſie) alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem ſie ſolche gewaltig anregt, hervorruft und in auflöſenden Schmerzen verflüchtigt.“

Bekanntlich hat auch Friedrich d. Gr. ſich im ſiebenjährigen Kriege von Todesgedanken dadurch befreit, daß er Gedichte auf den ſterbenden Cato, Otho u. a machte.

§ 67. Die Hauptarten der Gefühle.

Aus Obigem erhellt, daß es im allgemeinen nur zwei Arten von Gefühlen giebt, ſolche, die aus einer Lebensförderung und ſolche, die aus einer Lebenshemmung hervorgehen, angenehme und unangenehme. Zwiſchen beiden iſt ein Zuſtand denkbar, in welchem das Gefühl ſich nicht geltend macht, indem die fördernden und hemmenden Zuſtände ſich ausgleichen. In Wirklichkeit kommt aber ſolcher Zuſtand wohl kaum anders als im Schlaf vor, da im Wachen das Leben ſtetig oscilliert.

Gemiſchte Gefühle ſind, wenn man unter Gefühl ein Geſamtreſultat des Lebensprozeſſes verſteht, in derſelben Seele zu derſelben Zeit ſo wenig möglich, als man etwa aus der poſitiven und negativen Zahl eine dritte Art, die gemiſchte bilden kann. Wohl aber können in einem längeren Zeitraum angenehme und unangenehme Gefühle ſo ſchnell wechſeln und doch ſo ſehr als einheitliche Bewegung erſcheinen, daß man ſie als ein einziges Gefühl bezeichnet. In dieſem Sinne kann man von gemiſchten Gefühlen ſprechen und dahin z. B. jenes Gefühl rechnen, welches durch Genuß von Sauerſüßem oder Pikantem erregt wird, ferner auf ſinnlich-geiſtigem Gebiet Sehnſucht, Hoffnung, Wehmut, Zorn, die durch das Tragiſche und Humoriſtiſche erregte Stimmung u. a.

§ 68. Die Entwickelung des Gefühls.

Das Gefühl wird auf der unterſten Stufe nur von Sinnlichem erregt und bleibt als Gemeingefühl und ſinnliches Einzelgefühl ſinnlicher Natur.

Auf einer höhern Stufe wird das Gefühl zwar mit durch geiſtige Urſachen erregt, aber ſo, daß die Seele dadurch in Abhängigkeit von einzelnen Dingen, alſo noch nicht völlig frei, erſcheint, und daß die ſinnliche Natur in Mitleidenſchaft gezogen wird und großenteils, gewaltſam erregt, über die geiſtige die Herrſchaft gewinnt: ſo äußern ſich die ſinnlich geiſtigen Gefühle und Affekte.

Auf der oberſten Stufe wird das Gefühl durch das rein Geiſtige, Ideale erregt, das über dem einzelnen erhaben ſcheint. Die ſinnliche Natur des Menſchen wird dabei ſeiner geiſtigen untergeordnet: das Ge-

fühl entbehrt keineswegs der Wärme, aber es schlägt nicht in zerstörenden Flammen empor, sondern wirkt durch sein inneres Glühen wohlthätig wie die Strahlen der Sonne: so beschaffen sind die idealen Gefühle.

I. Die sinnlichen Gefühle.

§ 69.

In der unbestimmtesten einfachsten Form erscheint das sinnliche Gefühl als Gemeingefühl (Gemeinempfindung). Dies ist die dunkle Gesamtauffassung des leiblichen (Nerven-) Zustandes, so weit sich dieselbe überhaupt, sei es auch nur in leisen Andeutungen, geltend macht,[1]) das Resultat aller gleichzeitigen Gefühlsansätze, die für sich zu schwach sind, zu Einzelheiten auszuwachsen. Es erscheint als Lebendigkeit, wenn die Leben fördernden Momente, als Mattigkeit, wenn die Leben hemmenden Momente überwiegen. Auch im Schlafe ist das Gemeingefühl wirksam und oft Ursache böser Träume.

Ein lokaler Reiz erzeugt ein sinnliches Einzelgefühl. Ist das unangenehm, so heißt es Schmerz, ist es angenehm, Lust. Beide Worte werden aber auch auf das geistige Gebiet übertragen:[2]) dann stellt man aber oft dem Schmerz die Freude, der Lust die Unlust gegenüber.

Das sinnliche Einzelgefühl bleibt oft, selbst wenn es dem Zuschauer deutlich sein mag, dem, der es empfindet, ganz undeutlich: Kinder wissen oft nicht, wo sie Schmerzen haben und Erwachsene können oft Schmerzen nur in unzureichenden Bildern beschreiben (§ 24, 4). Die deutliche Wahrnehmung eines solchen Gefühls gehört als solche nicht mehr der Seite des Gefühls an.

Aller sinnlichen Gefühle kann man, wenn sie einen starken Grad erreicht haben, nur bis zu einem gewissen Grade Herr werden: man kann Schmerzen ertragen oder verbeißen und Lust verbergen, aber man kann sie, wenn sie stark sind, nicht in das Gegenteil verwandeln.[3]) Will man sich von sinnlichen Gefühlen nicht überwältigen lassen, so kann man dies zum Teil dadurch erreichen, daß man ihnen in Gedanken nachsucht, sie zu erkennen sucht und sich so zum Beobachter des eignen Gefühlslebens macht.[4])

Zu den sinnlichen Gefühlen gehören auch diejenigen, welche bei Affekten durch sinnliche Affektion einzelner Organe erzeugt werden, z. B. das Gefühl der Aufregung des Blutes, verbunden mit Schlagen des

Herzens und der Adern, des Brennens der Wangen, des Abfließens des Blutes vom Geſicht (bei Furcht), des Ausbrechens von Angſtſchweiß u. a. Wie gewaltſam gewiſſe ſinnliche Gefühle den Körper erregen, beweiſt namentlich der Ekel.

[1]) Geiſtreich bezeichnet Volkmann v. Volkmar (I, S. 312) das Gemeinſchaftsgefühl als ſomatiſches Bewußtſein, vitales Gewiſſen, phyſiologiſches Klima.

[2]) Goethe in „Wanderers Nachtlied“:

„Was ſoll all der Schmerz und Luſt?“ u. ſ. w.

[3]) Aber in der Verzückung oder Entzückung erlangt die Seele oft unwillkürlich ſolche Kraft, daß ſie Schmerzen nicht mehr als ſolche empfindet, ja ſogar in ihnen wie in Luſt ſchwelgen kann.

[4]) Ähnliches gilt von den Affekten. Es iſt bekannt, daß Goethe ſich von ihnen befreite, indem er ſie anſchaulich (zuletzt in einem Kunſtwerke) vor ſich hinſtellte (vgl. § 66 A. 4).

II. Die ſinnlich-geiſtigen Gefühle.

§ 70. Gefühle und Affekte.

Auch Vorſtellungen wirken oft mit ſinnlicher Gewalt auf das Gefühl, indem ſie das leibliche Leben heftig erregen; zuweilen zwingen ſie den Menſchen mit unwiderſtehlicher plötzlicher Gewalt, ſich ihnen hinzugeben, ſo daß er dann ganz in den Banden der Sinnlichkeit verſtrickt bleibt: oft iſt aber die ſanfte Gewalt, die das Vorſtellungsleben auf den Menſchen ausübt, ſtärker, als die plötzlich und heftig eintretende.

Als Geſamtwirkung aller Vorſtellungen, die ſo auf den Menſchen wirken, kann man die Stimmung bezeichnen, die aber zugleich immer durch das Gemeingefühl mit beeinflußt iſt. Sie erhebt ſich wenigſtens nicht immer zu voller Freiheit, ſondern zeigt die Seele noch mehrfach im Sinnlichen befangen: je einſeitiger die Stimmung iſt, je mehr ſie nur durch eine beſtimmte Gruppe von Vorſtellungen veranlaßt iſt, deſto mehr feſſelt ſie die Seele. Wenn ſich die Stimmung nach einzelnen Seiten hin beſonders bemerklich macht, wird ſie zur (guten oder böſen) Laune. Beſtimmte Launen können wiederkehren und zu üblen Gewohnheiten führen.

Wie ſich das Gemeingefühl zu den einzelnen ſinnlichen Gefühlen verhält, ſo die Stimmung zu den einzelnen ſinnlich-geiſtigen Gefühlen, die man gewöhnlich ſchlechthin „Gefühle“ nennt. Treten dieſe aber plötzlich ein und wirken ſie ſtoßweiſe, ſo nennt man ſie Affekte. Dieſe

können in sehr verschiedener Stärke auftreten, im höchsten Maße belebend wirken, aber, im Übermaße, selbst wenn sie an sich von einer das Leben fördernden Art sind, zur Vernichtung des Lebens führen: man kann vor Freude, Wut, Gram, Angst den Geist aufgeben. Aber nur durch das gewaltsame Auftreten, das den Stürmen und Gewittern in der Natur gleicht, bilden die Affekte eine besondere Art der Gefühle, die andrerseits unter gleichen Namen wie die Affekte z. B. als Freude, Gram, Angst in mehr ruhig gleichmäßiger Weise auftreten, sich aber aus der Region des Sinnlich-Geistigen erst erheben, wenn sie rein durch das Übersinnliche und Ideale bestimmt erscheinen.[1])

Im allgemeinen gehen Affekte um so schneller vorüber, je heftiger sie sind: bei einzelnen findet wohl eine plötzliche Entladung statt, ein Paroxysmus, der sich leiblich bis zu Schlaganfällen steigern kann. Oft tritt, wenn sie den höchsten Grad erreicht haben, ein Stillstand, wie vor einem Sturm ein: die Seele kommt wie außer sich, der Verstand steht stille, die Gedanken und die Sprache stocken, und der heftig Erregte vergißt sich und alles um ihn her; nach heftigem Aufwallen tritt oft eine plötzliche Ernüchterung ein. Einseitige Stimmungen halten länger an und sind meist schwer umzustimmen, zumal wenn sie fast ausschließlich, doch unerkannt, in leiblichen Zuständen begründet sind. So führt Zerrüttung des Nervensystems eine tiefe Mißstimmung herbei, wie sich dies namentlich in der Hypochondrie, bei Männern, und Hysterie, bei Frauen, kundgiebt; die Laune führt dann oft zu Idiosynkrasien, d. h. zu krankhaften unwiderstehlichen Neigungen oder Abneigungen gegenüber einzelnen Dingen.

Die Gefühle und Affekte lassen sich nicht immer von Willensregungen trennen, ja sie sind oft mit Wünschen und Neigungen unmittelbar verbunden. So ist z. B. die Liebe stets von dem Wunsche begleitet, dem geliebten Gegenstande möglichst nahe zu bleiben und ihn möglichst vollkommen bez. glücklich zu wissen, Haß umgekehrt von dem Wunsche, dem gehaßten Gegenstande möglichst fern zu bleiben (falls sich nicht zugleich Schadenfreude an seinem Unglück weiden möchte) und ihn möglichst schlecht behandelt zu wissen.[2])

[1]) Mutterliebe ist oft ein ruhig gleichmäßiges Gefühl von halbsinnlicher Art; unter Umständen kann sie zu einem heftigen Affekt werden. Wenn sie aber nur durch religiöse und sittliche Motive bestimmt wird, erhebt sie sich zu reiner Geistigkeit, zum Idealen.

[2]) So bezeichnen namentlich mehrere mit -mut zusammengesetzte Wörter teils einen Affekt, teils eine Gesinnung oder Willensrichtung, z. B. Hochmut, Groß-

mut, Übermut, Kleinmut. Unter Sehnſucht verſteht man meiſt ein Gefühl oder einen Affekt, zuweilen aber auch, wie unter andern Wörtern auf -ſucht eine Leidenſchaft. Auch Neigung, Zu- und Abneigung und überhaupt die unter § 76 angeführten Affekte bezeichnen zugleich eine Willensrichtung. Übrigens muß man gerade auf dem Gebiete der Gefühle und Affekte bedauern, daß die menſchliche Sprache ſo unvollkommen iſt (vgl. § 65, Anm. 1). Denn während man begrifflich klar je zwiſchen den einzelnen Gefühlen und Affekten, zwiſchen ſinnlichen und ſinnlich-geiſtigen Gefühlen, zwiſchen Gefühlen und Neigungen unterſcheiden kann, wird durch die Sprache dies alles oft durch ein gleiches Wort bezeichnet, wie z. B. das Wort „Liebe" in Erinnerung bringt. Ein anderer Mangel der Sprache beſteht darin, daß es für einzelne Affekte eine Menge von Synonymen giebt, deren Umfang ſich kaum beſtimmt feſtſtellen läßt; dazu ſind dieſe Synonymen in den einzelnen Sprachen oft ſo verſchiedener Art, daß ſich nur ſelten entſchiedene Analogieen finden. Man vergleiche z. B. Betrübnis, Traurigkeit, Gram, Harm, Niedergeſchlagenheit, Gedrücktheit mit tristitia, maeror, maestitia (dolor), luctus u. a.

§ 71. Hauptgruppen der Gefühle und Affekte.

Da ſich die ſinnlich-geiſtigen Gefühle am ſtärkſten in den Affekten kundgeben, ſo pflegt man, wenn man in Einzelheiten eingeht, ſich mit Darſtellung der Affekte zu begnügen. Dies genügt auch, ſofern ſich beide nicht nach dem Inhalte, ſondern nur nach ihrer Intenſität und dem Rhythmus ihres Verlaufs unterſcheiden. Einzelne Affekte von beſonders exploſiver (aufbrauſender) Natur, z. B. Entſetzen, Schrecken, Zorn, können jedoch gar nicht oder nur ſelten die Form eines gleichmäßig ruhigen Gefühls annehmen.

Auch im Folgenden ſind daher Affekte und Gefühle möglichſt beide berückſichtigt, auch wenn nur eine von beiden Gruppen genannt iſt.

Da jede Gefühlsregung auf Lebensförderung oder -hemmung zurückzuführen iſt, kann es nur zwei Hauptgruppen von Affekten geben, ſolche die aus einer Anſchwellung und ſolche die aus einer Abnahme der Lebensthätigkeit hervorgehn: Kant hat ſie ſtheniſche und aſtheniſche genannt. Da aber das Gefühl ſehr leicht beweglich iſt, ſo finden ſich oft ſtheniſchen Affekten aſtheniſche Momente beigeſellt und umgekehrt, wie z. B. der Zorn beweiſt.

Im allgemeinen ſteigern ſtheniſche Affekte die Nerven- und Muskelthätigkeit, beſchleunigen den Blutumlauf (Herzſchlagen) und das Atemholen und töten im Übermaß durch Schlaganfälle: aſtheniſche Affekte vermindern die Nerven- und Muskelthätigkeit, erſchweren den Blutumlauf (daher oft Bläſſe!) und das Atemholen und töten im Übermaß

durch Lähmung (Tod an gebrochenem Herzen). Zuweilen schlagen asthenische Affekte im Höhepunkt in's Gegenteil um, z. B. Verzweiflung in Todesverachtung, Furcht in Galgenhumor u. a.[1])

Von typischer Bedeutung sind namentlich Freude und Leid, Hoffnung und Furcht, Selbstgefühl und Demut, Wohlgefallen und Mißfallen, Liebe und Haß, Zorn (und Befriedigung). Dazu treten Gefühle, die sich aus einer zeitweiligen Stockung des Gefühlsverlaufs ergeben, namentlich Abspannung, Langeweile und Spannung.[2])

[1]) Sehr groß ist bei den verschiedenen Affekten der Umfang der Ausdrucksbewegungen, namentlich des Mienenspiels. Es möge schon hier auf einige Einzelheiten hingewiesen werden. So machen wir z. B. mit dem Munde Bewegungen wie beim Genuß von Bitterem, Saurem, Süßem, wenn uns Ähnliches auf geistigem Gebiete begegnet: bitteres Leid sucht man herunterzuwürgen, bei saurer Arbeit läßt man die Mundwinkel hängen, wo sich etwas dem Süßen Ähnliches bietet, spitzt man den Mund. Aus der Nase stößt man bei Abwehr von Unangenehmem die Luft aus; Naserümpfen ist ein Zeichen von Geringschätzung; bei Leid zieht man die Nasenflügel mehr zusammen, weil das Atmen langsamer wird. Die Stirn legt sich beim Zorn in senkrechte, bei Freude in wagerechte Falten.

[2]) Besondere Gegensätze haben diese letzteren Gefühle nicht, sofern sie nur auf einem Mangel beruhn: jedes entsprechende lebhafte Gefühl steht mit ihnen in gewissen Gegensatz.

§ 72. Freude und Leid.

Freude ist das einfachste sinnlich-geistige Lustgefühl, das unmittelbar aus Lebenssteigerung entsteht; wird sie zur vorherrschenden Stimmung, die auch die Thätigkeit begleitet, so geht sie in Freudigkeit über. Ist die Freude ziemlich gleichmäßig, namentlich in freundlich milder Weise, über das ganze Wesen des Menschen, Leib und Seele, ergossen, so entsteht Fröhlichkeit. Wenn diese besonders den Einfluß hat, daß sie Vorstellungen und Neigungen klärt und alles Düstere, auch in den Mienen entfernt, so wird sie zur Heiterkeit.[1]) Eine dauernde und einen hohen Grad erreichende Freude, in der zugleich das leibliche Wohlgefühl deutlich hervortritt, ist Wonne. Den höchsten Grad von Freude, die namentlich den Geist ergreift und diesen gleichsam sich aus dem Körper entheben läßt, ist Entzückung. Laute schallende Freude wird zum Jubel. Wenn sich die Freude mit dem Streben verbindet, sich lebhaft zu äußern und auch andere in ihre Kreise zu ziehn, so wird sie zur Lustigkeit. Ist sie dabei um Sitte

und Anstand nicht sonderlich bekümmert, so wird sie zur Ausgelassenheit.

Auch in die Seelen anderer kann man sich versetzen und an ihrer Freude, wenn man sie versteht, namentlich aber, wenn man sie in unmittelbarer Nähe sich äußern sieht, teilnehmen: dies ist Mitfreude.

Die Freude giebt sich in leuchtendem Blick, geröteten Wangen, freundlichen Mienen, oft auch Lächeln, schnellerem Pulsschlag und rascheren Bewegungen (auch Hüpfen und Springen), Gesprächigkeit und selbst Neigung zum Singen kund; im höchsten Affekt verstummt der Freudige und vergießt Tränen.

Der Gegensatz der Freude, das einfachste Lustgefühl, wird durch die deutsche Sprache nicht so bestimmt bezeichnet wie die Freude: oft nennt man es Leid, oft Schmerz (§ 69). Wenn sich das Leid mehr gleichmäßig über das ganze Wesen des Menschen ausbreitet, heißt es, im Gegensatz zur Fröhlichkeit, Traurigkeit; doch bezieht sich dies Wort allerdings zumeist auf etwas Verlorenes oder Fehlendes. Wessen Stimmung dauernd durch Leid umflort und getrübt ist, der wird im Gegensatz zum heiteren, betrübt genannt.[2]) Ein Leid, das als Bedrängnis und Belastung empfunden wird, heißt Kummer. Steigert sich dieser und verbindet sich mit schwerer Sorge, namentlich um das sittliche Wohlergehen nahestehender Personen, so wird er zum Gram; ähnliches anhaltendes Leid wird, besonders, wenn es einsam nagt und den Lebensmut aufzehrt, Harm genannt.

Die stete und vorwiegende Neigung zu trüber Auffassung, auch bei Dingen, die andere durchaus heiter hinnehmen, ist Schwermut; überwiegendes sich auf die Vergangenheit beziehendes Leid, das doch mit milder Freude verbunden ist, heißt Wehmut; ähnliche noch gehaltenere Gefühle, die zugleich zu ruhiger Betrachtung anregen, sind die elegischen; in der Sehnsucht, die eines abwesenden Gegenstandes mit dem Wunsche, daß er anwesend sein möchte, gedenkt, wird das leidvolle Verlangen durch liebevolle Versenkung in das Bild des Abwesenden gemildert.

Die Affekte des Leids ergreifen gewöhnlich den Menschen viel stärker als die der Freude. Daher ist auch das Mitleid, d. h. das Leid, das man empfindet, wenn man das Leid andrer sieht und begreift, zumal wenn man es unmittelbar wahrnimmt, viel stärker ausgeprägt, als die Mitfreude.

Leid giebt sich durch Mattigkeit des Blickes, blasse Wangen, düstere Mienen, matten Pulsschlag — das Blut scheint zu erstarren — Zusammensinken der Glieder, oft auch durch Weinen zu erkennen.

[1]) Von einer leichten Rührung der Freude über das, was genügend scheint, wird ergriffen, wer *vergnügt* ist.

[2]) Wer sich durch unangenehme Verhältnisse bedrängt fühlt und sich nicht frei aufschwingen kann, ist, im Gegensatz zum Vergnügten, in *gedrückter Stimmung* oder *niedergeschlagen* oder, wenn das, was er erlebt, ihm besonders ungenügend für seine Person zu sein scheint, *mißvergnügt*. Ein leises Leid darüber, daß etwas nicht ist oder anders ist, als man wünscht, wird zum *Bedauern*, namentlich wenn es ausgesprochen wird.

§ 73. Hoffnung und Furcht.

Auch in Bezug auf sicher erwartete bevorstehende Ereignisse kann man in gleicher Weise Freude und Leid empfinden wie über gegenwärtige. Wenn aber das Zukünftige noch unbestimmt ist, wenn noch die Möglichkeit eines verschiedenen Ausgangs vorliegt, wird das aus der Vorstellung des Zukünftigen entstehende Lust- und Unlustgefühl in etwas geändert; es wird mehr gedämpft, verbindet sich mit Erwägungen und geht in diese wie in Wünsche über. So entstehen Hoffnung und Furcht.

Die *Hoffnung*, soweit sie ein Gefühl ist, kann sonach als das Lustgefühl bezeichnet werden, das aus der Erwartung von einem bevorstehenden doch nicht gesicherten Gut entsteht. Erscheint die Unsicherheit als verschwindend, so daß man sie übersehen zu können glaubt, und nimmt damit zugleich die Gefühlserregung ab, so entsteht *Zuversicht*. Sofern sich die Hoffnung gleichmäßig fest einem Gegenstande, namentlich einer Person, zuwendet, wird sie zum *Vertrauen*; sofern sich dies auf die eigene Kraft bezieht, ist es *Selbstvertrauen*.

Furcht ist das Unlustgefühl, das aus der Erwartung von einem nicht ganz sicher bevorstehenden Übel entsteht. Wird dies, wenn auch nicht in hervorragendem Maße durch Unbestimmtheit lästig, so entsteht *Bangigkeit*; wenn mit dieser unruhige, zur Abwehr neigende Vorstellungen verbunden sind, wird sie zur *Besorgnis*. Rückt das erwartete Schlimme immer näher, so daß es unvermeidlich erscheint, die Seele einengt und wie gebannt hält, so entsteht *Angst*.[1]) Ist das erwartete Schlimme von ganz außerordentlicher, fast unnatürlicher Art, so entsteht *Grauen* und, wenn das Gefühl dabei wie von Schauder ergriffen in Erstarrung gerät, *Grausen*. Wird die Furcht durch etwas unerwartet Eintretendes erregt, so wird sie zum *Schrecken* und, wenn dieser so groß ist,

daß in der Seele des Menschen alles zusammenzustürzen scheint, Bestürzung, die sich, wenn die Seele wie außer sich zu kommen scheint, zum Entsetzen steigert; dies veranlaßt dann oft die Entwickelung äußerster Kraft und geht so in entgegengesetzte Affekte über. Ist die Besorgnis so groß, daß alle Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang schwindet, so tritt Verzagtheit und bei stärkeren Naturen Verzweiflung ein; auch diese schlägt im „Mut der Verzweiflung" ins Gegenteil um.[2]) Dem Vertrauen steht das Mißtrauen gegenüber, das sich auch auf die eigene Kraft beziehen kann.

Hoffnung ist an mäßiger Belebung des Blicks und Blutumlaufs wie mäßig gesteigerter Elasticität der Gliederbewegung zu erkennen, Furcht erzeugt Atembeschwerden, Blässe, Zurücktreten des Bluts nach dem Herzen, auch Zittern und Beben; zuweilen bewirkt sie Öffnung des Mundes, wie wenn man die Luft voller einatmen möchte, oder sucht sich durch ein Geräusch, Singen, Pfeifen oder Ähnliches zu befreien. Bei der Angst stellt sich oft Schweiß ein.

[1]) Ängstlichkeit herrscht, wo Bangigkeit zur zweiten Natur geworden ist und ist daher viel schwächer als Angst.

[2]) Wer die Hoffnung auf Glück und einen befriedigenden Lebenszustand aufgiebt, entsagt; seine Stimmung ist die der Resignation.

§ 74. Selbstgefühl und Demut.

Eine Reihe von Affekten geht aus Vergleichung des eigenen Lebenszustandes mit dem anderer Menschen oder wenigstens aus Abwägung seines Wertes hervor.

Sofern die Seele in ihrer eigenen Kraft, wenn sie sich mit anderem vergleicht, Grund zu angenehmen Gefühlen findet, besitzt sie Selbstgefühl.[1]) Bewährt sie dies auch in schwierigen und gefährlichen Lagen in der Weise, daß sie sich von der ihr obliegenden Thätigkeit nicht abschrecken läßt, so zeigt sie Mut. Richtet sich das Selbstgefühl auf Vorzüge, namentlich gediegene, die man vor anderen hat, so wird es Stolz, der zwar edel sein kann, aber immer in Gefahr ist, den Wert anderer zu verkennen und in Anmaßung, d. h. Beanspruchung von Rechten und Autorität, durch die andere verletzt werden, überzugehn. Richtet sich bei innerer Nichtigkeit ein Rest von Selbstgefühl auf Äußerlichkeiten von geringem Werte, die, gleich allem rein äußeren Schein, eitel sind, so wird es zur Eitelkeit, die sich auch auf bloß Eingebildetes beziehen kann. Wallt das Selbstgefühl in

leichterer Weise über, so daß es zur Selbstbethätigung drängt, ohne sich um die Folgen und die Rechte anderer sonderlich zu kümmern, so wird es Übermut, der, wenn er zugleich eine reiche Individualität verrät, liebenswürdig sein kann. Erhebt sich dagegen das Selbstgefühl in ernster Weise über den ihm gebührenden Kreis, verbindet es sich ungeziemend mit Verachtung anderer und begründet es darauf hin eine bestimmte Willensrichtung, so wird es zum Hochmut.[2])

Dem Selbstgefühl steht als Unlustgefühl die demissio animi gegenüber, ein Zusammensinken der Seele in sich selbst bei Erwägung ihrer Ohnmacht. Der deutschen Sprache fehlt es an einem recht bezeichnenden Wort für das Gefühl: verwandt ist das Gefühl der Demut, das freilich meist nur in gutem Sinne verstanden wird, ein Gefühl der Ohnmacht gegenüber einer höheren Macht, der man sich unterordnet und zu dienen bereit ist, verbunden mit Ergebung in die wirkliche Lage der Dinge und darum von Unlust meist frei, wenn auch eine freiwillige Beugung des Selbstgefühls.[3]) Dem Mut steht der Kleinmut gegenüber, der die eigenen Kräfte über Gebühr für matt und zu gering zur Bewältigung der entgegenstehenden Aufgaben ansieht und der Mißmut, der aus dem Gefühl, daß man sich in verkehrter Lage befindet, hervorgeht. Wer aus Mangel an Selbstgefühl anderen gegenüber nicht hervorzutreten wagt, ist schüchtern, und wenn die Schüchternheit soweit geht, daß er dadurch ungeschickt scheint, blöde. Die tiefste Demütigung wird dem Selbstgefühl bereitet, wenn Umstände, die es niederdrücken müssen, sofern sie die Ehre kränken oder zu kränken scheinen, und die man daher verbergen möchte, den Augen anderer enthüllt und vielleicht ausdrücklich hervorgehoben werden. Dann entsteht das Schamgefühl, das am stärksten ist, wenn es durch schlimme sittliche Vergehen hervorgerufen wird. Es bildet dann oft den Beginn der Reue (§ 82), des Schmerzes über eine That, die man begangen hat und ungeschehen wünscht.

Selbstgefühl giebt sich in kräftigen Bewegungen, Erhebung des Kopfes und leuchtendem Blick kund, Kleinmut und Demut an gebeugter Haltung und Senken des Kopfes, Schamgefühl im Erröten und Niederschlagen der Augen. Reue, als ein innerlicher Affekt tritt äußerlich wenig hervor und äußert sich mehr nur als Abwendung von der Umgebung.

[1]) Setzt sich das Selbstgefühl über eine äußerliche Auffassung der ihm zustehenden Rechte mit großem, edlem Sinne, wie er den Bestgebildeten eigen ist,

hinweg und entäußert es sich im Gefühl seines besseren Selbst gern äußerer Vorteile, so wird es zur Großmut und zum Edelmut.

[2]) Hochmut, Stolz und manche der vorher erwähnten Affekte treten mehr in der Form der Leidenschaften (§ 89) auf.

[3]) Demut, Reue, Liebe und andere hier oder im Nächstfolgenden erwähnte Gefühle sind hier noch nicht in vollem Sinne als sittliche bez. religiöse Gefühle gefaßt. Als solche kommen sie erst in § 82 zur Sprache.

§ 75. Wohlgefallen und Mißfallen.

Da sich in den Gefühlen so leicht eine Wertschätzung ausspricht, ist diese noch im besondern geeignet, eine Reihe von Gefühlen zu begründen, selbst wenn sie sich noch nicht mit Neigung verbindet.

Wenn ein Gegenstand in irgend einer Hinsicht durch seine Erscheinung oder Bestimmung unser Gefühl angenehm erregt, so erzeugt er Wohlgefallen; erscheint er im Verhältnis zu Ähnlichem besonders groß, schön oder bedeutsam, so ergreift uns Bewunderung; ist der Gegenstand so neu und seltsam, daß er nicht recht begreiflich erscheint, so tritt Staunen ein.[1]) Richtet sich das Wohlgefallen auf das sittliche Verhalten eines Menschen, so wird es zur Achtung (Hochachtung), und, wenn diese sich namentlich in warmer innerlicher Anerkennung der Würde der Persönlichkeit eines anderen kundgiebt, zur Verehrung. Mischt sich dieser ein Gefühl der Furcht vor der überwältigenden Größe oder Erhabenheit der Person ein, so entsteht Ehrfurcht. Wagt man aus Mißtrauen in die eigene Kraft nicht an jemand, den man hochachtet, heranzutreten, so hat man Scheu, die als „heilige Scheu" mit höchster Ehrfurcht verbunden ist.

Ruft ein Gegenstand durch seine Erscheinung oder Bestimmung in uns unangenehme Gefühle hervor, so erweckt er Mißfallen; legt man ihm besonders geringen Wert bei, so entsteht Geringschätzung,[2]) und wenn diese sich in entschiedener Weise auf das sittliche Verhalten bezieht, Verachtung. Der ehrfurchtsvollen Scheu steht die mit sittlichem Widerwillen verbundene Abscheu gegenüber.

Bei der Bewunderung sprüht das Auge lichtvollen Glanz, beim Staunen öffnet sich der Mund, bei der Verachtung zucken wohl die Lippen und Nasenflügel und von den Mundwinkeln ziehen sich leichte Falten herab.

[1]) Nur insofern im Staunen noch ein Gefühl von Anerkennung der Größe liegt, was freilich meistens der Fall ist, sofern es also ein Anstaunen ist, gehört dieser Affekt in diese Reihe. Liegt dagegen im Staunen wie in der Verwun-

derung nur die Unfähigkeit, etwas zu begreifen, so gehören sie zu den Affekten, die aus einer Stockung im Gefühlsleben hervorgehen.

[2]) „Geringschätzung" bezeichnet gleich manchem der hier besprochenen Worte an sich mehr eine Weise zu urteilen, als ein Gefühl. Da sich aber in jenes Urteil oft ein lebhaftes mit keinem andern Wort zu bezeichnendes Gefühl einmischt, ist es hier gleich anderem, unter den Gefühlen erwähnt.

§ 76. Liebe und Haß.

Sehr mannigfaltig sind die Affekte, die mit einer auf Wertschätzung beruhenden Neigung verbunden sind. Sie werden namentlich durch Personen hervorgerufen, und jene Neigung ist in manchen Fällen fast unwiderstehlich.

Am hervorragendsten ist in dieser Hinsicht die Liebe, die auf innerlicher Zuneigung[1]) zu Personen (oder Gegenständen) beruht und durch alles, was diese fördert, von Herzen erfreut, durch alles, was sie schädigt, von Herzen betrübt wird: sie ist aber ganz überwiegend ein Lustgefühl, weil sie sich schon in der Zuneigung selbst, die jedesmal bei der Anwesenheit des geliebten Gegenstandes und zum Teil noch selbst bei der Abwesenheit belebend wirkt, glücklich weiß. Sie ist um so reiner, je uneigennütziger sie ist und je mehr sie von Lohn und Dank absieht. Sie gehört zu den stärksten Gefühlen und wird teils durch starke natürliche, teils durch starke ideale Anregung zur höchsten Kraft gesteigert; eine wahrhaft geliebte Person erscheint der liebenden immer bis zu einem gewissen Grade unentbehrlich, als eine (oft wesentliche) Ergänzung des eigenen Wesens. Eine Liebe, die mit Anerkennung einer bestimmenden oder leitenden Macht des Geliebten verbunden ist, wird zur Hingebung. Liebe, den Unglücklichen und Elenden in ihrer Not erwiesen, wird zur Barmherzigkeit. Entwickelt sich eine minder starke Zuneigung zwischen solchen, die sich, wenigstens in gewisser Hinsicht, als gleichstehend ansehen und sich in ihrem gleichen Streben gegenseitig fördern, so entsteht Freundschaft.[2]) Das Streben, sich andern gegenüber als Freund zu zeigen, ist Freundlichkeit, das Streben, andern in den äußeren Formen alle jene Freundlichkeit zu erweisen, welche die gute Sitte der besser gebildeten Gesellschaft erfordert, ist Höflichkeit. Zeigt sich die Freundlichkeit nur in der allgemein gehaltenen Absicht, einen andern nicht zu schädigen, sondern ihn, namentlich so weit es nicht besonderer Anstrengung bedarf, freundlich zu beurteilen und zu fördern, so entsteht Wohlwollen. Die leichteste unwillkürliche Art der Zuneigung bildet die Sympathie, das durch unerklärliche

Anziehung zwiſchen Perſonen, die etwas Gleiches haben, hervorgerufene Mitgefühl, das daher in gewiſſen Lagen faſt jeder Menſch jedem anderen erweiſt. Zuneigung, die durch erwieſene Wohlthaten hervorgerufen wird, iſt Dankbarkeit.

Der Liebe ſteht der Haß gegenüber, die dauernde Abneigung, die ſich über die Schädigung des Gehaßten freut. Abneigung, die durch das Glück eines andern ſo unangenehm berührt wird, daß ſie es ihm nicht gönnt, iſt Neid (Mißgunſt) und, ſofern ſie ſich anhaltend gegen dauernde Vorzüge des andern richtet, Scheelſucht; wenn ſie ſich über den Schaden eines andern freut, wird ſie zur Schadenfreude. Der Sympathie ſteht die Antipathie als unwillkürliche leichte Abneigung gegenüber. Wirkt die Abneigung beſonders ſtark auf den Willen ein, ſo wird ſie zum Widerwillen, der ſich auch als ſinnlich-geiſtiges Gefühl bis zu einer Art Ekel ſteigern kann.

Die Liebe gehört zu den Gefühlen bez. Affekten, welche die Lebensthätigkeit am ſtärkſten, tiefſten und vielſeitigſten anregen, mag ſie nun mit ſtiller Wärme wirken oder in jähen Flammen emporlodern. Neid und Schadenfreude gehören zu den Affekten, die am ſtärkſten am Herzen nagen, den Blutlauf hemmen und die Wangen entfärben; ſchließlich nehmen dieſe dann wohl eine bleifarbig bläuliche Farbe an.

[1]) Vollkommene Liebe liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt (Ev. Matth. 22, 32).

[2]) Daher hat Salluſt recht, wenn er Catilina ſagen läßt: idem velle atque idem nolle ea demum firma amicitia est (Sall. Cat. 20, 4).

§ 77. Zorn (und Befriedigung).

Viele zum Teil ſehr ſtarke Affekte entſtehen, wenn man Unrecht oder Unbill wahrzunehmen glaubt, ſei es daß man andere, ſei es daß man ſich ſelbſt darunter leiden zu ſehen meint.[1])

Der einfachſte Affekt dieſer Art, in welchem das Gefühl wegen Mangels an Selbſtbeherrſchung mächtig überwallt, iſt der Zorn, der zwar eben wegen jenes Mangels (einer Art impotentia) überwiegend zu den aſtheniſchen Gefühlen zu rechnen ſein dürfte, aber doch zugleich wegen eines ihm zu Grunde liegenden Gefühls der Freude an der vermeintlichen Gerechtigkeit und der hierin liegenden Kraft ſtarke ſtheniſche Momente hat.[2]) Wenn er oft wiederkehrt, ohne rechten Widerſtand zu finden, macht er jähzornig und damit immer ohnmächtiger. Verbindet er ſich mit Haß, ſo wird er zur Erbitterung, und, wenn dieſe den höchſten Grad erreicht, indem ſie zugleich einen Zug von Wildheit an-

zunehmen geneigt ist, Ingrimm. Verhaltener, dumpfer, doch andauernder Zorn ist Groll. Tritt die persönliche Erregung mehr zurück und die Mißbilligung aus allgemeinen und objektiven Gründen überwiegend hervor, so wird der Zorn zum Unwillen und, wenn man dann wie außer sich gerät, zur Entrüstung. Ist der Affekt schwächer, doch so daß er mehr im einzelnen kränkt und verletzt, so entsteht Ärger und, sofern das Kränkende durch Wiederholung oder Dauer besonders lästig fällt, Verdruß;[3]) schwächer noch sind Unmut und Mißstimmung; in letzterer klingt auch die Mißbilligung durch. Wer nicht zum Frieden, d. h. zur Übereinstimmung mit den äußeren Bedingungen für sein Handeln kommt, fühlt sich unzufrieden.

Nur im allgemeinen kann man diesen Affekten den Zustand der Befriedigung gegenüberstellen, in welchem man durch die Übereinstimmung mit den äußeren Bedingungen des eigenen Handels angenehm angeregt wird. In sofern man auch der Unbill gegenüber zum inneren Frieden und der vollen Ergebung in Gottes Willen gelangt, ist man schon von einem religiösen Gefühl geleitet.

Im Zorn wallt das Blut auf, die Muskeln und Adern, namentlich die Stirnadern schwellen an, das Blut steigt zu Kopf, die Stirn runzelt sich, der Blick bekommt etwas durchbohrendes, der Atem wird schwankend ausgestoßen, die Stimme immer lauter, überhastet sich und stammelt, der Arm hebt sich, die Faust wird geballt, der Fuß stampft auf; der Wütende möchte „vor Wut ersticken".

[1]) Die überwiegend asthenischen Gefühle dieser Gruppe sind viel charakteristischer als die sthenischen, weil letztere zum Teil in die sittlichen übergehen und überhaupt dem ruhigen Charakter derselben nahe kommen. Deshalb sind hier die asthenischen Gefühle vorangestellt.

[2]) Der Zorn gewährt, namentlich in seinem allmählichen Anwachsen, nicht geringe Lust Hom. Σ, 109 f. (χόλος), ὅς τε πολὺ γλυκίων μέλιτος καταλειβομένοιο ἀνδρῶν ἐν στήθεσσιν ἀέξεται ἠύτε καπνός. Unlust erweckt er namentlich beim Ausbruch und in noch viel höherem Maß beim Ausgange, wenn er, wie in jener Stelle Homers, wo er zugleich verwünscht wird, seiner Ausschreitungen durch die traurigsten Erfahrungen inne geworden ist. Es giebt aber auch einen heiligen Zorn gegen schnödes Unrecht. Dem Zorn ist seiner Natur nach kein bestimmter Affekt ganz entgegengesetzt. In gewisser Hinsicht steht ihm auch die Liebe gegenüber („Wer nie im Zorn erglühte, kennt auch die Liebe nicht" Arndt). So steht im Alten Testament auch der zürnende Gott dem barmherzigen gegenüber.

[3]) Wer leicht etwas lästig oder sich zu viel zugemutet findet, ist verdrossen.

§ 78. Gefühle, die aus einer Stockung des Gefühlslebens hervorgehen.

Eine Stockung des Gefühlslebens kann durch das Vergangene, Gegenwärtige oder Bevorstehende herbeigeführt werden.

Das Gefühl kann nur einen gewissen Grad von Erregung ertragen (vgl. § 19). Wird es zu stark oder zu lange angespannt, so tritt als natürliche Gegenwirkung zuletzt Abspannung oder Abstumpfung ein, in der durch Wirkung des Vergangenen nur noch ein Gefühl dumpfes Unbehagens zurückbleibt. Und zwar entsteht, wenn das Gefühl vorher durch vielseitige Reize angeregt ist, Übersättigung, wenn es wiederholt in gleichartiger Weise angeregt ist, Überdruß; im ersteren Falle tritt gegenüber neuen Reizen oft Gleichgültigkeit ein. Wiederholte Abstumpfung erzeugt zuletzt Blasiertheit, Lebensüberdruß, einen dauernden Zustand, in welchem das Gefühl durch nichts mehr leicht ergriffen werden kann.

Ist das Gefühl nur gegenwärtig nicht lebhaft genug angeregt, weil es an den äußeren oder inneren Bedingungen dazu fehlt, so entsteht Langeweile; sie ist in keiner Weise ein Zeichen von Mangel an Gesundheit,[1]) wohl aber oft von Mangel an rechter Beweglichkeit. Um sie zu vertreiben und sich genügende Anregung des Gefühls, Unterhaltung, zu verschaffen, greift man unter Umständen zur Arbeit oder zum Spiel: aber auch diese können, namentlich wenn sie einförmig sind, oft langweilig sein.

Sieht das Gefühl einer bevorstehenden Anregung entgegen, ohne genau zu wissen, welcher Art sie seien, bez. wann sie eintreten wird, so entsteht Spannung und, bei geringerer Erregtheit, Erwartung, Sie werden zur Unruhe und Ungeduld, wenn das Bevorstehende, nach der Erregung des Gefühls gemessen, zu lange auf sich warten läßt, und damit können peinvolle Empfindungen verbunden sein.[2]) Tritt anderes ein, als man erwartet hat, so entsteht das Gefühl der Enttäuschung. Plötzlich und unerwartet eintretende Ereignisse erzeugen das Gefühl der Überraschung, abweichend erscheinende Verwunderung.

Abspannung giebt sich durch Ermattung und nervöse Reizbarkeit zu erkennen, Langeweile durch Gähnen, Sichstrecken und Reizung zum Schlafen, Spannung durch Erregung des Bluts und, wenn sie groß ist, durch Stockung des Atems.

[1]) Gegenüber namentlich der Abſpannung und Blaſiertheit, deren Mattigkeit aus einer nervöſen Überanſtrengung und darauf folgenden Reaktion hervorgeht, kann eine herzhafte Langeweile ſogar ein entſchiedenes Zeichen einer geſunden, nicht krankhaft erregten, Natur gelten. Wer ſich noch kräftig langweilen kann, iſt daher nervös zur Bewältigung mancher Anregungen wohl disponiert.

Lange Weile iſt ein böſes Kraut,
Aber auch eine Würze, die viel verdaut. (Goethe.)

[2]) „Langen und bangen in ſchwebender Pein." (Goethe.)

§ 79. Das Gemüt.

Die Seele wird wiederholt von ähnlichen oder entgegengeſetzten Gefühlen erregt und gewinnt dadurch eine immer größere Fertigkeit, die Gefühle auszugeſtalten, und mit einander auszugleichen und ſo eine Menge von Erinnerungsbildern der Gefühle, die aber wie die im Gedächtnis aufbewahrten Vorſtellungen meiſt verhüllt ſind, in ſich aufzubewahren. Die derart durch wiederholte Gefühlsregungen zuletzt erworbene ſtetige Beſtimmtheit und Geſamtkraft des Gefühlslebens nennt man Gemüt. Das Wort „Gemüt" iſt hienach wie „Verſtand", „Phantaſie" und Charakter" eine vox media; es kann eben ſo gut von einer edlen wie von einer unedlen Art des Fühlens ausgeſagt werden, und man ſpricht demnach von einem guten und freundlichen wie von einem argen und wilden Gemüt. Weil ſich aber die Gefühle nur dann mannigfaltig und innig entwickeln, wenn ſie ſich gegenſeitig nicht heftig bekämpfen und verdrängen, ſo verſteht man unter einem Menſchen von Gemüt ſchlechthin oft einen ſolchen, der eine reiche Welt von Gefühlen in ſich trägt:[1]) man nennt ihn auch gemütreich; ihm ſteht der Gemütloſe gegenüber; gemütlich iſt, wer ſeine Gefühle gern in leichterer Weiſe in Scherz und Ernſt anregen läßt.[2])

Der innerſte Wert der geſamten Perſönlichkeit ſpricht ſich namentlich im Gemütsleben (bez. der durch dies beſtimmten Phantaſie § 59) aus, der Wert, den ſie für die Welt hat, mehr im Charakter.

Wo das Gefühl auf Koſten der andern Geiſteskräfte ausgebildet wird, entſteht Empfindſeligkeit (Sentimentalität), welche, wie die Phantaſterei in Phantaſiebildern, ſo ihrerſeits in Gefühlen ſchwelgt. Die Folge davon iſt meiſt eine weichliche, haltloſe Lebensrichtung. Der Verſtand urteilt dann oft nicht nach Gründen, ſondern nach Zu- und Abneigung, der Wille treibt richtungslos und launiſch in der Welt des Handelns umher, mehr nur ſtoßweiſe von Gefühlen angeregt, und gelangt nicht zu der erforderlichen Energie, die Phantaſie erhält etwas

Unklares und Verschwebendes, Krankhaftes: auch an kraftvollen Empfindungen fehlt es zuletzt bei der allgemeinen Erschlaffung; nur die schmelzenden rührenden Affekte werden ausgebildet.[3])

[1]) Ähnlich nennt man einen Menschen von Verstand, Phantasie, Charakter den, der scharfen Verstand, rege Phantasie, starken Charakter besitzt.

[2]) Mit Recht spricht man bekanntlich Neigung zum Gemütsleben vor allem den Deutschen (Germanen) zu, Gemütlichkeit namentlich den Süddeutschen.

[3]) In typischer Weise hat sich dies alles in der sentimentalen Periode des vorigen Jahrhunderts, der Wertherzeit, zu erkennen gegeben. Diese Zeit hat freilich auch das Gefühlsleben auf das Höchste gesteigert und ungeahnte Kräfte im Gemüt entbunden, so daß sie in ihren gesunderen Erscheinungen als Höhepunkt des Gefühlslebens der Menschheit angesehen werden kann: eingeleitet durch die religiöse Gefühlsschwelgerei des Pietismus, hat sie daher nicht nur den Gefühlsphilosophen F. H. Jacobi, sondern auch den größten lyrischen Dichter aller Zeiten, Goethe, hervorgebracht.

III. Die idealen Gefühle.

§ 80. Die intellektuellen und ästhetischen Gefühle.

Die gleichmäßigste, tiefste und nachhaltigste Anregung erhält das Gefühl, wenn es nicht durch einzelne Eindrücke erregt wird, sondern durch die sich gleich bleibende Macht des Allgemeingiltigen, also des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen. Die dadurch erzeugten Gefühle können an sich nicht in Affekte übergehen, da sie nichts Leidenschaftliches haben.

Diejenigen dieser Gefühle, die zunächst durch Erkenntnis und Anschauung hervorgerufen werden, bezeichnet man als intellektuelle und ästhetische Gefühle. Sie sind einander verwandt.

Schon das Gefühl des leichten Ablaufs der Vorstellungen bei glücklicher wissenschaftlicher oder künstlerischer Thätigkeit pflegt man hierher zu rechnen: doch ist dies entweder durch Zufall herbeigeführt und dann nicht hieher gehörig, oder es ist notwendige Folge desselben, was als das in intellektueller und ästhetischer Hinsicht wahrhaft Grundlegende anzusehen ist. Dahin gehört

1) die Freude an der Wahrheit und dem Streben nach Wahrheit und der Abscheu gegen die Lüge. Denn in der Erkenntnis der Wahrheit fühlt der Mensch seine Erkenntnis zusammenfallend mit der aller denkenden Wesen, ja mit dem Leben der Welt überhaupt und dem Geiste Gottes. Und die Erkenntnis des hohen Werts dieses Guts, die freilich immer nur dann vorhanden sein kann, wenn die Er-

kenntnis nicht tot aufgenommen, sondern durch eigene Kraftanstrengung wahrhaft erworben wird, giebt schon dem bloßen Streben nach Wahrheit außerordentliche Kraft.[1]) Ebenso groß muß der Abscheu gegen die Lüge sein, wenn sie nicht als einzelnes Vergehen nur nach dem augenblicklichen Schaden abgewogen, sondern als Versündigung an der Wahrheit aufgefaßt wird, und das Bewußtsein, eine Lüge begangen und sich damit ganz außerhalb des Zusammenhangs der Erkenntnis und des Lebens gestellt, seine eigene Seele gleichsam wie gefälschte Ware in den Verkehr gebracht zu haben, hat unter Umständen sogar zum Selbstmord getrieben. Mit Recht erachten es daher oft Eltern an ihren Kindern für den schlimmsten und die größte Besorgnis erweckenden Fehler, wenn sie nicht die Wahrheit sagen.

2) Von ähnlicher Kraft fühlt sich die Seele durchdrungen, wenn sie ganz von bestimmten Ideen erfüllt ist und hohen Idealen nachstrebt. Sie befindet sich dann im Zustande der Begeisterung (§ 49): von einem alles andere übertreffenden Lebensgefühl ergriffen, kann sie sich dann über Schwierigkeiten hinwegsetzen, die sonst unüberwindlich scheinen, eine Kraft entwickeln, die im Verhältnis zu dem, was man sonst erlebt, unmeßbar erscheint, ja selbst Krankheiten abschütteln und lächelnd, wie in Entzückung, Schmerzen ertragen, die sonst das Leben auf's Tiefste niederdrücken.[2]) Dem gegenüber steht ein starker Abscheu vor allem Gemeinen, als dem, welches durch seinen sinnlich sich breit machenden Stoff dem Idealen entgegen zu stehen scheint.[3])

3) Auch das Schöne erregt, sofern es als schön empfunden wird, immer. Wohlgefallen. Die Kunst bietet allerdings manches Schöne von so reicher und zusammengesetzter Art, daß zu seinem Verständnis eine angemessene Vorbildung gehört. Niemand wird den Kölner Dom, Gemälde wie die in den Rafaelschen Stanzen, eine Beethovensche Symphonie, Goethes Tasso u. a. würdigen können, wenn er sie nicht versteht, niemand sie ganz verstehn, wenn er sie nicht als Ganzes auffassen und die vielen einzelnen Feinheiten bemerken kann: je mehr aber jemand durch seine Vorbildung dazu befähigt ist, dies aufzufassen und zu verstehn, desto mehr wird auch sein Wohlgefallen an dem Schönen dieser Kunstwerke erweckt werden. Und zwar ist dieses von der Art, daß die Seele dabei nur durch die Form, die äußere Erscheinung nicht durch den sinnlichen Stoff angezogen wird,[4]) daher auch nicht die Frage aufwirft, ob der dargestellte Gegenstand, abgesehen davon, daß er schön ist, auch begehrenswert oder nicht, nützlich oder schädlich ist, und daß sie in einer

steten Bewegung zwischen Idee und Erscheinung, Übereinstimmung und Gegensatz, und in deren Zusammenfassung ein gefälliges Spiel findet.

Dem Wohlgefallen am Schönen steht das Mißfallen am Häßlichen, sofern dies nur als Häßliches empfunden wird, gegenüber. [5])

Die Freude am Schönen entwickelt sich im Menschen von früh an. Schon kleine Kinder finden größeres Gefallen an hübschen Gesichtern als an häßlichen und haben zu ihnen größeres Zutrauen. Namentlich werden sie durch Anmut (§ 61) angezogen.

In neuerer Zeit spielt unter den ästhetischen Gefühlen das Naturgefühl eine sehr große Rolle. Es war auch im Altertum in großer Stärke vorhanden, trat aber erst spät und nicht so entschieden wie in neuerer Zeit in Gegensatz gegen diejenigen Gefühle, die aus dem geselligen Leben gebildeter Menschen hervorgehn. Die Beimischung dieses Gegensatzes verleiht ihm jetzt einen sentimentalen Ton, also einen, der aus gesteigerter Empfindsamkeit hervorgeht, oder einen elegischen, der aus dem wehmütigen Bedauern hervorgeht, daß ein hochgesteigertes Culturleben sich in so mancher Hinsicht vom Naturleben entfernen muß.

[1]) Lessing: Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzig inneren regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, geschlossen hielte und zu mir spräche: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Vater, vergieb, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.

[2]) Nur Anklänge von Begeisterung und zwar oft recht schwache, finden sich in der Schwärmerei und dem Fanatismus, die meist mit unklaren oder rohen Anschauungen verbunden sind. Die Schwärmerei erscheint harmloser und weichlicher; sie tritt, wie der Name sagt, immer nur in Massen (Schwärmer) auf; der Fanatismus, dessen Name auf das Gebiet der Religion (fanum) hinweist, verfolgt ein ihm vorschwebendes, hoch scheinendes Ziel bis zu leidenschaftlicher Vernichtung des Entgegentretenden und mit Aufopferung selbst des eigenen leiblichen Lebens.

[3]) An sich ist nichts Natürliches gemein, sondern es wird dies nur durch den unvermittelten schroffen, namentlich absichtlich herbeigeführten Gegensatz gegen ideale, namentlich sittliche Forderungen. Den äußersten Gegensatz gegen das Ideale bildet das Obscöne, das Schmutzige. Die Aufdeckung des Gemeinen zu derb humoristischen Zwecken nennt man Cynismus. Dieser steht zwar auch meist in schneidendem Kontrast mit gewissen idealen Anschauungen, kann aber auch durch ethische Stimmungen geweckt sein.

[4]) Man kann wohl untersuchen, inwiefern ein bestimmter materieller Stoff die Darstellung begünstigt, z. B. Stein oder Holz die Plastik. Kommt man hierdurch zu der Erkenntnis, daß sich ein gewisses Material für eine be-

stimmte Darstellung besser eignet, als ein anderes, so hat man hierin noch nicht ein Gefühl für die Schönheit: empfindet man aber, wie gewisses Material, z. B. Marmor, durch seine eigentümliche Disposition die Form des Kunstwerkes erhöht, so hat man dann freilich ein Gefühl für die Schönheit, aber doch nur ein durch die Form des Materials und des Kunstwerkes hervorgerufenes.

[5]) Manches Häßliche wird nicht als häßlich empfunden, weil man dabei sein Augenmerk ganz auf das Nützliche gerichtet hat. Ein häßlicher Dunghaufen kann doch einem Landmanne sehr angenehme Empfindungen erwecken. Bei manchen Dingen wird die Häßlichkeit der äußeren Form so sehr durch innere Vorzüge überwogen, daß man das Häßliche darüber ganz vergißt: so macht mancher häßliche Mensch durch Seelengüte einen sehr angenehmen Eindruck. Ferner spielt das Häßliche eine bedeutende und berechtigte Rolle auf dem Gebiete des Komischen. Schließlich ist alles in seiner Art bedeutsam und kann daher in gewisser Verbindung nicht häßlich scheinen, wenn auch nicht für die Kunst.

§ 81. Die sittlichen Gefühle.

Die sittlichen Gefühle entstehn, wenn wir das thun, was unser ewiges Wesen und zugleich das allgemeine Beste der Menschen zu fördern geeignet ist; sie sind also Gefühle des freudigen Rechtthuns. Insofern sie sich nur auf das Handeln und die Vorbereitung dazu, an sich aber nicht auf das Göttliche beziehn, unterscheiden sie sich von den religiösen Gefühlen, mit denen sie sich allerdings großenteils berühren und zusammenfallen.

Da sich hiernach das sittliche Gefühl teils auf das eigene Selbst, teils auf das, was außer diesem liegt, bezieht, schlägt es namentlich eine doppelte Richtung ein, einerseits als sittliches Selbst- und Ehrgefühl, andererseits als Rechts- und Pflichtgefühl.

Das sittliche Selbstgefühl ist das erhebende Gefühl, welches bei unserer Thätigkeit gegenüber der Welt durch das unmittelbare Innewerden der wahren übersinnlichen Natur des eigenen Selbst erzeugt wird: es schließt also Überhebung und Schwäche aus, weiß sich aber emporgetragen durch den Gedanken, daß man als Persönlichkeit an sich ein unverlierbares, im innersten Kern unangreifbares, eigenartiges Selbst besitzt und lehnt sich gegen jeden Versuch auf, in dies köstliche Gut einzugreifen. Es ordnet sich zwar willig höheren gebietenden Gewalten unter, aber es wirft sich nicht weg und kriecht nicht vor andern im Staube.

Das Ehrgefühl besteht in dem Gefühl, daß die Würde der eigenen Persönlichkeit auf Anerkennung Anspruch hat und wird durch Verweigerung derselben verletzt. Das wahre Ehrgefühl, von dem hier zunächst die Rede ist, jagt nicht nach äußeren Ehren und verlangt, sofern

es alles, was Schande machen kann, flieht, nichts Ungebührliches; es zieht sich, wie das Selbstgefühl, wenn es verletzt wird, in sich zurück, aber es fördert die Persönlichkeit durch das belebende Gefühl, daß ihre Wirksamkeit durch Anerkennung des Guten erleichtert wird. Da aber unter Umständen die Versagung der Ehre alle gedeihliche Thätigkeit oder doch wenigstens eine bestimmte Art derselben zunächst unmöglich macht, so hat eine Verletzung des Ehrgefühls, wirkliche oder vermeintliche, so oft einen Kampf auf Leben und Tod herbeigeführt oder zur Vernichtung des eigenen Lebens getrieben.

Da nun aber nicht bloß einzelne Menschen, sondern auch Vereinigungen derselben eine Person bilden, d. h. einen Gesamtwillen haben können, der auf gemeinsamer Auffassung beruht, oder da wenigstens die Würde der Persönlichkeit der einzelnen großenteils von ihren Verbindungen abhängt, so giebt es auch eine Ehre für einzelne menschliche Verbindungen. So spricht man von Familien-, Standes-, Berufs-, Nationalehre. Eine Verletzung derselben kann oft nicht minder empfindlich wirken als die der persönlichen Ehre.

Das Rechtsgefühl besteht in dem Gefühl, daß alle äußeren Bestimmungen und Normen, durch welche die Thätigkeit der Menschen in ihrem Verhältnis zu einander geregelt wird, namentlich die staatlich festgesetzten, gewissenhaft beobachtet werden müssen, wenn die menschliche Gesellschaft gedeihen soll, in der Freude an dieser Beobachtung und der Entrüstung über ihre Verletzung. Und zwar werden durch solche Bestimmungen namentlich Leben, Freiheit, Eigentum und Ehren (bez. Ehre) des einzelnen geschützt.

Das Rechtsgefühl entwickelt sich namentlich im Manne von früh an. Schon Knaben empfinden (in viel höherem Maße als Mädchen, die sich mehr von Zu- und Abneigung leiten lassen) lebhaften Widerwillen gegen Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, d. h. ungerechte Bevorzugung eines oder einzelner vor andern.

Im Pflichtgefühl kommt das sittliche Gefühl am deutlichsten zum Ausdruck. Daher erklärt J. G. Fichte für die formale Bedingung der Sittlichkeit: „Handle stets nach bester Überzeugung von deiner Pflicht“ oder „Handle nach deinem Gewissen“, und auch im gewöhnlichen Leben versteht man unter sittlichem Handeln oft dasselbe wie unter pflichtgemäßem Handeln. Vor allem bezieht sich jedoch die Pflicht auf das, dessen wir pflegen müssen, was uns also in einem uns fest angewiesenem Lebenskreise oder wenigstens in einer Lage, in der wir

als die Nächststehenden thätig einzugreifen berufen sind, als Aufgabe zugewiesen ist. Insofern stehen die Pflichten, die wir zu erfüllen haben, den Rechten gegenüber, auf welche wir Anspruch haben.[1] Ziel unserer pflichtmäßigen Thätigkeit sind namentlich die uns zunächst Stehenden, vor allem diejenigen, auf welche uns unser Beruf hinweist, wir selbst nur, sofern wir selbst auch wieder Objekt unserer Thätigkeit sind.[2] Daher spricht man von Eltern-, Kindes-, Berufs-, Staatsbürger-, ja allgemeinen Menschenpflichten.

Über die Pflicht hinaus giebt es noch selbstgewählte Beziehungen zu den Menschen, in denen uns die Pflicht noch einen weiten Spielraum übrig läßt, während uns die Sittlichkeit gebietet, auch denen gegenüber, gegen die wir nicht irgend wie verpflichtet sind, nur zu thun, was andere und uns selbst wahrhaft zu fördern geeignet ist. So geht z. B. das Zartgefühl, das mit Feinfühligkeit den zarteren Beziehungen einer Seele zu anderen nachspürt und in taktvoller Weise meidet, was andere irgend stören und unangenehm berühren könnte, und die Liebe, sofern sie hieher gehört, über das Pflichtgefühl hinaus.

[1]) Es war daher eine schlimme Einseitigkeit und ein sittlich höchst bedenklicher Fehler, daß den 17 Artikeln der Menschen- und Bürgerrechte, welche die Nationalversammlung zu Paris am 26. August 1789 annahm, nicht auch eine Reihe von Bestimmungen über die allgemeinen Menschen- und Bürgerpflichten an die Seite gestellt wurden, und es charakterisiert die deutsche Gesinnung vorteilhaft, daß sie neuerdings den Weg zu kräftigerem Nationalbewußtsein namentlich auch durch Pflichten hindurch gefunden hat z. B. die allgemeine Wehr- und Schulpflicht.

[2]) Man hat daher wohl eine Selbsterhaltungspflicht, aber man kann nicht von einer Pflicht des Selbst- und Ehrgefühls reden, obgleich beide sittlicher Art sind.

§ 82. Die religiösen Gefühle.

Die größte Stärke und Innigkeit erlangt das Gefühl auf dem Gebiete der Religion, also durch die Beziehung des Ich auf die letzte und höchste Ursache der gesamten Welt.

Daß kein Volk ohne alle Religion ist (§ 52), daß sich bei vielen Völkern sogar Spuren von Monotheismus finden, beweist, eine wie hohe Bedeutung dem religiösen Gefühl zukommt.

Andererseits ist es erklärlich, daß dies Gefühl alle anderen an innerer Kraft übertrifft, weil es das Individuellste mit dem Allgemeinsten, die einzelne Seele mit dem unendlichen Wesen Gottes verbindet.

Da nun durch dieſes zugleich alle anderen Verhältniſſe des Lebens beſtimmt werden, iſt es erklärlich, daß auch die anderen idealen Gefühle eine Beimiſchung von religiöſem Gefühl erhalten.[1])

Wer nach Wahrheit ſtrebt, gelangt zuletzt zu dem Gedanken, daß Gott die Wahrheit iſt und, wer ihn erkennt, die Wahrheit erkennt und daß die Wahrheit ihn frei macht (Ev. Joh. 8, 32), und ſo miſcht ſich ſeinem Streben nach Wahrheit jener heilige Eifer bei, der namentlich an dem Abſcheu gegen alle Lüge und allen nichtigen, blendenden Schein oft genug kenntlich geweſen iſt.

Jeder Künſtler ferner iſt ein ἔνθεος, der Gottheit voll, und ähnlich jeder, der und ſo weit er die Ideen des Künſtlers völlig zu faſſen vermag.

Vor allem aber ſucht, wer ſittlich handeln will, ſich auch klar zu machen, was er als Willen Gottes anzuſehen hat, und inwiefern die ſittliche Weltordnung zugleich göttliches Gebot iſt.

Die Religion ſelbſt aber hat ihre feſteſten Wurzeln im frommen Gemüt und iſt um ſo inniger, je reifer das Gemütsleben ausgebildet iſt: das Gebiet, welches ſie weſentlich vor der Sittlichkeit voraus hat, die Verſöhnung mit den Mängeln der Schuld in dieſer Welt, weiſt ſie vorzugsweiſe auf das Gefühlsleben hin.[2])

Die wichtigſten religiöſen Gefühle ſind folgende:

1) Die Andacht, das Gefühl der Verſenkung der Seele in Gottes unendliches Weſen und Wirken, das religiöſe Grundgefühl, aus dem ſich alle andern ergeben; ſofern es zur dauernden innigen Empfindung von der Allmacht und Liebe Gottes und dem Umfangenſein von ihr wie zur ſelbſtloſen Hingebung an ſie wird, geſtaltet ſie ſich zum Glauben, der früher (§ 52) ſchon nach ſeiner theoretiſchen Natur in Betracht gezogen iſt. Ihm voran und zur Seite geht oft Reue und Buße als energiſche Abkehr der Seele von begangener Sünde und gänzliche Umwandlung des Sinnes (μετάνοια).[3]) Sofern ſich der Glaube der Zukunft zuwendet, wird er zur gläubigen Hoffnung auf göttliche Gnade, welcher die Furcht vor dem heiligen alle Sünde ſtrafenden Weſen Gottes gegenüberſteht.

2) Der Glaube iſt auch die Quelle der Liebe zu Gott, der innigen Freude an der unendlichen Macht und Liebe Gottes, die als etwas der menſchlichen Seele Unentbehrliches empfunden werden, verbunden mit dem Wunſch und Willen, ſeine Gebote zu erfüllen. Sie iſt wegen der Erhabenheit Gottes zugleich mit Ehrfurcht verbunden.

Sie bewirkt ferner die umfassende Liebe zu allem, was Gott geschaffen hat und erhält, vor allem also die Nächstenliebe (Matth. 22, 37). Ihr gegenüber steht der Haß und Abscheu gegen die Sünde als das dem göttlichen Willen Zuwiderlaufende (Röm. 12, 9: Hasset das Arge).

3) Glaube und Liebe erzeugen einerseits das Gefühl höchster Stärke in Gott, sofern der menschliche Wille nie stärker erscheinen kann, als wenn er im Einklange mit dem göttlichen Willen steht, und andererseits das Gefühl der Demut, als das Gefühl der untergeordneten Stellung, welche der einzelne Mensch gegenüber Gott und der Welt einnimmt.[4]) Es sind daher einerseits die nachhaltigsten und größten Thaten durch religiöse Begeisterung ausgeführt worden — man denke an den Heroismus, der sich oft in Religionskriegen gezeigt hat — andererseits haben sich gerade fromme Männer auf das demütigste in die bestehenden Ordnungen gefügt, auch wenn sie dieselben nicht gebilligt haben, und es ist dem entsprechend auch ein Gebot des Apostels Paulus „daß man der Obrigkeit untertan sein solle" (Röm. 13, 1).

4) Endlich erzeugt der Glaube auch das Gefühl vollendeten Glückes, die Seligkeit, in welcher die Seele ganz nur Glück ist (mhd. saelec = glücklich vgl. salus), von allem irdischen Drucke befreit, und den Frieden Gottes in sich trägt. Die vollendete Seligkeit erhofft das Christentum erst im Jenseits in der steten Vereinigung mit Gott, im Diesseits erlangt es dieselbe nur in Momenten höchst gesteigerten Lebens. Der Seligkeit steht das Gefühl tiefstes Schmerzes über die völlige Hingebung an der Sünde gegenüber, das sich bis zur gänzlichen Zerknirschung steigert, wenn sich die Seele wie vernichtet fühlt. Die Seligkeit erscheint dem Christen als ein so hohes Gut, daß der Apostel sagt: „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern" (Phil. 2, 2).

[1]) Hierauf ist die zu weit gehende Behauptung Schleiermachers zurückzuführen, daß alle gesunden Empfindungen fromm seien.

[2]) Schleiermacher, welcher das hohe Verdienst hat, zu einer Zeit, da das Wesen der Religion bloß in toten Formeln, trockner utilitarischer Moral oder phantastischem Gepränge erblickt wurde, wieder die wahren Quellen der Frömmigkeit aufgedeckt zu haben, behauptet, die Frömmigkeit, rein für sich betrachtet, sei weder ein Wissen, noch ein Thun, sondern eine Bestimmtheit des Gefühls. Hierin ist er insofern zu weit gegangen, als die Frömmigkeit jedenfalls auch eine Gesinnung, damit aber auch eine Bestimmtheit des Denkens und Willens ist. Aber die Religion geht außerdem noch über die Erscheinungsformen der Frömmigkeit des Einzelnen hinaus, da sie zugleich eine bedeutende Organisation umfaßt.

[3]) Den Unterschied zwischen religiösen und sittlichen Gefühlen kann man unter anderen daran erkennen, daß die Reue zwar wohl ein religiöses, nicht aber

ein sittliches Gefühl ist. Dagegen kann es unter Umständen eine sittliche Pflicht sein, die aber von mangelhaften religiösen Anschauungen oft nicht anerkannt wird, sich von der Reue zu frischer Thätigkeit zu wenden. Auch die Seligkeit ist kein sittliches Gefühl, und kaum auch die Demut.

[4]) In hohem Maße vereinigen sich jene Gefühle im Christentum:

Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in einem Kranze,
Der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich. (Schiller.)
Gehorsam ist des Christen Schmuck. (Schiller.)

Man vgl. auch 1 Petri 5, 5 f. Phil. 2, 3. Ephes. 4, 2.

D. Das Willensvermögen.

§ 83. Allgemeines.

Wenn die Seele das, was auf sie wirkt, wahrgenommen, angeschaut und in ihr innerstes Heiligtum, das Gefühlsleben, aufgenommen hat, wird sie, zunächst unwillkürlich, dazu gedrängt, sich den anderen Gegenständen gegenüber als etwas Selbständiges, durch sich selbst Bewegtes zu behaupten und hinwiederum auf sie zu wirken: es ist dies die natürliche Reaktion (Gegenwirkung), gegen alle jene Wirkungen, denen sie als Ziel ausgesetzt ist. Das Vermögen hierzu besitzt sie in dem Willensvermögen, d. h. dem Vermögen, aus eigener innerer Kraft auf Grund von Empfindungen und Vorstellungen Ursache von Wirkungen an und außer sich zu sein.[1]) Es findet seinen kräftigsten Ausdruck in der Willensäußerung, namentlich im Handeln, durch welche die Seele äußere Wirkungen hervorbringt:[2]) so lange diese durch den Willen erst vorbereitet werden, bleibt derselbe nur ein innerer Wille, Willensregung.

Schon im Obigen ist angegeben, daß der Wille durch andere Vermögen angeregt wird. (Weiteres siehe in § 17, 58, 66. Teils dort, teils in § 57 ist auch entwickelt, wie der Wille seinerseits die anderen Geisteskräfte anregt). Hier möge u. a. noch daran erinnert werden, daß man, wie Goethe verschiedentlich hervorhebt, sich selbst durch Handeln am besten kennen lernt: ähnliches gilt von dem Kennenlernen anderer.

Der Wille erscheint zunächst sinnlich als Trieb, dann in sinnlich-geistiger Gestalt als Willkür, endlich als sittliche freie Selbstbestimmung.

[1]) Wenn z. B. ein Mensch, durch eine Menge anderer Menschen unwiderstehlich gedrängt, Ursache wird, daß ein anderer in einen Fluß stürzt und den Tod findet, so hat er dies nicht aus eigener innerer Kraft gethan, sondern durch

äußere Ursachen genötigt; er wird also auch, selbst vor Gericht, als ein solcher angesehn, der diese That nicht gewollt hat, und, falls er sich nicht Nachlässigkeit hat zu Schulden kommen lassen, für schuldlos erklärt.

Ehe aber ein Willensakt, eine *Handlung*, zustande kommt, muß die Seele manche Stadien durchlaufen, von denen das erste das *ist*, daß sie, bewußt oder unbewußt, die Richtung nach dem zu erreichenden Ziele einschlägt, sei es auch nur, indem sie von einem leisen Wunsch oder Triebe geleitet wird; dann regen sich vielleicht Wunsch und Begierde entschiedener; es findet eine Überlegung des Zwecks und der Mittel statt; endlich wird gewählt, ein fester Entschluß gefaßt und ausgeführt. Von diesem Standpunkt der Ausführung aus betrachtet gehören alle jene früheren Stadien zu einer einzigen Willenshandlung, und selbst die ersten derselben unterscheiden sich schon von dem, was bei der Pflanze vorkommt. Denn diese kann sich nicht aus eigener Ursache nach bestimmten Zielen wenden; sie kann wohl von Stufe zu Stufe Zielen zutreiben, die ihr durch Naturgesetze vorgeschrieben sind, also *Triebe* haben, aber diese werden nicht aus centralen Organen heraus, welche Empfindung und Bewegung leiten, bestimmt und gelenkt; es fehlt ihr an willkürlicher Bewegung.

Man kann hienach schon jene ersten vorbereitenden Bewegungen des Handelns zum *Willen*, als der eigentümlich animalischen Kraft, rechnen, und braucht dieses Wort im gewöhnlichen Leben oft genug so (wollen daher nicht nur gleich velle, sondern auch gleich cupere, in animo habere), daneben aber bezeichnet allerdings „*Wille*“ im engeren Sinne oft den festen Entschluß, mag er sich nun vor oder in der That kundgeben (vgl. § 90).

Die philosophische Darstellung kann jedenfalls „Wollen“ und „Wille“ in jenem allgemeineren Sinne, der durch die Definition des Willensvermögens bestimmt ist, nicht entbehren, wie sehr sie auch die Mangelhaftigkeit der Sprache beklagen mag. Denn es giebt kein Wort, welches die verschiedenen in diesem „Willensvermögen“ einheitlich zusammengefaßten Bewegungen der Seele besser bezeichnete.

Der Wille in diesem allgemeinen Sinne ist so unbedingt in jedem Augenblicke in der Seele thätig, daß man ihn neuerdings zum Teil als die eigene Erscheinungsform der Seele bezeichnet hat. Ja, Schopenhauer hat ihn sogar als innerstes Wesen alles Geschaffenen aufgefaßt. Dies letztere heißt nun einerseits Mißbrauch mit der Sprache treiben; andererseits ist damit wenig gewonnen, wenn man, die falsche Bezeichnung abstreifend, sagt, das innerste Wesen alles Geschaffenen sei Kraft. Und was den Menschen betrifft, so drängen sich doch der Seele unwillkürlich Gefühle auf, deren sie gern Herr werden möchte, ohne es doch zu können, und es treten auch in ihr unwillkürlich Anschauungen und Vorstellungen mit einem geringsten Maße innerer Zuwendung der Seele zu ihnen auf, so daß die Seele in solchen Augenblicken nur ein geringstes Maß von Willen, mehr nur einen negativ erkennbaren, zu haben scheint. Jedenfalls läßt sich aber in der Seele die Richtung auf das Wollen in der Geltendmachung des eigenen Selbst sehr deutlich von allen jenen Momenten unterscheiden, in denen sie dem Einflusse der äußeren Welt hingegeben ist oder nur in ihren Gefühlen oscilliert, und es besteht eine sehr große Verschiedenheit der Seelen darin, wie weit in

ihnen dieser (nach außen reagierende) Wille gegenüber den übrigen Geisteskräften entwickelt ist. Daher ist es durchaus berechtigt, das Willensvermögen als eigenes seelisches Vermögen hinzustellen. An sich hat auch jede leiseste Willensregung die Tendenz, als äußere Handlung abzuschließen. Selbst der in der Aufmerksamkeit, z. B. beim Zuhören, sich so leise bethätigende Wille bethätigt sich doch äußerlich durch die entsprechende äußere Aktion der Körperhaltung.

[2]) Das Resultat einer Handlung, d. h. einer Reihe von Bewegungen die auf ein innerlich von der Seele gesetztes Ziel hinarbeiten, ist zugleich von vielen äußeren mitwirkenden Umständen abhängig: es heißt That.

I. Der sinnlich bestimmte Wille.

§ 84. Der Trieb.

Der Wille erscheint zunächst rein durch das Sinnliche bestimmt und unterscheidet sich dann als Trieb von dem vegetativen Triebe nur durch die Fähigkeit der Ortsveränderung.

Vorbedingung für jede Willensbethätigung ist die Reflexbewegung (§ 11), die unmittelbare unbewußte Antwort auf eine durch sinnlichen Reiz erzeugte Erregung sensibler Nerven, ein Werk der motorischen Nerven, die von den Centralorganen gereizt werden, und der Muskel, in denen jene sich befinden. Die Reflexbewegung findet bei enthaupteten Tieren auch noch lange Zeit nach dem Tode statt, selbst an enthaupteten Menschen hat man sie bisweilen in grauenerregender Weise wahrgenommen: doch ist es durchaus unwahrscheinlich, daß solche Reflexbewegungen, deren Hauptsitz das Rückenmark ist, mit bewußter Empfindung verbunden sind.

Reflexbewegungen sind es auch, welche diejenigen Thätigkeiten des Körpers erzeugen, die von dem Willen ganz oder fast ganz unabhängig sind, also die Thätigkeiten der Ernährung, des Blutumlaufs, der Atmung, der Absonderung, Niesen u. a., ferner jene, die wenigstens meistens unwillkürlich eintreten z. B. Husten, Gähnen, Schluchzen, Lachen, Weinen, u. a.[1])

Die Reflexbewegung erzeugt eine dunkle Muskelempfindung, die zu fernerer Bewegung reizt. Ist so der menschliche Leib erst mit einzelnen Bewegungen vertrauter geworden, so genügt oft ein kleiner Anstoß, durch Empfindungen gegeben, um eine Reihe von unwillkürlichen Bewegungen auszulösen. So lernt das Kind allmählich, doch sicher, erst unbewußt, dann mit Hinzutritt des Bewußtseins eine Menge Bewegungen vollziehen, deren es zu seiner Selbsterhaltung bedarf, schreien, saugen,

ſchlucken, kauen, greifen, hantieren, gehen, Augen bewegen und ſchließen, ſprechen u. a.

Da nun die Seele, während ihres Lebens ein wahres perpetuum mobile, dieſe Exiſtenz nur durch Leben und Sichausleben erhalten und nur bei ſteter Veränderung des leiblichen Zuſtandes gedeihen kann, wird ſie unwillkürlich dahin *getrieben*, zunächſt mit Benutzung der Reflexbewegungen die zu ihrer Selbſterhaltung erforderlichen Thätigkeiten zu veranlaſſen: ſo bilden ſich in ihr *Triebe* aus. Man ſpricht daher von einem Selbſterhaltungstriebe, der ſich wieder in einen Nahrungs-, Bewegungs- und Verteidigungstrieb ſondern läßt, von einem Geſelligkeitstriebe, der aus dem Bedürfniſſe des Anſchluſſes an andere Menſchen, welche das eigene Leben fördern können, hervorgeht — bei manchen Tieren ſteht damit ein eigentümlicher Kunſttrieb in Verbindung — und Gattungstriebe. Selbſt die Liebe des Kindes zur Mutter (zum Teil auch die Liebe der Mutter zum Kinde) tritt anfangs, ſo lange das Kind Säugling iſt, in der Form des Triebes auf.

Sympathetiſche und *nachahmende* Triebe bewirken, daß man unwillkürlich die äußeren Bewegungen anderer aus Mitgefühl oder Nachbildungsluſt nachahmt. *Mitbewegende* Triebe ſetzen oft, wenn ein Teil eines Gliederpaares bewegt wird, das andere oder überhaupt bei Bewegung eines Muskels eine größere Muskelgruppe in Mitbewegung.[2])

Auch die geiſtige Thätigkeit erhält von der ſinnlichen Natur ihren erſten Antrieb, wie ſich in der Kindheit zeigt. Der Trieb, das Schöne zu geſtalten, entwickelt ſich, wie Schiller bemerkt hat, oft aus dem Spieltriebe der Kinder, Forſchungstrieb aus einem Entdeckungs-[3]) und Sammlungstriebe der Kinder, dem ſich auch wohl ein Erfindungstrieb beigeſellt. Thätigkeitstrieb aus einem Erwerbstriebe der Kinder, welcher oft zu bedenklichen Auswüchſen führt, ferner aus vielen Kampf- und anderen Spielen, ein ſittlicher Trieb aus der Neigung zur Aufſtellung und Beobachtung feſter, oft pedantiſcher Regeln beim Spiel; ſelbſt für einen religiöſen Trieb findet die ſinnige Mutter überraſchend früh Anknüpfungspunkte im Leben des Kindes, wenn es im Gefühl begangener Unart ſeinen Schmerz ausweinen oder ſich endlich ganz beruhigen möchte.

Indem der Trieb wiederholt dieſelben Bewegungen veranlaßt, erzeugt er allmählich *Fertigkeit*, d. h. die Fähigkeit gewiſſe Bewegungen ſicher und angemeſſen auszuführen, die doch erſt langſam erlernt ſind (wie z. B. das Gehen); ſind die auszuführenden Bewegungen an

ſich von nicht eben leichter Art, während ſie doch ſehr leicht ausgeführt werden, ſo wird die Feſtigkeit zur Geſchicklichkeit und, wenn in dieſer beſondere Beweglichkeit und Elaſticität der Glieder hervortritt zur Gewandtheit.

[1]). Man kann übrigens die meiſten unwillkürlichen doch nur zu Zeiten eintretenden Bewegungen unwillkürlich nachahmen z. B. Lachen, Weinen, Huſten Gähnen u. a., unter Umſtänden auch ſie bis zu einem gewiſſen Grade unterdrücken. Andererſeits kann jede willkürliche Bewegung bis zu ſolcher Sicherheit und Fertigkeit angeeignet werden, daß ſie zu einer faſt ganz unwillkürlichen wird, wie z. B. das Gehen, Herſagen von Auswendiggelerntem, Spielen erlernter Klavierſtücke u. a.

[2]) Es beruht gerade darauf zum großen Teil eine vollendet gute Körperhaltung, daß man ihn bei Ausführung einer Hauptbewegung bis zu vollkommen und unwillkürlich ſicherer und angemeſſener (harmoniſcher) Mitbewegung aller anliegenden oder in Beziehung ſtehenden Muskeln beherrſcht.

[3]) Dahin gehört oft auch der Zerſtörungstrieb der Kinder, welcher wiſſen will, was denn hinter dem Spielwerk verborgen iſt; in anderen Fällen geht er aus dem Bedürfnis einer Kraftbethätigung hervor. Zum Erfindungstriebe gehört das freie Zuſammenſtellen allerhand kleiner mechaniſcher Gebilde.

§ 85. Der Inſtinkt.

Der unbewußte unwillkürliche Trieb bewegt ſich oft, von ſinnlichen Empfindungen geleitet, mit ſolcher Sicherheit einem beſtimmten Ziele entgegen, daß es den Eindruck macht, als ob dies bewußter Weiſe angeſtrebt würde; ebenſo ſtreben verſchiedene Bewegungen, die an ſich mit Bewußtſein erfolgen könnten, infolge der ſchon erworbenen Fertigkeit, auf einen erſten Anſtoß hin unbewußt (§ 84, A. 1) nach einem beſtimmten Ziele hin: die Kraft ſo zu wirken nennt man Inſtinkt. Derſelbe erſcheint hiernach nur für den überall Zwecke ſuchenden Verſtand als etwas vom Triebe Verſchiedenes. Die Inſtinkthandlung iſt aber wohl von einer Handlung zu unterſcheiden, bei der ein nicht vollbewußtes Tier von einer beſtimmten Vorſtellung geleitet wird, z. B. ein Hund, der ſeinen Herrn am Rock zerrt, um ihn etwa zu einer Unglücksſtätte zu führen. Es iſt jedenfalls eine der irrigſten Anſchauungen der Tierwelt im ganzen, wenn man ihr nichts an geiſtiger Kraft zuerkennen will als Inſtinkt.

Der Inſtinkt iſt aber beſonders kräftig bei Tieren entwickelt, ſchon bei niederen, in denen er oft zu den wunderbarſten Schöpfungen, Bienenzellen, Termitenbauten, Raupengeſpinſten u. a., führt, die kein Menſch ſo fein und überlegt ausführen könnte. Unter den Menſchen

ist er namentlich bei Kindern und Frauen sehr ausgebildet, bei denen auch das Gefühl am stärksten entwickelt ist.

Der Instinkt wendet sich namentlich oft feindlich gegen alles, was das Leben bedroht oder ihm schädlich ist. Er wird dabei geleitet von Gemeingefühlen und von sinnlichen Einzelgefühlen, die durch lokale Reize erzeugt werden, und namentlich auch durch die Wirksamkeit der Sinne unterstützt, die in einer noch nicht hinlänglich aufgeklärten und nie ganz aufzuklärenden Weise die feinsten unbewußten Anregungen erhalten, aus deren Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit unmittelbar eine Art Urteil über Wert und Unwert der Dinge abgeleitet wird: so wirken namentlich Geruch, Geschmack (aber nicht immer § 25 und 26) und Gefühl, in manchen Fällen auch Gesicht und Gehör. So erwacht oft bei Kindern aus der wohlthuenden, den Sinn zu leichter und erquickender Thätigkeit anregenden Wirkung eines freundlichen Gesichts oder einer sanften, herzlich klingenden Stimme eine instinktive Zuneigung zu anderen Personen, wie aus entgegengesetzten Wirkungen eine Abneigung, ähnlich auch bei Erwachsenen, wo sie oft besser begründet ist, als eine auf bestimmte Gründe gestützte (§ 66 Anm. 3).

Indem sich der Instinkt der Zukunft zuwendet, läßt er sich oft von der Ahnung leiten, d. h. einer Vorausempfindung der Zukunft, die sich nicht auf bestimmte Gründe, sondern nur auf dunkle Gefühle stützt: ihr folgend meidet der Instinkt dann oft Schädliches, ja selbst Gefahren. Zuweilen nimmt die Seele dabei selbst Visionen, Träume und ähnliches zu Hilfe. Es ist klar, daß auch hierbei unbewußte Sinneseindrücke mitwirken, doch scheinen dabei Kräfte der Seele thätig zu sein, die noch nicht genügend erkannt sind, namentlich solche, die durch die allgemeine Natur der Nerven bedingt sind.

*) Der Instinkt spielt auch bei der Jugenderziehung eine ungemein wichtige Rolle. Denn vieles lernen die Kinder, namentlich in den frühesten Jahren instinktiv, namentlich infolge der Thätigkeit der nachahmenden Triebe, vor allem die Muttersprache (§ 86). Aber auch später werden sie oftmals mehr durch Gefühl und Instinkt, z. B. durch Sprachgefühl geleitet, als durch klares Bewußtsein. Sie gleichen dann allerdings Nachtwandlern: aber wie man diese nicht zur Unzeit wecken darf, so darf man auch die Fertigkeiten nicht zur Unzeit aus instinktiver Sicherheit zu bewußter Geschicklichkeit umwandeln. Sonst ereignet es sich häufig, daß der Instinkt den alten Dienst versagt und die neue Regel, weil noch nicht hinlänglich begriffen, nicht an seine Stelle treten kann. So ist es z. B. der Fall, wenn man Schüler zu früh eingehend über die Muttersprache reflektieren läßt, welche sie meist instinktiv bis zu einem gewissen, oft freilich mäßigen, Grade

handhaben, so auch, wenn Erwachsene zu früh mit den logischen Gesetzen bekannt gemacht werden.

„Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie essen und trinken, frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei."

(Mephistopheles in Goethes Faust.)

Wenn Schüler zuweilen auf Gebieten, in denen sie bisher sicher schienen, plötzlich unbegreifliche Unsicherheit zeigen, ist das ein Zeichen, daß Instinkt und Reflexion bei ihnen in Kampf geraten sind. Namentlich ist bei Ausübung aller mechanischen Fertigkeiten, aller Kunstübung, der Instinkt von großer Bedeutung und leitet in der Regel sicherer, als theoretische Bildung. Aber er läßt sich sehr wohl durch stetes Üben und Nachahmen zu immer sicherer Kraft entwickeln. Die wahre Kunst der Pädagogik besteht zum großen Teil darin, alles vorhandene Gefühl für das Richtige und Schöne, alle Ansätze zum Instinkt mit Vorteil auszunutzen und so lange sicher zu leiten, bis die Seele zu voller logischer Erkenntnis und bewußter Kunstübung hinlänglich befähigt ist.

§ 86. Gebärden und Sprache.

Wo in der äußeren Welt eine Wirkung durch den Willen des Einzelnen hervorgebracht werden soll, muß er dazu seinen Leib in Bewegung setzen. Da er aber oft auch die leibliche Hilfe anderer in Anspruch nehmen muß, so muß er diesen seine Absichten kund geben. Dazu dienen ihm die Gebärden und die Sprache (§ 42).

Die Gebärden sind besonders in der Tierwelt reich entwickelt, weil sie in dieser auch den Ersatz für die mangelnde Sprache bilden müssen; ja man hat sie wohl die Sprache der Tiere genannt, und es erfolgt die Kundgebung des eigenen Willens durch sie bei einzelnen Tieren allerdings mit außerordentlicher Klarheit und Sicherheit und ermöglicht sehr weit gehende Verständigung.*)

Bei den Menschen treten nun zwar die Gebärden, zu denen man auch den Gesichtsausdruck, so weit er leicht veränderlich ist, rechnen muß, gegen die Sprache mehr in den Hintergrund. Aber sie haben auch hier etwas sehr Sprechendes, indem sie entweder symbolisch andeuten oder demonstrativ hinweisen und sind zugleich oft von vollendeter Schönheit. Und zwar kann man im allgemeinen sagen, daß ein Körperteil, je freier beweglich er ist, desto entschiedener zum Ausdruck des Willens verwandt werden kann, wie namentlich die Hände, zum Teil auch die beweglichen Augen, je weniger frei beweglich er ist, um so mehr nur zum Ausdruck des Gemüts und einzelner Gefühle dient, wie das namentlich bei den Mienen der Fall ist, die, da sie nur nach gewissen Richtungen Beweg-

lichkeit zulaſſen und zuletzt feſte Formen annehmen, namentlich zu einem konſtanten Widerſchein des Gemüts werden: je lebhafter daher die Gefühle ſind, je reicher das Gemüt iſt, deſto ſchöner modeln ſich daher auch die Mienen, ſo weit ſie überhaupt zu modeln ſind, und namentlich in höherem Alter giebt ſich ein edles Gemüt durch beſonders feine und ebenmäßige Linien in den Mienen zu erkennen.

Aber den entſchiedenſten Ausdruck kann ſich die Seele nur durch die Sprache geben. Sie geht zuerſt weſentlich aus ſinnlichem Bedürfnis und dem Streben, dies kundzugeben hervor: das kann man täglich an Kindern wahrnehmen, deren erſte Laute und Worte größtenteils auf Dinge, die zur Befriedigung ihrer ſinnlichen Natur dienen, z. B. auf Nahrungsmittel, gerichtet ſind.

Die Gebärdenſprache und die Lautſprache gehen anfänglich entſchieden aus inſtinktiven Bewegungen der Kinder, namentlich nachahmenden, hervor, aber Schritt für Schritt bringt der Geiſt dieſe unwillkürlichen Bewegungen mehr in ſeine Gewalt, ſo daß er zuletzt über ſie vollkommen herrſcht, wenn er ſich auch faſt nie der Muskelanſtrengungen genau bewußt wird, deren er bedarf, um beſtimmte Gebärden, Laute und Worte zu erzeugen.

*) So bei einer Art von Ameiſen, welche nicht nur die Geſchäfte ſehr genau unter ſich verteilen, ſondern ſich auch als Haustiere eine Art Blattläuſe halten, die ſie reichlich füttern, um ſpäter von dem Saft, den ſie aus gewiſſen Organen entwickeln, zu zehren, bei Störchen, die wie beglaubigt ſcheint, eine Art Gericht über ungetreue Störche halten, bei Affen, Hunden, Elefanten und zahlreichen geſellig lebenden und bauenden Tieren.

II. Der Wille als Willkür (Wahlfreiheit).

a. Der ſubjektive Wille.

§ 87. Allgemeines.

Indem die Seele in ihrer Entwickelung auf Grund von Erfahrungen allmählich nach den zu verfolgenden Zielen durch Vorſtellungen hingeleitet wird, die ſie bald mehr bald weniger für ſich in Anſpruch nehmen, fühlt ſie ſich zwar zu einzelnen Gegenſtänden hingezogen, aber doch in ſo weit frei, als ſie zunächſt die Fähigkeit beſitzt, zwiſchen den verſchiedenen Vorſtellungen zu wählen. Dieſe Freiheit bethätigt der einzelne teils für ſich allein, teils, in Unterordnung unter ein gemeinſames Intereſſe, im Anſchluß an andere, die alle nach demſelben Ziele hin-

ſtreben. In jener Hinſicht bildet ſich ein *ſubjektiver Wille*, in dieſer ein *objektiver Wille*, Geſamtwille. Durch beide wird der *Charakter* des einzelnen beſtimmt.

Der ſubjektive Wille tritt namentlich in Form von Begierden, Leidenſchaften und zweckmäßigem Handeln auf.

§ 88. Die Begierden.

Begierden ſind Triebe, denen ſich eine Vorſtellung von dem Gegenſtande, auf den ſie gerichtet ſind, beigeſellt: ſofern ſie zwar mit ſinnlicher Kraft auftreten, aber auf ein geiſtiges Ziel gerichtet ſind, nennt man ſie beſſer *Begehrungen*.[1]) Sie ſind von dem Bewußtſein begleitet, daß ſie bis zu einem gewiſſen Grade unterdrückt werden können, und daß der behufs Stillung der Begierde erſtrebte Gegenſtand von dem Begehrenden bis zu gewiſſem Grade unabhängig iſt.[2]) Die Begierden verbinden ſich zunächſt mit einem Gefühle der Unluſt, der Nichtbefriedigung: je lebhafter ſie ſich aber ihren Gegenſtand vorſtellen, je mehr ſie ihn zu erreichen Hoffnung haben, deſto mehr werden ſie von einem Gefühl der Luſt begleitet, das in dem Genuß ſeine Befriedigung findet, während die Begierde als ſolche ihren Höhepunkt einige Zeit vor dem Genuß erreicht. Die Begierde wächſt durch die Vorſtellung des begehrten Gegenſtandes, wenn ihr nicht entſchiedener Widerſtand entgegen tritt, und zwingt oft die Seele wie mit unwiderſtehlicher Gewalt in eine beſtimmte Richtung hinein. Andererſeits kann man ihr, ſofern ſie doch von Vorſtellungen begleitet iſt, auch mit Vorſtellungen beikommen und entgegentreten, oft mit beſtem Erfolg.

[1]) Die *Neugierde* und *Wißbegierde* können daher, da ſie auf ein geiſtiges Gut gerichtet ſind, nicht wohl zu den Begierden, ſondern nur zu den Begehrungen gerechnet werden.

[2]) Sofern nämlich der Gegenſtand, durch den die Begierde befriedigt werden kann, vom Begehrenden ganz abhängig iſt, entſteht nicht Begierde ſondern Abſicht oder Entſchluß. Je ſchwerer jener Gegenſtand erreichbar iſt, deſto heftiger pflegt er oft die Begierde zu erregen: nitimur in vetitum.

§ 89. Die Neigungen und Leidenſchaften.

Indem der Wille wiederholt von Trieben und Begierden geleitet wird, erzeugt ſich in ihm allmählich eine *Gewohnheit* des Handelns, d. h. eine durch Wiederholung begründete Regelmäßigkeit in der Erzeugung gewiſſer Bewegungen und Handlungen. Dieſe Gewohnheit kann zuletzt mit der Macht einer Naturkraft wirken und wirklich, was man

im Menſchen als Natur, alſo als eine dem Bewußtſein und der Abſicht entzogene immer fortwirkende Kraft anſehen kann, entwickeln helfen: Consuetudo est altera natura.

Treten bei dem gewohnten Handeln einzelne Gegenſtände als ſolche auf, die den Willen dauernd auf ſich richten, ſo wendet ſich ihnen die Neigung zu, die immer von einem ſtärkeren oder ſchwächeren Gefühl oder Affekt begleitet iſt. Wenn dies Gefühl eine Sehnſucht (§ 72) iſt, ſo wird ſie zum Verlangen. Der Neigung ſteht die Abneigung, dem Verlangen das Widerſtreben gegenüber, das ſich mit Ekel verbinden kann (§ 76).

Die Neigung kann an ſich auf gute (förderliche) und ſchlechte (ſchädliche) Ziele gerichtet ſein. Wird ſie zum Hang, ſo wendet ſie ſich mit einſeitiger Stärke Zielen zu, die mindeſtens inſofern bedenklich ſind, als ſie die Seele übermäßig in Anſpruch nehmen, gewiſſe Begehrungen unwiderſtehlich entſtehen laſſen und der Seele ſomit die rechte Freiheit rauben.

Tritt der Hang mit ſolcher Gewalt ein, daß er für längere Zeit die Seele völlig beherrſcht und andere nach anderer Richtung hin zielende Vorſtellungen ganz zurückdrängt, ſo wird er zur Leidenſchaft.

Die Leidenſchaften, die ſich von den Affekten dadurch unterſcheiden, daß ſie dauernde Willensrichtungen ſind, während jene vorübergehende Gefühlserſchütterungen ſind, müſſen als Krankheiten der Seele angeſehen werden, die aber bald leichter bald ſchwerer ſind; manche können ſich mit Hinwendung zu den höchſten Zielen der Menſchheit verbinden, z. B. Liebe und Ehrgeiz. Sie ſind zuweilen von ganz außerordentlicher Stärke, wenn in ihnen die Seele nur auf ein Ziel mit Ausſchluß alles anderen gerichtet iſt. Sie haben demgemäß oft die allergrößten, zum Teil auch ſehr gute Wirkungen hervorgebracht. Da ſie aber mit Mangel an Selbſtbeherrſchung verbunden ſind, ſo haben ſie auch viel Unheil angerichtet.[1]) Sie werden, je nach Umſtänden, befördert durch körperliche Dispoſition (die mit den Lebensaltern wechſeln kann), Unwiſſenheit und Mangel an Bildung, zügelloſe Phantaſie, Vorwalten ſtarker Affekte[2]) und Mangel an ſittlicher Energie. Beſonders beachtenswert und von Dichtern und andern Darſtellern der Leidenſchaften zu allen Zeiten geſchickt benutzt iſt der Umſtand, daß die Leidenſchaften, weil ſie alle Kräfte anregen, dem Geiſt mannigfach Schwingen zu leihen ſcheinen. Sie ſind z. B. ſcharfſinnig, greifen zu ſophiſtiſchen und rhetoriſchen Künſten, reden in hochfliegenden Bildern oder in kühner, erhabener

Dunkelheit oder in Gedankensprüngen und fesseln durch ihre Wärme oft Sinn und Aufmerksamkeit im höchsten Maße: aber Leidenschaftliche können andern gegenüber auch oft nicht verbergen, daß sie gegen sie rücksichtslos, gleichgiltig und selbst stumpfsinnig sind und an großer Unregelmäßigkeit des Lebensverlaufs leiden.

Die Leidenschaft ist in ihrem ganzen Verlauf von keinem Dichter geistvoller dargestellt, als von Shakespeare.

Hervorragende Leidenschaften sind: Liebe und Eifersucht, Habsucht und Ehrgeiz,[3]) Herrschsucht, Genußsucht, Rachsucht, Selbstsucht.[4])

[1]) Die Leidenschaften sind unter einander sehr verschieden, so daß man mit Recht von edleren und schlimmeren Leidenschaften spricht; die letzteren wirken namentlich deshalb oft so verhängnisvoll, weil jede einzelne derselben wieder eine Reihe anderer hervorruft.

[2]) Aus manchen Affekten entwickeln sich oft Leidenschaften, z. B. aus der Liebe als Affekt die Liebe als Leidenschaft, aus Haß Rachsucht, aus Selbstgefühl Selbstsucht, aus irre geleitetem Ehrgefühl Ehrsucht.

[3]) Bei Horaz werden fast immer avaritia und ambitio zusammen gegeißelt z. B. Sat. 1, 4. 26; 2, 3. 78; Ep. 1, 1. 33—37 u. s. w. und sind Haupttypen der Leidenschaften jener Zeit.

[4]) Selbstsucht ist die Sucht, die eigenen Interessen überall, auch mit Verletzung anderer geltend zu machen. Andere Leidenschaften sind Trunk-, Spiel-, Gefall-, Putzsucht, Hoffart, Scheel-, Tadel-, Schmäh-, Streit- (Prozeß-)sucht, Lesewut. Überhaupt kann jedes Streben, wenn es zu hitzig betrieben wird, zu einer Leidenschaft werden, und es giebt daher so viele Leidenschaften wie Ziele des Strebens. Insani sapiens nomen ferat, aequus iniqui, Ultra quam satis est, virtutem si petat ipsam. Hor. Ep. I, 6, 15 f. Manche Leidenschaften sind vorzugsweise auf das Sinnliche, andere auf Geistiges, noch andere auf beides zugleich gerichtet.

§ 90. Der zweckmäßig handelnde Wille.

Frühzeitig macht die Seele die Erfahrung, daß manche Begierden und Leidenschaften, rücksichtslos befriedigt, nicht zu reinem Genusse führen, daß vielmehr auf den Genuß oft ein bitterer Nachgeschmack folgt, teils weil Körper oder Seele durch Mangel an Besonnenheit im Genießen auf kürzere oder längere Zeit Schaden genommen haben, teils, weil andere, durch rücksichtslose Befriedigung des eigenen Willens verletzt, entweder feindselige Gesinnung gegen den Schädiger hegen oder gar auf dem Wege der Gewalt oder ihrer sonst überlegenen Kraft oder des Rechts ihrerseits den Schädiger kränken. So lernt die Seele zwischen dem, was zweckmäßig ist, d. h. möglichst lange Befriedigung und Förderung herbeiführt, und dem, was mehr nur für den Augenblick

förderlich wirkt, also verhältnismäßig als unzweckmäßig anzusehen ist, unterscheiden. Nicht immer entscheidet sie sich für das Förderliche, da sie zu Zeiten zu stark von Begierden und Leidenschaften beherrscht wird; je mehr Erfahrungen sie aber sammelt, desto mehr drängt sich ihr die Überzeugung auf, daß sie, wenn sie ihr eigenes Interesse fördern will, nach Rücksichten der Zweckmäßigkeit zu handeln hat, und tritt daher, wenn sie dies, durch ihre Unfreiheit gezwungen, versäumt, mit sich selbst in Widerspruch, der sich offener als Reue, verdeckter als quälende Unruhe und Zerfallensein mit sich selbst zu erkennen giebt.

Um zwischen Verschiedenem, was zweckmäßig scheint, zu entscheiden, bedarf es sorglicher Abwägung, die vor allem durch Klugheit, d. h. richtige Erkenntnis der Wirkung der einzelnen Dinge und geschickte Beachtung derselben im eigenen Handeln, vor allem also auch der Mittel, die bestimmten Zwecke zu erreichen geeignet sind. Erst da, wo man nicht nur einen bestimmten Zweck im Auge hat, sondern auch die dazu führenden Mittel zu ergreifen entschlossen ist, kann von einem entschiedenen Willen im engeren Sinne des Wortes die Rede sein.*) Je mehr sich jemand über die von ihm zu erstrebenden Zwecke und die zu ihnen führenden Mittel klar wird und diejenigen, welche er anwenden will, fest bestimmt, desto mehr wird er festen Grundsätzen folgen.

Eine Begehrung, die sich dessen bewußt ist, daß sie jedenfalls zunächst nicht die zum begehrten Zweck führenden Mittel in Anwendung bringen kann, heißt Wunsch; ist die Unmöglichkeit der Anwendung jener Mittel klar erkannt, so heißt der Wunsch frommer Wunsch.

*) Vgl. § 83, 1. Ein Beispiel möge die zwei Hauptbedeutungen von „Wollen" klar machen. Wenn es Röm. 7, 18 heißt: „Wollen (griech. θέλειν) habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht", so ist hier mit dem „Wollen" etwas ganz anderes gemeint, als wenn man von jemand sagt: „Er hat lange geschwankt, jetzt aber will er, um einen Prozeß zu vermeiden, das Erforderliche zahlen."

b. Der objektive Wille.

§ 91. Allgemeines.

Wenn jeder nur das Ziel, das ihm durch seine Lust und die Rücksicht auf seinen Vorteil gesteckt wird, verfolgen wollte, so würde daraus, da sich bald der Wille verschiedener auf dasselbe richten müßte, das jeder sich anmaßen wollte, ein bellum omnium contra omnes hervorgehen. Wenn sich hingegen der einzelne um der anderen willen

einschränkt und mit ihnen verbindet, so wird er dann seine beschränkte Absicht viel eher durchsetzen.

Daher liegt es tief im Menschen begründet, sich an andere anzuschließen, er ist ein ζῷον πολιτικόν, ein geselliges Wesen (Arist. de re publ. 1, 2). Indem nun mehrere Menschen sich zu besonderen Kreisen zusammenschließen, müssen sie innerhalb derselben bestimmte Ordnungen befolgen, welche das Handeln regeln. Diese sich allmählich entwickelnden Ordnungen werden in ihrer einfachsten Form Sitten*) genannt und darnach die Gemeinschaften, in denen sie gelten, sittliche. Selbst vor dem Recht werden solche Gemeinschaften oft als moralische Personen, d. h. solche die einen Gesamtwillen haben und rechtlich zum Ausdruck bringen können, anerkannt. Es sind namentlich 1) Familie, 2) Staat, 3) religiöse Gemeinschaft (Kirche), 4) einige Kreise der Gesellschaft.

*) „Sitte" steht nicht in Verbindung mit „setzen" (ist also nicht „Gesetz"), sondern mit ἔθος = Gewohnheit; sie unterscheidet sich von dieser nur insofern, als sie völlig feststeht, für mehrere, namentlich im Privatleben, gilt und sich immer auf das bewußte Handeln bezieht, während die Gewohnheit sich oft im unbewußten Handeln des einzelnen am stärksten zeigt, fließender ist und als etwas für mehrere Feststehendes nur da angesehen wird, wo sie ausdrücklich als solche anerkannt wird: dort giebt es sogar ein Gewohnheitsrecht.

§ 92. Familie und Sippe.

Der einfachste sittliche Kreis ist die durch die Ehe begründete Familie.

Die Ehe beruht zunächst auf natürlichen Verhältnissen und inniger Lebensgemeinschaft, welche die Quelle sehr starker Gefühle sind: Gatten- und Elternliebe haben von jeher, wie sie schon in der Tierwelt in teils rührender, teils furchtbar schreckender Weise zum Ausdruck gelangen, zu den mächtigsten Erregungen des gesamten Gefühlslebens geführt. Wo aber staatliche Ordnungen oder ihnen ähnliche eingetreten sind, beruht die Ehe zugleich auf sehr ausgeprägten rechtlichen Ordnungen. Ihre höchste Weihe erhält sie durch die Religion.

Aus Familien entstehen, wenn die Kinder wieder Ehen eingehen, Sippen, Gruppen von Blutsverwandten, Geschlechter, Stämme, Völker.*) Je reicher und fester sich in ihnen das Leben einer großen Anzahl von Menschen entwickelt, desto mehr nimmt es den Charakter jener Lebensordnung an, die man die patriarchalische nennt, wie eine solche vor allem bei den alten Juden, Griechen und Römern in ältester Zeit zu finden war.

Allmählich lockern sich dann die Bande der Blutsverwandtschaft mit ihrer immer größeren Ausbreitung. Die patriarchalische Ordnung bildet sich allmählich zu einer staatlichen um; die Sitte nimmt den Charakter des Rechts an; die Geschlechter und Stämme erhalten topische und politische Bedeutung (Kleisthenes!) und bestehen nicht mehr nur aus Blutsverwandten, wenn auch die Blutsverwandtschaft noch immer eine große Rolle spielt.

So entstehen Staaten aus Familien, wenn dies auch nicht immer der Fall ist.

*) Bei den alten Griechen: *οἶκος, γένος, φρατρία, φυλή* bez. *δῆμος*, bei den Römern: familia, gens, curia, tribus.

§ 93. Der Staat.

Der Staat ist eine auf einem bestimmten Gebiet geschichtlich entstandene, selbständig handelnde Vereinigung eines Stammes, Volkes oder mehrerer Völker, deren Zweck die Sicherung und Entwickelung eines glücklichen und angemessenen Lebens ist.[1]) Im einzelnen wird dieser Zweck erreicht durch a) Sicherung der Staatsangehörigen nach außen (bez. durch Krieg und Völkerrecht), b) Sicherung der Ordnung im Innern, namentlich durch Recht (vgl. § 81 Rechtsgefühl) und Verwaltung, c) Förderung der materiellen Kultur, bei der namentlich Bodenkultur (einschl. des Bergbaus), Handel, Verkehr (einschl. der Schiffahrt) und Gewerbe (Industrie) in Betracht kommt, und der geistigen Kultur, die sich namentlich in Kunst, Wissenschaft, Religion und socialem Leben zu erkennen giebt.

Diese Ziele verfolgt aber nur der entwickelte Staat; viele Staaten nähern sich diesem Ziel nur in geringem Maße; daneben giebt es Völker, bei denen man nur Anfänge staatliches Lebens findet.

Ein großer und blühender Kulturstaat stellt die stärkste sittliche organisierte Macht auf Erden dar. Es beruht dies auf seiner umfassenden Aufgabe und den reichen ihm zu Gebot stehenden Mitteln, die freilich in schlechten Händen auch den schnödesten und verderblichsten Mißbrauch gestatten. Wenn sich aber zum Teil Hierarchieen und Theokratieen, Kirchen und religiöse Gemeinschaften mächtiger gezeigt haben als einzelne Staaten, so ist dies nur geschehen, weil sie selbst staatliche Formen angenommen haben; oft sind ihre Zwecke auch durch die Ohnmacht der gegenüberstehenden Staaten gefördert worden.

Da durch den Staat die umfassendste Lebensordnung dargestellt wird, und da auch die Freiheit des Einzelnen um so reicher wird, je mehr Rechte er erhält,[2]) so kann man kurz auch den Staat als Versuch der Organisation der Freiheit durch Ordnung (Gesetz) bei einem bestimmten Volke auf bestimmten Gebiete bezeichnen. Je einseitiger hierbei das Gesetz betont wird, desto despotischer wird der Staat (mögen nun einer, einzelne oder eine Versammlung wie weiland der französische National-Konvent den Despotismus ausüben), je einseitiger das Moment der Freiheit betont wird, desto schwächer wird der Staat, desto mehr neigt er zur Anarchie.

Die Staatengeschichte ist die Geschichte der Organisation der menschlichen Freiheit durch Gesetz im Völkerleben. Es überwiegt in ihr teils das Streben nach Freiheit, teils das nach Ordnung, aber Zug um Zug entwickelt sich die Menschheit zu höheren Zielen.[3])

[1]) *Τέλος μὲν οὖν πόλεως τὸ εὖ ζῆν . . . πόλις δὲ ἡ γενῶν καὶ κωμῶν κοινωνία ζωῆς τελείας καὶ αὐτάρκους· τοῦτο δ' ἐστίν, ὡς φαμέν, τὸ ζῆν εὐδαιμόνως καὶ καλῶς* (Arist. de re publ. 3, 9). Geschichtlich entstanden ist aber jeder einzelne Staat und daher nie thatsächlich aus einem reinem Vertrage der Staatsgenossen hervorgegangen, wie vieles auch durch Vertrag (Konstitution) geordnet sein mag.

[2]) „Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben". (Goethe.)

[3]) So folgt dem Individualismus der ersten patriachalischen Ordnungen im Orient (Juden!) der Despotismus der orientalischen Weltreiche, dem Individualismus der Hellenen mit ihrer Kalokagathie das alles beherrschende Römerreich, dem Individualismus der christlichen Gemeinden und germanischen Völkerstämme die alles beherrschende katholische (*καθόλου* = allgemeine) Kirche. Nachdem die Gewissen der Einzelnen durch die Reformation befreit waren und die große abendländische Völkerfamilie in eine Reihe einzelner Staaten und Gemeinwesen erfolgt war, wobei auch die Bildung und Hebung ganz oder halb freier Städte neuen Aufschwung erhielt, trat das Zeitalter der absoluten Monarchie und des aufgeklärten Despotismus ein, dem in neuester Zeit mannigfach konstitutionelle Monarchieen und Bundesstaaten gefolgt sind.

§ 94. Die religiöse Gemeinschaft.

Diejenigen, welche gleiche religiöse Anschauungen und Gesinnungen hegen, schließen sich nicht immer zu besonderen sittlichen Kreisen zusammen. So war im Altertum die Religion wesentlich Sache des Staats, und, wenn Rom, als es immer weiter siegreich vordrang, bei den Unterworfenen immer neue Götter vorfand, so half es sich damit, daß es diese unter seine Götter aufnahm.

Erst durch das Christentum hat die Religion die nationale Schranke vollständig überwinden gelernt. Als es erschien, empfanden seine Bekenner das Bedürfnis, sich zu besonderen Lebenskreisen zusammen zu schließen, es bildete sich eine allgemeine Kirche, aus der später einzelne Kirchen und Konfessionen (Denominationen) hervorgegangen sind. Als die römisch-katholische Kirche im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, war sie ein das ganze christliche Abendland beherrschender sittlicher Kreis. Als sie aber durch die Reformation ihre alte Macht einbüßte, bildeten sich religiöse Gemeinschaften, die über den einzelnen Staat hinausgingen und im einzelnen Staat nicht alle ihre Mitglieder umfaßten, bis endlich in neuester Zeit meistens Religionsfreiheit eingeführt ist. Ähnlich haben auch die großen orientalischen Religionen (Mohammedanismus und Buddhismus) die nationale Schranke völlig überwunden.

Wo religiöse Gemeinschaften eine bedeutende Macht erlangt haben, da haben sie fast immer auch den Versuch gemacht, das Handeln der Menschen nach ihren Grundsätzen kräftig auch im einzelnen nach äußeren Bestimmungen zu ordnen und sind somit, zumal sie auch straffer Organisation bedurften, umfassende sittliche Kreise geworden. Jene Kirche, die einst unter allen die höchste Macht erworben hat, die katholische des Mittelalters, ging von der Überzeugung aus, daß die Religion das für das menschliche Leben wichtigste sei, und daß darum der Klerus, der zur Organisation der Kirche und zur Verwaltung ihrer Güter auserwählte Stand, aller menschlichen Thätigkeit möglichst nach den Grundsätzen der Kirche die Wege zu bestimmen und sie zu leiten, darum auch zu herrschen habe, selbst über den Staat. Im Gegensatze dazu will der Protestantismus namentlich innerlich auf seine Mitglieder wirken, von denen er vor allem den Glauben (§ 52; 82, 1) verlangt; seine weitest vorgeschrittenen Denominationen (Wiedertäufer, Quäker u. a.) wollen mit dem Staate möglichst wenig zu schaffen haben, während sie allerdings die Thätigkeit ihrer Mitglieder in mancher, oft sehr einengender Weise nach festen Grundsätzen ordnen.

Es ist das Wesen des modernen Staates, daß er auf manchen sittlichen Gebieten neben der Kirche ordnend waltet und selbst der äußeren Ordnung der Kirche bestimmte Schranken setzt, denn er schreibt sich mit Recht ein jus circa sacra zu. Überhaupt wird der Staat immer, wo es sich um die äußere Ordnung des sittlichen Lebens handelt, in erster Reihe in Betracht kommen. Wo es sich aber um die Gesinnung

handelt, aus welcher die Handlungen hervorgehen, also auch um Werke der Liebe, die nur bei starker religiöser Hingebung und Aufopferung recht gedeihen können, da wird meist die religiöse Gemeinschaft von höherer Bedeutung sein als der Staat.

§ 95. Die Gesellschaft.

Im klassischen Altertum ging fast das gesamte sittliche Leben im Leben des Staates auf. Wie die Religion galt auch die Ehe im wesentlichen als staatliche Einrichtung, während sie im Mittelalter und in der Neuzeit lange vorwiegend als kirchliche Institution gegolten hat, und stand mit dem Staate in engerer Verbindung als jetzt. So ging das gesamte Leben und Sinnen der Staatsgenossen wenig über den Staat hinaus, dem sie angehörten; in ihm, bez. ihrem aus mehreren gleichen Staaten solcher Art bestehenden Volke, sahen sie alles verkörpert, wonach zu streben des Lebens wert wäre. Die Griechen bezeichneten alle Völker außer ihnen als *βάρβαροι*: jeder Grieche und Römer fühlte sich tief unglücklich, wenn er seinem Vaterlande längere Zeit fern bleiben mußte, während jetzt Jahre lang, ja ihr Leben lang, Menschen sehr glücklich in der Fremde fern vom Vaterlande leben. Außerhalb des Staats gab es im Altertum nur unbedeutende Vereinigungen.

Dies hat sich geändert. Im Mittelalter wurde der Staat durch die Übermacht der Kirche entwertet, in der sich wieder eine Menge von Genossenschaften (Orden, Kapitel u. a.) bildeten: bei dem starken Individualismus der Germanen schlossen sich auch im Staate die einzelnen Kreise, namentlich die Berufsarten und Stände (Zünfte, Innungen und Korporationen mannigfacher Art), zumal sie vom Staat wenig Schutz erhielten, zu festen Verbänden mit oft sehr peinlich entwickelten Regeln zusammen. Es galt ein jeder fast nur durch Zugehörigkeit zu einem bestimmten Stand. Als dann der Staat wieder zu größerer Macht gelangte, waren die Einzelinteressen der Menschen in Bezug auf materielle und geistige Kultur so mächtig geworden, daß sie nicht mehr genügend vom Staate gewahrt werden konnten. Sie wurden also durch mancherlei Gesellschaften gepflegt, die sich, je reicher das Leben wurde, immer weiter entwickelten, namentlich seit etwa einem Jahrhundert. Die Gesamtheit derselben oder besser die Menschheit, sofern sie solche Genossenschaften bildet oder zu bilden bereit ist, nennt man nach neuerem Sprachgebrauch auch die Gesellschaft.

Die einzelnen Genossenschaften (Associationen) unterscheiden sich vom Staat nicht nur durch ihre weit geringere Macht, sondern auch dadurch, daß sie nur ein bestimmtes einseitiges Interesse verfolgen, von örtlichem Zusammenleben meist unabhängig sind und nicht in dem Maße wie der Staat geschichtlich geworden sind, sondern großenteils auf einem Gesellschaftsvertrage beruhen, der sich weit eher abändern läßt als eine Staatsform. Solche Genossenschaften bilden sich nun namentlich 1. unter Berufsgenossen behufs Förderung der Zwecke ihres Berufs; 2. Erwerbsgenossen behufs Erwerbung größerer Güter durch Beschaffung reicherer Mittel, wie sie der einzelne nicht leicht aufbringen kann; 3. Unterstützungsgenossen, Menschen, die, in ähnlicher Lebenslage, vielleicht in bedrängter, befindlich, sich für die Zeit der Not gewisse gegenseitige Unterstützung sichern; 4. Wohlthätigkeitsgenossen, Menschen, die von verwandter sittlicher oder religiöser Überzeugung ausgehend werkthätig für das Wohl der Menschheit schaffen wollen; 5. Parteigenossen, Menschen, die innerhalb des Staats- oder religiösen Lebens bestimmten Parteien angehören und für diese etwas schaffen wollen; 6. Menschen, die sich zu angemessener und reicher Ausstattung ihrer geselligen Genüsse und Erholungen verbinden.

Je mehr aber solche Verbindungen nur einseitige Interessen verfolgen, je lockerer das Band ist, das in ihnen die einzelnen verbindet, desto mehr tritt in ihnen das sittliche Moment zurück, das bei einzelnen fast verschwindet.

c. Der Charakter.

§ 96.

Indem der Mensch teils seinen Vorstellungen folgt, wenn er sich für ein bestimmtes Handeln entscheidet, teils dem Zuge folgt, von welchem er unbewußt dahin gerissen wird, und sich namentlich, mehr oder weniger stark, an die sittlichen Kreise anlehnt, denen er angehört, bildet sich in ihm eine bestimmte Richtung seines Willens nach bestimmten Zielen hin aus. Die Gewohnheit des Wollens und Handelns in bestimmter Richtung nennt man Charakter. Die Gesamtheit der Grundsätze, von denen sich der Charakter leiten läßt, heißt Gesinnung.

Das Wort Charakter ist also neutral: man spricht von gutem und bösem Charakter. Da aber eine feste Richtung nach bestimmten Zielen hin vorwiegend nur bei denen hervortritt, die bis zu einem gewissen

Grade auf Grund sittlicher Anschauungen mit sich selbst einig sind, so versteht man bisweilen unter einem Charakter schlechthin einen Menschen, der mit Energie in eigenartiger Weise bestimmte, namentlich sittliche Ziele verfolgt. Freilich giebt es manche große Männer, in deren Charakter sich viele Makel finden:[1]) wenn man ihnen aber starken Charakter zuerkennt oder sie Männer von Charakter nennt, wird man bei ihnen wenigstens einige sittliche Eigenschaften namentlich Selbstbeherrschung oder Energie bis zu einer Vollendung ausgeprägt finden, die sonst selten ist und jene anderen Mängel wenigstens zurücktreten läßt, zumal wenn man bedenkt, daß sie oft in wilden Zeiten gelebt haben.[2])

Eine Verzerrung des Charakters zeigt sich im Eigensinn und der Halsstarrigkeit, die sich ohne genügende Erwägung von Gründen oder selbst wider bessere Einsicht einem bestimmten Ziele mit aller Energie zuwenden, nur um nicht schwach zu erscheinen: der erstere bezieht sich dabei mehr auf die Gesinnung, der letztere mehr auf die Thätigkeit.

Charakterlos ist, wer in seinem Wirken keine bestimmte Richtung festhält (Weislingen in Goethes Götz); einen schwachen Charakter besitzt, wer sich leicht von der gewohnten Richtung des Handelns abbringen läßt. Auch edle und große Naturen können in ihrem Charakter manches Schwankende haben, wenn die Umstände von der Art sind, daß sie eine Entscheidung schwer machen, während sie doch die größten Wirkungen zu erzeugen befähigt und gewillt sind (Wallenstein!), oder wenn sie ihre Natur mehr zur Betrachtung als zum Handeln drängt (Shakespeares Hamlet).[3])

Auf die Entwickelung des Charakters haben namentlich drei Umstände Einfluß: 1. Die eigene leibliche und geistige Anlage. Ein kräftiger Körper, namentlich Muskel- und Nervenkraft, begünstigt, wie die Entwickelung von Mut, Beständigkeit und Energie, auch die des Charakters. Großes Interesse an Kunst und Wissenschaft kann oft von kräftigem Handeln abziehn: daher sind oft Künstler und Gelehrte schwache Charaktere gewesen (Tasso, Baco von Verulam). Stärke des Gefühls hilft dagegen oft die stärksten Charaktere bilden: daher findet man unter den religiös erregten Männern oft die größten Helden und Charakterköpfe (die Makkabäer, Luther!). 2. Äußere Verhältnisse mancherlei Art, Zeit und Ort, Nationalität, Klima, Diät, Erziehung, Lektüre, Umgang. 3. Die eigenen Handlungen zumal in einem

bewegten Leben, „in dem Strom der Welt.“ In dieser Hinsicht sind namentlich nach zwei verschiedenen Seiten Worte des Dichters bezeichnend „Es wächst der Mensch mit seinen größ'ren Zwecken“ und „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Jede Handlung entbindet durch das Heraustreten des bis dahin innerlichen Willens in die Außenwelt eine Kraft, die ebenso wenig zurückgenommen werden kann, wie die abgelaufene Zeit und die in ihr erfolgte Wirkung einer physischen Kraft.

Was vom Charakter der einzelnen gilt, läßt sich auch auf den der Völker übertragen. Auch er wird bestimmt durch die ursprüngliche nicht weiter erklärbare physische und geistige Anlage, ferner durch manche äußere Verhältnisse, namentlich die der Länder, in denen sie wohnen; und durch die eigenen Thaten. Dabei kann im allgemeinen gesagt werden, daß der Charakter eines Volkes im Laufe der Geschichte, so lange, als es nicht in sehr lebhaften Verkehr mit anderen tritt, sondern sich mehr national isoliert, sich immer mehr differenziert,[4]) immer individueller wird: bei lebhafterem Verkehr der Nationen wie er gegenwärtig stattfindet, schleifen sich dagegen die Charaktere mehr ab und gleichen sich unter einander aus.

Aber auch in anderen sittlichen Gemeinschaften, Familien, Geschlechtern, einzelnen Genossenschaften, namentlich aber religiösen Gemeinschaften prägt sich allmählich unter ähnlichen Einflüssen ein sehr entschiedener Charakter aus; bei den letzteren ist er freilich nach den einzelnen Ländern noch wieder ein sehr verschiedener.

[1]) Man denke z. B. an Männer wie Peter d. Gr., Karl XII., der freilich zuletzt ganz halsstarrig wurde, Friedrich Wilhelm I., Oliver Cromwell. Selbst in Männern, die wahre Völkergeißeln gewesen sind, wie Attila und Timur Lenk, und in moralischen Bösewichtern wie Richard III. von England, kann man doch hohe sittliche Eigenschaften, durch welche sie über ihre Zeitgenossen hervorragten, nicht verkennen.

[2]) Wenn aber ein Mensch, wie gewaltig auch seine Stellung sein mag, zu manchen kleinlichen Mitteln greift, eines energischen Strebens nach einem hohen idealen Ziele ermangelt und mit seinen Geistesgaben, mögen sie auch ganz außerordentlich sein, nur ein rastloses seinen Ehrgeiz befriedigendes Ziel treibt, so trägt man Bedenken, ihn einen Mann von Charakter zu nennen. Dies dürfte selbst auf Napoleon Bonaparte Anwendung finden.

[3]) Zuweilen braucht man das Wort „Charakter“ auch in noch allgemeinerem Sinn, indem man darunter bei jeder Person die gesamte Art ihres Handelns versteht. In diesem Sinne gilt das Oxymoron, daß der Charakter mancher Menschen in ihrer Charakterlosigkeit besteht. — Der größte Meister in der Zeichnung ausgeprägter Charaktere ist Shakespeare.

*) Weil namentlich die Thaten einem Volke eine so ausgeprägte Eigenart verleihen, scheint es mitunter in einem späteren Stadium der Entwickelung, als ob es schon von vorn herein mit so entschiedenem Charakter in seine geschichtliche Zeit eingetreten sein müsse. Diese Rückspiegelung der späteren Zeit in die frühere ist namentlich in Livius' Darstellung der römischen Geschichte nicht zu verkennen.

E. Die freie sittliche Selbstbestimmung.

§ 97. Das Wesen der Sittlichkeit.

Wenn sich der Mensch vom Einzelnen zum Allgemeinen, vom Sinnlichen zum rein Geistigen erhebt, empfindet er in sich das Streben, auch sein Handeln nach festen allgemeinen Grundsätzen zu regeln.

Eine dunkle Regung so zu handeln, namentlich aber nicht etwas Unsittliches, Unrechtes zu thun, spürt er in sich von Anbeginn an: das ruft ihm die Stimme seines Gewissens zu, wie einst dem Sokrates sein *δαιμόνιον*.

Indessen kommt der Mensch in späterer Zeit, nach gereifterer Erfahrung, wenn er auf dem Wege der Religion oder Philosophie dazu gelangt, sich Rechenschaft über sein Verhältnis zu Gott und Welt abzulegen, zu der Überzeugung, daß es nicht der rechte Weg zum wahrhaft sittlichen Handeln ist, wenn man, wie Plato sagt, Lust gegen Lust, Schmerz gegen Schmerz, Furcht gegen Furcht und Größeres gegen Kleineres wie Münzen austauscht, sondern daß es nur eine rechte Münze giebt, für die man alles dahin geben muß und der alles zugehört, die sittliche Einsicht und das wahrhaft sittliche mit Einsicht verbundene Handeln, dem gegenüber alle einsichtslose sogenannte Sittlichkeit nur Blendwerk, knechtisches Treiben, ungesund und ohne Wahrheit ist (Pl. Phaed. 68 A. B.). Wie weit man aber auch in dieser wahren Sittlichkeit vorschreiten mag, so erreicht man doch sein Ziel nie völlig, sondern kommt ihm immer nur näher.

Es fragt sich nun, welches der oberste Grundsatz dieses Handelns sei.

Einen guten Fingerzeig dafür geben schon die Worte Matth. 7, 12: „Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen." Ähnlich, doch schärfer gefaßt, wird der oberste Grundsatz der Moral von Kant: „Handle so, daß die Maxime (subjektive Regel) deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetz-

gebung gelten kann. Dieser Grundsatz ist nun gewiß richtig,[1]) aber wie auch Kant selbst sagt, nur formal: er besagt nur, daß alles wahrhaft sittliche Handeln nach Gesetzen erfolgen muß, die für alle Menschen gleiche Geltung haben sollen, aber er bezieht sich nicht auf das Wesen des sittlichen Handelns. Dies ist also noch zu bestimmen.

Man will dies nun darin finden, daß das Handeln immer unbedingt frei sein solle. Und gewiß ist hiermit eine richtige Eigenschaft des sittlichen Handelns und eine durchaus für dasselbe zu erfüllende Forderung aufgestellt. Wer sittlich handeln will, muß doch zunächst seines Willens sicher sein und Selbstbeherrschung besitzen; er muß sich von Grundsätzen, die er als richtig erkannt hat, dauernd leiten lassen, nicht aber von sinnlichen und egoistischen Impulsen, die ihn zwar auf einige Zeit befriedigen, nachher aber dem Gefühl des Mißbehagens und der Reue Platz machen und gemißbilligt werden; er muß, wie man dies auch ausgedrückt hat, dauernd sein wollendes Ich durch sein wissendes Ich, nicht aber durch Ursachen, die außerhalb des letzteren liegen und ihn unfrei machen, bestimmen. Aber einerseits ist es schwer, wenn nicht unmöglich, zu bestimmen, inwiefern das menschliche Handeln überhaupt frei genannt werden kann,[2]) und andererseits ist mit jener Bestimmung immer noch nicht das Wesen der Sittlichkeit angegeben.

Dies läßt sich nun folgendermaßen feststellen: Sittlich handeln heißt sittlich gut handeln; gut ist, was seinem Zwecke vollkommen entspricht; sittlich gut ist also ein Mensch, wenn sein Handeln vollkommen seinem Zwecke, seiner Bestimmung entspricht.[3]) Welcher Art diese nun sei, darüber hat man nun zwar verschieden geurteilt und danach das sittliche Gute auch verschieden aufgefaßt: im ganzen aber wird man doch nicht daran zweifeln können, daß es Bestimmung des Menschen ist, innerhalb der ihm durch Geburt und Erziehung angewiesenen Verhältnisse[4]) sein Leben möglichst vollkommen so zu gestalten, daß die ihm verliehenen Kräfte möglichst erhalten bleiben und vermehrt werden und zur möglichst vollkommenen Gestaltung des Lebens der Menschheit auf der Erde verwertet werden. Ist nun das Geistige, Gottähnliche das Höchste in ihm, so wird er diesem seine höchste Kraft zuwenden müssen, aber dabei nicht übersehen dürfen, daß sich dasselbe nur auf Grundlage seiner sinnlichen Natur entwickeln kann. Sittlich gut ist danach alles Handeln, welches das wahre Wesen des Menschen und der Menschheit in ihrem Leben auf Erden dauernd und notwendiger Weise zu fördern geeignet ist. Je stärker, einheitlicher, sicherer die

Kraft jedes einzelnen, wie sie ihm individuell verliehen ist, für diese Zwecke eintritt, desto sittlicher handelt er.

Das sittlich Gute wirkt im allgemeinen wie die Wärme in der Pflanzenwelt. Wie diese den Pflanzen unentbehrlich ist und, falls die andern erforderlichen Bedingungen vorhanden sind, ihrer Natur nach notwendig und dauernd förderlich wirkt, wenn aber die andern Bedingungen, z. B. Regen, ausbleiben, allein nichts zu schaffen vermag, so wirkt auch das sittlich Gute seiner Natur nach notwendig und dauernd heilsam, aber im einzelnen Falle bleibt die Wirkung oft deshalb aus, weil die andern Bedingungen dazu nicht genügend vorhanden sind. So ist z. B. Feindesliebe an sich notwendig und für alle Zeiten etwas das menschliche Leben (das eigene und das anderer) Förderndes, aber im einzelnen Falle, z. B. einem verwilderten Gemüte gegenüber, bleibt diese Wirkung aus, ja, es wird vielleicht der Haß noch vermehrt. Wo sich dies zeigen will, da hat dann der einzelne die Pflicht zu erwägen, in wie weit er etwa die dem Feinde schuldige Liebe durch das Streben, sein Ehrgefühl oder sein Leben zu wahren, einzuschränken hat, indem er, sei es mit Freundlichkeit, sei es mit Ernst, auf Achtung desselben hinweist oder dafür kämpft. Dies ändert aber nichts an der allgemeinen Wahrheit, daß Feindesliebe das wahre Wesen des Menschen fördert, und an Anerkennung des Gebots: Liebet eure Feinde. Und so kommt überhaupt den sittlichen Gesetzen dieselbe Geltung in der sittlichen Welt zu, wie den Naturgesetzen in der natürlichen Welt.[5])

[1]) Es folgt hieraus auch, daß das wahrhaft sittliche Handeln nicht mit sich selbst in Widerspruch treten kann. In diesem Sinne kann Kants Grundsatz als die Wahrheit jenes Grundsatzes des Egoismus bezeichnet werden, den die Gräfin Terzky in Schillers Wallenstein so scharf ausspricht:

Denn recht hat jeder eigene Charakter
Der übereinstimmt mit sich selbst; es giebt
Kein and'res Unrecht als den Widerspruch.

Denn es kann nur der sittlich Handelnde vollkommen mit sich selbst übereinstimmen; nur seine Grundsätze können für ihn selbst allgemeine Regeln sein. Alles unsittliche Thun muß sich früher oder später in Widerspruch verwickeln. Es kann zwar fraglich scheinen, ob manche hartgesottene Bösewichter in gewissen Stadien ihres Lebens noch Reue wegen ihrer unsittlichen Handlungen verspüren, nicht aber, daß, ehe bei ihnen die völlige Verhärtung eingetreten ist, die quälende Stimme des Gewissens sich oft in angstvoller Unruhe geltend gemacht hat, und daß ihr Treiben nicht immer in Einklang mit sich selbst gewesen ist.

[2]) In Bezug auf die metaphysische Anschauung der Freiheit stehen sich die Ansichten derer gegenüber, welche, wie die Deterministen (Spinoza) und Prädesti-

natianer (Calvin), denen auch die Ansichten Luthers (z. B. in der Schrift de servo arbitrio) nahe kommen, annehmen, daß der Mensch nichts aus eigener Kraft zu thun vermag, sondern immer durch Mächte außer ihm (Gott bez. Welt) bestimmt wird, und die Ansichten derer, welche meinen, daß es dem Menschen möglich sei, schlechthin Wirkungen aus sich hervorzubringen, die durch keine Ursache außer ihm, sondern nur durch seinen Entschluß veranlaßt sind. Die Deterministen meinen, daß eine Unterbrechung der Kette von Ursachen und Wirkungen in der Welt ebenso undenkbar sei als ein Loch im Raume, die Vertreter der metaphysischen Freiheit des Menschen erinnern einerseits gern daran, daß, wenn sittliche Handlungen zugerechnet werden, dies von der Voraussetzung ausgehe, der Thäter sei nicht notwendig zur That getrieben — ein Schluß, der nicht bindend ist; andererseits betonen sie, daß mit jeder neuen Seele eine neue Individualität in die Welt tritt, die nicht als notwendige Wirkung vorangegangener Ursachen angesehen werden kann, wohl aber selbst als positive neue Ursache wirkt, ferner, daß wenn die Welt als ein Ganzes anzusehen ist, das, auch als Schöpfung Gottes betrachtet, durch ihn ein bis zu einem gewissen Grade selbständiges Leben erhalten hat und nicht mechanisch wie ein Uhrwerk abläuft, denn auch die menschliche Seele ihren Anteil an Selbständigkeit also an Unabhängigkeit von anderem erhalten haben muß.

[3]) So hat schon J. G. Fichte als Prinzip der Sittenlehre hingestellt: Erfülle jedesmal deine Bestimmung.

[4]) Es ist damit nicht gesagt, daß jemand nicht über die ihm ursprünglich durch Geburt u. s. w. angewiesenen Verhältnisse hinausdringen kann; immer aber bleibt sein Wirken durch Zeit, Ort und Umstände seiner Erziehung und Wirksamkeit bedingt. Es giebt keine unbedingt für alle gleiche Moral. Auch Paulus war mit den Juden ein Jude und mit den Heiden ein Heide (1 Kor. 5, 19—23).

[5]) Daß das sittlich Gute in dem den Menschen und die Menschheit wahrhaft fördernden Handeln besteht, giebt sich z. B. auch in den Worten zu erkennen: „Tugend" kommt her von „taugen" und bezeichnet die Tüchtigkeit im Handeln. Dasselbe scheint ἀρετή (Wurzel ap-passan) zu bedeuten, selbst „fromm" mhd. frum, mit πρό, pro zusammenhängend) heißt ursprünglich „förderlich, nützlich"; daher die Redensart „zu Nutz und Frommen".

§ 98. Die Bethätigung der Sittlichkeit im einzelnen.

Das den sittlichen Forderungen entsprechende Leben gestaltet sich in den einzelnen Momenten folgendermaßen:

Der wahrhaft sittliche Mensch strebt, was die Beschaffenheit seines Willens betrifft, danach, über einen vollkommen kräftigen Willen zu verfügen, der die ihm gestellten Aufgaben mit Energie und Freudigkeit angreift, allen Gefahren mit Mut entgegengeht, und bei allen Arbeiten und Kämpfen beharrlich bis zu dem erreichbaren Ziele vordringt; er strengt seine Willenskraft aber doch nur in rechtem Maße

an, indem er übermäßige Anspannung, wo nicht die Not gebietet, vermeidet und in allen Lagen nicht die Besonnenheit verliert.

Was den Inhalt seines Strebens anbetrifft, so ringt er in Bezug auf seine eigene Person nach vollkommener Selbständigkeit (also wahrer Freiheit), die sich in der Beherrschung aller Triebe und in einem Selbstgefühl kundgiebt, das die eigene Individualität als kostbaren Schatz wahrt, ferner nach vollkommener Wahrhaftigkeit, die sich mit Offenheit und Ehrlichkeit verbindet; gebührendes Ortes zeigt er, in Erkenntnis seiner geringen Macht, Bescheidenheit und Demut, bei Schicksalsschlägen Ergebung, allem Unerklärlichen und Bedrückenden gegenüber frommen Sinn: da er sein Leben nicht für das höchste Gut ansieht und weiß, daß es gleich allen äußeren Gütern trüglich ist, so ist er bereit, für hohe Zwecke, wenn es sein muß, Kraft und Leben selbstlos zu opfern.

Was seine Wirksamkeit in der Welt betrifft, so ringt er zunächst im allgemeinen nach Weisheit, d. h. richtiger Erkenntnis der wahrhaft würdigen Ziele des Lebens und der zu ihnen führenden Mittel und sucht sich den ihm gestellten Aufgaben einerseits mit vollem Schwunge der Seele und Begeisterung (ἔρως) hinzugeben, indem er sie ihrer ganzen Bedeutung und Idee nach erfaßt, andererseits sucht er auch in allen kleinen Einzelheiten Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Emsigkeit zu bewähren.

Den äußeren Gütern der Welt gegenüber zeigt er Enthaltsamkeit, damit er nicht, von seinen Begierden und Leidenschaften in Fesseln geschlagen, mit sich selbst in Widerspruch gerate, und da er weiß, daß aus dem Herzen leicht arge Gedanken kommen, die, wenn sich die Gelegenheit bietet, zu argen Thaten werden, sucht er sich Herzensreinheit zu bewahren. Aber er schätzt auch alle äußeren Güter nach ihrem wahren Werte als solche, die, recht verwandt, wohl geeignet sind, die Grundlage für Erwerbung hoher geistiger Güter zu bilden. Darum sorgt er für Gesundheit, vernünftigen Gebrauch des Geldes, einen ihn befriedigenden Beruf, Aufrechterhaltung seiner Ehre, Freundschaft und angenehme gesellige Beziehung, ja selbst für Freuden, die ihm angemessene Erholung verschaffen. Besonders aber schätzt er die geistigen Güter, vor allem eine gesegnete Wirksamkeit und sucht, so weit es ihm sein Beruf gestattet, Anregung und fernere Bildung in Kunst und Wissenschaft, wie er sich auch den Tröstungen der Religion nicht entzieht, weil sie ihm sittliche Kraft verleihen.

Anderen Menschen gegenüber strebt er zunächst nach vollkommener Gerechtigkeit, die niemandem vorenthält, was ihm gebührt und sich sorglich vor Eingreifen in des Nächsten Leben, Ehe, Eigentum, Ehre und alles, was sein ist, hütet. Wo er durch besondere Pflichten anderen verbunden ist, sucht er diese mit Treue zu wahren, und, wenn er neue Beziehungen anknüpft, mit Redlichkeit zu verfahren. Seinen Nächsten zeigt er Liebe, begegnet also einerseits allen Menschen mit Freundlichkeit, legt mit Gütigkeit alles, was sie thun, zum besten aus, erweist ihnen in der Not Barmherzigkeit und tritt dem einzelnen und seiner berechtigten Individualität, indem er sie zu schonen und zu würdigen sucht, mit Wohlwollen und Billigkeit gegenüber; andererseits beweist er allen den sittlichen Kreisen, denen er angehört, Pietät, so namentlich der Familie (Ehrfurcht vor den Eltern u. a.), dem Staat, dem er in Vaterlandsliebe und edlem Gehorsam zugethan ist, der religiösen Genossenschaft, den Freunden, endlich auch der Gesellschaft, in der er taktvolles Benehmen anstrebt.

Auch die Natur steht innerhalb seines sittlichen Gefühlskreises: die lebenden Wesen schont und pflegt er und tötet sie nicht mutwillig, hütet sich auch vor Vernichtung vegetatives Lebens, Baumfrevel u. a. und sucht nach Kräften an der Aufgabe teilzunehmen, die Erde immer herrlicher zum Wohnplatz der Menschen zu gestalten und sie durch Arbeit zu veredlen.

Vierter Abschnitt. Die Verschiedenheiten der einzelnen Seelen.

§ 99. Allgemeines.

Die verschiedenen Seelen befinden sich nicht in gleichem Zustande. Einerseits durchläuft die einzelne Seele verschiedene Zustände, teils sich wiederholende (Schlafen und Wachen), teils einmalige (Lebensalter); andererseits sind die verschiedenen Seelen auch je unter sich verschieden nach Geschlecht, Stamm, Naturell, Temperament und geistiger Kraft; in letzterer Hinsicht kommen auch die Krankheiten der Seele in Betracht.

A. Die verschiedenen Zustände derselben Seele.

a. Wachen und Schlafen.

§ 100. Wechsel und Zeit dieser Zustände.

Der Mensch bleibt unter gewöhnlichen Umständen während eines Tages nur eine beschränkte Zeit hindurch im Besitz seiner vollen geistigen Kraft, der Erwachsene mehr als $^2/_3$ des Tages (Männer von großer Nervenkraft wie Friedrich d. Gr. noch länger), kleine Kinder nur einige Stunden lang. Dann ermüdet er und geht zum Schlaf über. Es sind im ganzen etwa 5 Stadien, die er dann durchläuft: Schläfrigkeit, Einschlafen, tiefer Schlaf, Schlummer (Traumschlaf), Erwachen.

Bei außerordentlicher Erregung kann der Mensch mit einem viel geringeren Maß von Schlaf auskommen, doch kann dies unter Umständen der Gesundheit sehr nachteilig sein oder wenigstens eine starke Erregung der Seele erzeugen, die nachher einer desto größeren Abspannung Platz macht.

Daß der Schlaf während der Nacht stattfinde, ist nicht notwendig. Menschen und Tiere können sich ohne Schädigung ihrer Gesundheit daran gewöhnen, ihren Schlaf regelmäßig während des Tages abzumachen. Aber die Nacht begünstigt einerseits die Stille, während der Tag den Schlaf eher zu stören droht, schon durch sein Licht,*) andererseits läßt sich, wenn man den Schlaf in die Nachtzeit verlegt, für die meisten Menschen Regelmäßigkeit im Schlaf herbeiführen, die unbedingt zu wünschen ist: jedenfalls wirkt bedeutende Unregelmäßigkeit in der Schlafzeit nachteilig auf die Gesundheit.

Das Einschlafen kann auch aus Langeweile erfolgen. Dagegen bleibt es oft bei Erregung der Nerven auch nach starker Ermüdung aus. Man versucht dann wohl durch künstlich erzeugte Langeweile (z. B. stilles Hersagen mechanischer Vorstellungsreihen, etwa Zahlen) Schläfrigkeit zu erzeugen, oft aber mit geringem Erfolg.

*) Das Licht hat nämlich etwas die Seele Anregendes, heiter Stimmendes und Weckendes, begünstigt daher auch die Arbeit. Die Dunkelheit schläfert ein und stimmt trübe und hypochondrisch.

Übrigens haben auch die Tageszeiten unbestreitbar Einfluß auf die Seele. Die Phantasie ist am thätigsten in der Abenddämmerung, das klare scharfe Denken wird beim völlig wachen Menschen durch den Morgen begünstigt, das tiefsinnig forschende durch die tiefe Stille der Dunkelheit der nur zum kleinen Teil erhellten Nacht. (Man vergleiche auch die klassische Stelle im Faust: Ach, wenn in unsrer trauten Zelle u. s. w.) Am warmen Mittage gedeiht geistige Thätigkeit am wenigsten gut.

§ 101. Der Schlaf.

Das Einſchlafen erfolgt unter körperlichen Erſcheinungen, die zum Teil an den Tod erinnern, weshalb man mit Recht oft den Schlaf einen Bruder des Todes genannt hat: das Auge verliert ſeinen Glanz und fixiert nicht mehr einzelnes, das Ohr läßt in ſeiner Spannung nach, die Mienen werden ſtarr, zuweilen erfolgt ein Gähnen, ein Gefühl von Druck lagert ſich, nicht ohne Behagen zu erzeugen, über dem Auge (der Sandmann kommt), die Augenlider fallen endlich zu, und es erſcheinen Schlummerbilder (Farbenringe u. a.) vor dem Auge, die Haut wird unempfindlich, die Glieder verlieren ihre Spannkraft und folgen dem Geſetz der Schwere, hin und wieder zuckt noch einmal eines auf, wie um ſich gegen die Ermüdung zu wehren, nebelhaftes Wohlbehagen breitet ſich über den Körper hin aus, ſelbſt heftige Begierden, wie Hunger und Durſt, verſtummen: endlich tritt der Schlaf völlig ein.

Im Schlaf tritt eine Verlangſamung einiger Lebensprozeſſe ein; das Atmen wird langſamer (die tiefen ruhigen Atemzüge der Schlafenden!), die Verdauung träger;[1]) nur die Blutcirculation erfährt keine Hemmung; die Umbildung des Bluts in organiſch feſtere Beſtandteile ſcheint ſogar leichter von ſtatten zu gehen, ſo daß Wunden im Schlafe beſſer heilen. Daß der Schlaf ein dem geſunden Menſchen wohlthuender Zuſtand iſt, beweiſt das ruhig friedliche Antlitz Schlummernder, namentlich der Kinder, wie auch manche Träume: Muskeln und Nerven erhalten, weil ſie die Spannkraft, die ſie im wachen Zuſtande haben, verlieren, Gelegenheit, ſich zu erholen; es ſcheint, daß auch der Zuſammenhang in ihrem ganzen Syſtem gelockert, jedenfalls aber das Gehirn iſoliert wird.

Was das Leben der Seele betrifft, ſo ſtellen die Sinne ihren Dienſt zum größten Teil ein. Ein tief Schlafender hört oft die ſtärkſten Geräuſche nicht und wird von den ſtärkſten Lichterſcheinungen nicht geſtört, ſo daß er z. B. ſelbſt während eines Gewitters fort ſchläft;[2]) auch Hautreize müſſen bei tief Schlafenden nicht ganz ſchwach ſein, wenn ſie bemerkt werden ſollen. Somit ſchwindet auch das Bewußtſein von der Außenwelt. Ebenſo hört die willkürliche Bewegung faſt regelmäßig auf, obwohl ſich bedeutſame Ausnahmen finden. Dagegen hört die Seele nicht auf, ſich mit Vorſtellungen und Bildern zu beſchäftigen, wenn dieſe ſich auch oft in einer des Wirklichkeit nicht entſprechenden Weiſe verbinden und fälſchlich objektiviert werden. Auch das Gefühl bleibt thätig, oft ſehr lebhaft, nicht nur das

Gemeingefühl, sondern unter Umständen auch Affekte: oft genug kann man Schlafende in Worte des Unmuts oder Verlangens ausbrechen hören oder ihre Mienen sich zu einem sanften Lächeln oder leisen Unwillen verziehen sehen; selbst hörbares Lachen ist nicht ausgeschlossen. Im ganzen wirkt aber der Schlaf beruhigend auf die Affekte, und es ist daher eine weise Mahnung, daß man, von heftigen Affekten bestürmt, nicht eher in der sie hervorrufenden Angelegenheit handeln soll, als bis man eine Nacht schlafend verbracht. Diese Beruhigung wird namentlich dadurch erzeugt, daß das Empfindungsleben im Schlaf keine neue Nahrung erhält, sondern ungestört ausklingen kann.

Übrigens ist der Gegensatz zwischen Wachen und Schlafen nur relativ. Manche Schlafende benehmen sich zeitweise ganz wie Wachende, und manchem Wachenden wird nicht mit Unrecht vorgeworfen, er schlafe.

[1]) Es ist daher eine bewährte Regel, daß man vor dem Schlafengehen nicht stark essen soll. Manche Personen können nach der Mahlzeit selbst einen kurzen Schlaf nicht ohne Nachteile ertragen.

[2]) Aber die Träume werden oft durch äußere Reize beeinflußt: Feuerlärm, der einem Schlafenden kann doch Träume von Feuerlärm oder Feuer erzeugen, Musik, die nicht weckt, im Schlummernden sehr angenehme Empfindungen und Träume hervorrufen. Am wenigsten hört die Seele gleichmäßig fortwirkende Geräusche. Dagegen sind solche, die ganz plötzlich eintreten, eher bemerkbar. Auch wachen Schlafende oft auf, wenn ein bisher nicht gehörtes gleichmäßiges Geräusch (z. B. auch Sprechen) aufhört.

§ 102. Der Traum.

Von allen Seelenthätigkeiten ist hiernach das Vorstellen und Bilden von Phantasiebildern diejenige, welche im Schlaf am wenigsten behindert wird, da es dazu keines äußeren Anreizes und keiner willkürlichen Bewegung bedarf. Es äußert sich daher in mannigfacher Weise. Selbst ein strenges Denken ist während des Schlafes nicht ausgeschlossen, namentlich nicht, wenn am Tage vorher die Spannung eine gleichmäßig anhaltende, innerlich starke gewesen ist; es giebt Beispiele davon, daß während des Schlafes selbst mathematische, philosophische und ähnliche Gedankengänge stattgefunden und zu Ergebnissen geführt haben, die der Wachende suchte, aber nicht fand.

Doch ist ein solcher Verlauf der Vorstellungen im Schlaf im ganzen eine Ausnahme, weil dazu die ausschließliche Hinwendung der

Seele nach einer bestimmten Richtung gehört, die es nicht gestattet, daß sich andere Vorstellungen herandrängen oder Beachtung finden.

Das Natürliche ist dagegen, daß sich die Vorstellungen und Bilder ungehemmt an einander reihen, wie sie sich, wenn wir den Geist nicht nach einem bestimmten Ziele hin sammeln, in der Regel von selbst aufdrängen, z. B. wenn wir in wachem Zustande in Gedanken versunken sind und „träumen", und daß mehr nur die äußere Erscheinung erfaßt wird, weil die Absicht, die Beziehungen der einzelnen seelischen Gebilde zu einander zu erfassen, fern liegt. Daher ist im Schlafe namentlich die reproduzierende Phantasie thätig, welche, ungehemmt durch eine äußere sich immer wieder an die Sinne herandrängende Welt, in buntem Wechsel Bild an Bild reiht. Da sie dies nun ungestört durch andere seelische Thätigkeiten, oft mit großer Energie, betreibt, hält sie dann die Erinnerungsbilder für wirklich Wahrgenommenes. Dies bunte, flüchtige Weben der Phantasie im Schlafe nennt man im eigentlichen Sinne des Wortes „träumen".

Ein genaues Wissen vom Träumen ist unmöglich, weil der Träumende nur selten klar um seine Träume weiß; nur von den letzten Träumen vor dem Erwachen pflegen Träumende eine, wenn auch oft undeutliche, Erinnerung zu behalten. Dagegen weiß auch der lebhaft Träumende nie etwas von den Träumen, die er etwa einige Stunden vor dem Erwachen während des festen Schlafes hatte. Unzählige Male ist es vorgekommen, daß Menschen in tiefem Schlafe gesprochen, sich bewegt, gelacht und selbst auf Fragen geantwortet haben, ohne daß sie nach dem Erwachen auch nur die geringste Erinnerung davon gehabt haben. Und wer sonst selten ein Bewußtsein von Träumen in tiefer Nacht, mehrere Stunden vor dem Erwachen, hat, überrascht sich doch zuweilen selbst als einen in lebhaftem Traum Begriffenen, wenn er in der Nacht plötzlich geweckt wird. Wenn daher einige behaupten, daß sie nie träumen, so kann dies nur die Bedeutung haben, daß sie sich ihres Träumens nicht bewußt sind; es behaupten dies aber auch solche, die anderen deutliche Beweise davon geben, daß sie träumen. Andererseits läßt sich aber nicht erweisen, daß die Seele im Schlaf immer träumt, wie einzelne behaupten, wenn es auch nicht unmöglich ist. Als sicher darf man aber wohl annehmen, daß viel mehr geträumt wird, als die meisten Menschen glauben.

Welche Vorstellungen und Bilder sich an die träumende Seele herandrängen, das hängt von mancherlei Umständen ab. Einzelne Bilder

sind die Folge leiblicher Vorgänge, äußerer, die falsch erklärt, und innerer, die nach außen verlegt werden: so erzeugt im Schlaf der Druck eines harten Gegenstandes, etwa eines Steinchens, auf die Haut die Vorstellung eines Dolchstichs, Druck der Nervenstämme und daher entstandene Hemmung der Vorstellungen den Traum einer Fesselung, leichte Bewegung der beiden Lungenflügel den Traum des Fliegens, Hemmung des Atmens die Vorstellung von einem auf der Brust lastenden Druck (der bekannte Alpdruck!), plötzliches Einschießen des Bluts in irgend welche Körperteile die Vorstellung eines Schlags oder Sturzes. Andererseits setzen sich die Vorstellungen, welche der Wachende hat, oft in sein Traumleben fort: daher machen Menschen, welche sich vor dem Schlafengehen geistig stark anstrengen, oft die Erfahrung, daß sich die Vorstellungen, welche sie lebhaft beschäftigt haben, auch im Traume wieder herandrängen, nicht selten in einer, den Geist ermüdenden Weise; auch erscheinen die Bilder geliebter jüngst verstorbener Personen, auf welche die Gedanken immer wieder zurückgelenkt werden, oft im Schlafe.

Besonders bewirkt Innigkeit des Gefühls, mit dem man an einem Gegenstande hängt, daß man von ihm träumt; daher träumt man überhaupt oft von geliebten Personen.

Oft drängen sich aber im Traume gerade diejenigen Vorstellungen und Bilder heran, die im wachen Zustande immer in ihrem Streben aus der Tiefe der Seele über die Schwelle des Bewußtseins emporzutauchen gehindert sind und nun gleichsam lauern, sich geltend zu machen. So kann uns der Traum Geheimnisse, die wir uns selbst nicht gestehen wollen, verraten, die unterdrückte Stimme des Gewissens wieder mächtiger ertönen lassen, eine sinnliche Lust, über die man fälschlich schon gesiegt zu haben wähnt, wieder in Erinnerung bringen. Indem im Traume die Seele in sich völlig gesammelt scheint, von der Außenwelt nicht nach einzelnen Richtungen hin gezogen wird, von unruhvollem Jagen nach bestimmten Zielen befreit ist, scheint sie auch mehr Kraft zu besitzen, ihr Gesamtleben zum Ausdruck zu bringen, leise Empfindungen von nahenden Veränderungen im Körper, z. B. Krankheiten, oder schlummernde doch keimende und zum Aufschließen bereite Vorstellungen an's Licht zu ziehen, Schlüsse, die man noch nicht gezogen oder sich deutlich zu machen nicht Schärfe genug besessen hat, mit besonderer Feinfühligkeit wie in genialem Aufleuchten zu wagen und so oft wie mit dämonischer Kraft ausgestattet zu sein. So drängen sich ihr dann auch Bilder auf, die sich auf das Kommende beziehen, oft in ungewöhn-

lichem Glanze strahlen — Visionen — und sich oft schon als richtige Ahnungen bestätigt haben. Hieraus erklärt sich, daß man zu verschiedenen Zeiten der träumenden Seele prophetische Kraft beigelegt hat. Bedenkt man ferner, daß ein die Zukunft wirklich richtig andeutender Traum viel leichter im Gedächtnis festgehalten wird, als zahlreiche falsch andeutende, daß ferner diejenigen, welche an die Vorbedeutung der Träume glauben, eben dadurch auch ihre Handlungen zum Teil bestimmen, so wird man begreiflich finden, daß man zu Zeiten in der richtigen Behandlung der Träume ein wunderbares Mittel, die Zukunft zu entschleiern, erblickt, künstliche Träume erzeugt und Traumdeuter angestellt hat.

§ 103. Außergewöhnliche Erscheinungen im Schlaf.

Einzelne Personen befinden sich zu Zeiten in einem Zustande, der zwischen Schlafen und Wachen in der Mitte zu liegen scheint, einer Art Schlafwachen. Sie führen dann in der äußeren Haltung Schlafender mit geschlossenen Augen Handlungen aus, wie sie sonst nur Wachende vollbringen.

Hieher gehört zunächst das Schlafwandeln, das sich u. a. bei sogenannten Mondsüchtigen einstellt, d. h. Personen, auf deren Schlaf der hell scheinende Mond von großem Einfluß ist. Dieselben zeigen sich dann aufgeregt, sprechen im Schlaf, erheben sich auch wohl und machen lange Gänge, wobei sie zuweilen mit instinktiver Sicherheit auf den schwierigsten Wegen z. B. Dachfirsten entlang balancieren sollen, als ob das Gesetz der Schwere für sie aufgehoben wäre. Doch ist das Vorkommen der letzteren Erscheinung sehr zu bezweifeln und überhaupt sehr vieles, was vom Schlafwandel erzählt wird, in das Gebiet der Fabel zu verweisen.

Doch kommen noch auffallendere Erscheinungen vor. Es ist erwiesen, daß unter Umständen ein Mensch besonders geeignete Personen durch Bestreichen einzelner Körperteile, namentlich der Stirn, oder durch Vorhalten glänzender Gegenstände, auf welche die Augen kurze Zeit anhaltend und starr gerichtet werden, oder durch einförmiges Geräusch (Ticken einer Uhr u. a.) in schlafähnlichen Zustand versetzen kann, in welchem sie einerseits besondere Kräfte zeigen, sofern sie von manchen Dingen trotz des Schlafs und der Geschlossenheit der Augen Kenntnis haben — dies bezeichnete man einst, indem man sich ganz übertriebenen Vorstellungen hingab, namentlich als Hellsehen — teils in rätselhafte

Abhängigkeit von einem anderen geraten und willenlos seine Befehle wie Wachende ausführen — dies nennt man Hypnotismus. Wiederholung solcher Zustände erzeugt zuletzt bedenkliche Nervenzerrüttung. Jenes ganz mystisch aufgefaßte Hellsehen und ähnliche Erscheinungen nannte man auch, sofern man sie auf Magnetismus zurückführte, tierischen Magnetismus und den, der durch Streichen auf der Herzgrube jenen rätselhaften Zustand erzeugen sollte, Magnetiseur.

Übrigens sind alle diese Zustände noch wenig erforscht und aufgeklärt; auch sind sie, teils von Thaumaturgen und Phantasten, teils in religiösem Interesse in schwindelhafter und abergläubischer Weise ausgebeutet worden, um dadurch in ganz ungerechtfertigter Weise den Glauben an höhere Wesen, die hier auf Erden verkehren, zu begründen. Bei Frauen verbinden sich solche Zustände oft mit Hysterie: sind sie dann zugleich von lebhafter Phantasie und religiös erregt, so lassen sie sich dann leicht täuschen und meinen zu sehen und zu erleben, was sie in Wirklichkeit nicht erleben, und an Leuten, die ihren Wahn ausbauen oder befördern, fehlt es dann nie. Deshalb muß man solchen Erscheinungen gegenüber sehr vorsichtiges Urteil zeigen.

b. Die Lebensalter.

§ 104.

Das unendlich vielseitige Wesen der Seele gelangt nur in langer zeitlicher Entwickelung zur Erscheinung; nur sehr langsam entfaltet sie ihre verschiedenen Fähigkeiten und äußert sich namentlich je in einem längeren Zeitraum in ganz besonderer Weise.

Man könnte nun solche Zeiträume in verschiedener Zahl nach verschiedenen Grundsätzen unterscheiden; gewöhnlich unterscheidet man aber deren vier, die man beim männlichen Geschlecht als Kindheit, Jugend, Mannes- und Greisenalter[1]) unterscheidet; die beiden ersteren umfassen zusammen in unserem Volke etwa 30 Jahre und sind fast gleich lang. Das Mannesalter bringt bei den meisten Menschen schon insofern eine Veränderung mit sich, als sich dann die meisten Menschen verheiraten und damit einen neuen Wirkungskreis erhalten; es dauert etwa bis zum 55. Jahre. Die gleichen Altersstufen sind auch im Leben der Frauen erkennbar; doch entwickeln sich dieselben etwas schneller und die Unterschiede des Alters treten etwas weniger hervor. Es möge daher der Charakter der verschiedenen Altersstufen im folgenden wesentlich nur beim männlichen Geschlecht berücksichtigt werden:

a. Das Kind kommt nur sehr langsam zum Gebrauch seiner Sinne. Gleich nach der Geburt kann es kaum sehen, hört nichts und empfindet manche äußere Berührung, auch manche später Schmerz anregende, gar nicht; erst nach ca. 7 Wochen lernt es tasten und beginnt damit seine Studien über den Raum, über den es sich anfangs in merkwürdigster Weise täuscht (§ 33). Nach etwa 7—9 Monaten brechen die ersten Zähne durch, infolge dessen das Kind bald aufhört, ein Säugling zu sein. Im Anfang des zweiten Lebensjahres lernt das Kind laufen, um das Ende desselben sprechen. Einen neuen Anstoß enthält die Entwickelung im 7. Jahre, der dadurch bezeichnet wird, daß die Milchzähne ausfallen und bleibenden Zähnen Platz machen: das Gehirn wird kräftiger, das Kind kann seinen Geist mehr anstrengen und wird deshalb nun meist zu systematischem Lernen angeleitet. Damit schließt das eigentliche Kindesalter; das Knabenalter beginnt, das bis zum 14. bez. 16. Jahre dauert und mit der Periode der „Flegeljahre", einer Periode besonders schleuniger Entwickelung der Körpermasse endigt.

Im ganzen überwiegt im Kindesalter Empfindung und Gefühl: Kinder sind leicht zu Thränen gerührt und leicht zum Lachen geneigt, oft folgt beides unmittelbar auf einander. An allem Sinnlichen hängen sie mit großer Kraft: die Verweigerung einer begehrten Speise kann sie zu heftigstem Jammer fortreißen, ein schimmerndes Nichts sie aufs höchste entzücken. Großen Gefallen finden sie an allem schönen Schein, da sie den wahren Wert der Dinge noch nicht kennen. Damit steht in Zusammenhang, daß sie möglichst alles beseelt denken; sie legen, wie Dichter, gern in alle Gegenstände, mit denen sie umgehn, Leben.[2]) Hiedurch einerseits und den Bewegungstrieb andererseits werden sie zu Spielen getrieben, in denen sie ihre Kräfte versuchen und namentlich ihre Phantasie üben, sei es durch sinnbildliche Auffassung oder durch Nachahmung, oder durch Kombinationen, Regeln und Formeln, die ein Vorspiel für eine spätere bedeutungsvollere Ordnung sind (§ 84). Die intellektuelle Anstrengung der Kinder ist schon in den beiden ersten Jahren eine sehr bedeutende, wie man schon daraus erkennen kann, daß sie während dieser Zeit die ganze umgebende Welt auffassen und benennen lernen. Im Knabenalter zeigt dann das Gedächtnis eine Frische und nachhaltige Kraft wie später nie wieder, und, wie sehr Knaben auch den Scharfsinn zu üben verstehen, beweist die Vollkommenheit, mit der einzelne unter ihnen gewisse Verstand übende Spiele treiben. Der Wille des Kindes ist noch schwach, neigt aber gerade in den ersten

Jahren, wenn er erwacht, zum Eigensinn; der Knabe fügt sich in den ersten Jahren, wenn ihm die tiefe Bedeutung der göttlichen Gebote aufdämmert, am willigsten fremder Leitung, begehrt aber auch oft mit Ungestüm und in ausgesprochenster Selbstsucht sinnlichen Genuß, namentlich versagten. Überhaupt muß der Knabe unter sorgfältiger Erziehung eine ihm eigene Selbstsucht und Begehrlichkeit überwinden lernen, wenn er einst zu einem tüchtigen Manne werden soll.

b. Das eigentliche Jünglingsalter dauert nur etwa bis zum 22. Jahre, wo der Mensch in die Höhe zu wachsen aufhört: dann folgt eine Periode, in der man ihn einen jungen Mann nennt, die Übergangsperiode zum reifen Mannesalter.

Das Eigentümlichste des Jünglings ist, daß er sich aus dem, was ihm von der Welt bekannt geworden ist, ein ideales Bild entwirft, das ihm seine Phantasie zum Teil träumend und dichtend, zum Teil auch recht sinnlich gestimmt, immer aber vom Wirklichen und Nützlichen in etwas abgewendet, weiter und weiter ausmalt. Es zu vervollständigen, regt er sich auch gern in die Weite, ist wanderlustig und findet Gefallen an romantischen Erzählungen. Ist er ein rechter Jüngling, so strebt er auch seinen Idealen nach, läßt sich dabei durch Vorbilder oder ideale Gedanken wie sie z. B. in Schillers Gedichten vielfach enthalten sind, gern leiten und faßt dabei alles, was ihm vorliegt, mit innigem Gemüt und Wärme auf. Weil er sich für Ideen begeistern kann, ist er zu Zeiten höchstes Aufschwungs fähig, weil aber die Welt seinen Idealen nicht immer entspricht, und das Leben in ihm sehr schnell pulsiert, wird er auch leicht aufgeregt und läßt sich zuweilen von heftigen Leidenschaften fortreißen: durch seine sinnlich kräftige Natur kann er so, wenn ihm die Ideale nichts mehr gelten, dahin geführt werden, daß er sich dem Sinnengenusse um so rücksichtsloser hingiebt; einzelne gehen daran zu Grunde. Die kräftige Entwickelung seines Körpers legt dem Jünglinge Wechsel in seiner Beschäftigung nahe, dem bisweilen ein Wechseln oder Schwanken in der Gesinnung entspricht, andererseits auch kräftige körperliche Bewegung, die er sich auch in manchen schon zur ernstesten Arbeit des Lebens und zum Kampfe mit demselben vorbereitenden Übungen zu verschaffen weiß.

c. Der Mann tritt voll in den Kampf des Lebens ein und sucht daher seine Kraft vor allem energisch zu bethätigen; das Schaffen gedeiht ihm, wenn es von Erfolg begleitet ist, zur höchsten Freude, wenn es dagegen seinen Erwartungen nicht entspricht, kann es auch eine

Schwermut über seinen Geist ausbreiten, von dem die andern Lebensalter nichts wissen. Je mehr er in den Kampf eintritt, desto klarer wird er auch das Bild der Welt auffassen, desto mehr in Erkenntnis fortschreiten; strebt er anfangs vielleicht noch nach zu Hohem und überschätzt im Übermut seiner Schaffenslust seine Kräfte, so wird er sich allmählich immer mehr nach Erreichbarem bewegen und um so mehr Gewicht darauf legen, daß er nun, da er im Besitz der höchsten physischen Kraft steht, das Erreichte festhalte und mit besonnener Umsicht und Zähigkeit sichere und erweitere. So wird sich auch der ihm anfangs noch anhaftende Ungestüm, der seinen Willen überschäumen läßt, legen und einem ruhigeren, gerechten, pflichttreuen Streben und Handeln Platz machen.

d. Im Greisenalter beginnnen zwar manche Geisteskräfte z. B. Gedächtnis und Phantasie schon zu erlahmen: desto klarer erkennt aber der Greis, der Hitze des Lebenskampfes enthoben, durch sinnliche Triebe und Begierden wenig aufgeregt, die wahrhaft menschenwürdigen Ziele und die zu ihnen führenden Wege und macht daher immer größere Fortschritte in Lebensklugheit und Weisheit, weshalb doch viele Männer, nicht nur Gelehrte und Philosophen, sondern selbst Staatsmänner, Helden und Krieger im Greisenalter[3]) das Höchste geleistet haben. Weil ferner der Greis vieles im Leben genossen und nach seinem wahren Wert kennen gelernt hat, zieht er sich von dem, was nur äußeren Wert hat, mehr und mehr zurück und würdigt die inneren Schätze um so verständnisvoller. Zur Thätigkeit ist er oft nicht schwerer zu bewegen als der Mann, zumal im Greisenalter der Puls wieder lebhafter zu schlagen beginnt; zuweilen beginnt aber der Greis schon an Gebrechen zu leiden und hegt, weil er die Schwierigkeiten des Lebenskampfes kennt und seine eigene Schwäche empfindet, im Gegensatz zu dem vom Vollgefühl seiner Kraft durchdrungenen Manne, Besorgnis vor einem ungünstigen Ausgang. Da er sich so oft des Kampfes mit der Gegenwart und des rechten Verständnisses für sie mehr und mehr entwöhnt, wird er dann immer ruhiger und langsamer (in einzelnen Fällen auch stumpfer) und neigt dazu, die Vergangenheit, die er im vollen Besitz aller seiner Geisteskräfte zugebracht und verstanden hat, als rechter laudator temporis acti auf Kosten der Gegenwart herauszustreichen; ist er dann zugleich gebrechlich, so giebt er sich wohl störender Verdrießlichkeit hin. Einzelne Greise werden auch zuletzt kindisch. Diejenigen aber, welche sich ihre körperliche oder wenigstens ihre geistige Kraft bewahrt haben,

ringen sich immer mehr zu voller innerer Freiheit hindurch, zeigen dann eine Reinheit des Herzens, wie sie am unverdorbenen Kinde bewundert wird, verbinden damit das reichste Gemütsleben, durchklärt von Harmonie und innerem Frieden, der sich auf dem Gesichte so mancher in edelster Weise zu erkennen giebt, und werden so zu allbewunderten Vorbildern sittlicher Lauterkeit und Größe für alle Menschen. Dann schlummern sie wohl mit Zügen seliges Friedens in eine andere Welt hinüber.

[1]) Mit einem beide Geschlechter umfassenden Namen könnte man die dritte Altersstufe auch die des vollreifen Alters nennen. Eine treffliche Schilderung der vier Lebensalter giebt Horaz (ep. ad Pis. 158 ff.).

[2]) Es ist daher als Rigorismus anzusehen, wenn Eltern unbedingt nicht gestatten wollen, daß kleine Kinder einen Gegenstand, der sie wegen ungeschickten Gebrauchs verletzt hat, schlagen, weil dadurch die Ursache des Leidens an eine falsche Stelle verlegt wird. Eine gräuliche Pedanterie ist es aber gar, wenn sie nicht gestatten wollen, daß Kindern Märchen erzählt werden, weil sie dadurch falsche Vorstellungen von der Welt erhielten. Man muß vielmehr mit jedem Alter in der ihm eigenen Sprache reden, mit Kindern also kindlich.

[3]) Philosophen haben ihre wichtigsten Werke in der Regel in schon vorgerücktem Alter, manche im Greisenalter geschrieben (Plato, Kant!). Welche Thatkraft Greise zu entwickeln vermögen, haben u. a. der Doge Dandolo, Blücher, Moltke und Kaiser Wilhelm gezeigt.

B. Die Verschiedenheiten der verschiedenen Seelen.

§ 105. Die Geschlechter.

Wie bei den meisten Tieren giebt es auch unter den Menschen zwei verschiedene Geschlechter[1], das männliche und das weibliche, welche, obwohl jedes für sich ganz der Idee des Menschen entspricht, doch unter einander verschieden sind.

Von keinem dieser Geschlechter kann man sagen, daß es eine höhere Begabung besitze als das andere. Die Seele des Mannes und des Weibes ist von Natur gleich. Es giebt daher nicht nur unzählige Frauen, welche viele Männer an Begabung weit übertreffen, sondern es giebt auch zahlreiche Frauen, die auch auf denjenigen Gebieten, auf denen sich namentlich die Männer hervorzuthun pflegen, recht Bedeutendes geleistet haben.

Aber der Mann ist körperlich stärker als die Frau, arbeitskräftiger und nicht, wie dies bei der Frau der Fall sein kann, zeitweilig an Entfaltung seiner ganzen Thätigkeit behindert. Daher ist seine Bestimmung eine andere.

„Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und ſtreben
Und pflanzen und ſchaffen." (Schiller.)

Und dieſer Kampf mit dem Leben, den namentlich er und zwar mehr in den großen Verhältniſſen der Öffentlichkeit zu führen hat, entwickelt in ihm bei ſeiner größeren Körperkraft auch größere Energie, Beharrlichkeit und Umſicht in allgemeinen Verhältniſſen. Dies befähigt ihn aber, wie in allem, ſo auch in aller wiſſenſchaftlichen Erkenntnis zu einem kräftiger ausharrenden Streben (Studium) und größeren Leiſtungen. Er faßt im allgemeinen alle Sachen gründlicher auf als die Frauen, urteilt alſo auch mehr nach Gründen.

„Männer richten nach Gründen, des Weibes Urteil iſt ſeine Liebe; wo es nicht liebt, hat ſchon gerichtet das Weib." (Schiller.)

Damit hängt zuſammen, daß Männer ſich in ihrer Thätigkeit immer mehr auf das Allgemeine beziehen, alſo auch in ihren Urteilen möglichſt auf das Allgemeine ausgehen, um ſo möglichſt umfaſſende, die Sache völlig abthuende Urteile zu gewinnen, worüber ſie dann dem Individuellen oft nicht gerecht werden. Auch auf dem Gebiete der Kunſt nehmen die Männer im allgemeinen einen größeren Anlauf und ſchaffen mit kühnerem Schwung. Daß ſie vorzugsweiſe zum Staatsleben berufen ſind, liegt auf der Hand: große Eroberer, Feldherrn und Staatsmänner ſind, wie ſchon die Worte ſagen, immer nur unter den Männern aufgetreten. Da der Mann zu ſo lebhafter Thätigkeit angetrieben wird, muß er ſeine Gefühle mehr beherrſchen lernen, obwohl dieſelben, wenn er ſich ihnen hingiebt, kaum minder lebhaft und entwickelt ſind, als die der Frauen: ein großer Schmerz erfaßt ihn mächtiger als die Frau und dringt bei ihm mehr in die Tiefe; aber für die kleinen Freuden und Leiden des Lebens fehlt ihm zuweilen das rechte Verſtändnis.

Die Frau beſitzt eine ſchwächere, zartere Konſtitution als der Mann, ſie empfindet leichter und iſt doch zugleich von Natur mehr befähigt, Schmerzen mit Geduld zu ertragen. Auch auf die Aufziehung und Pflege der Kinder iſt ſie von Natur hingewieſen und damit zugleich von der Öffentlichkeit fern gehalten; ihre Welt iſt namentlich der kleine Kreis der Familie und das individuelle Leben, das ſie beſſer würdigt als der Mann. Da ihre Stellung, zumal bei ihrer Feinfühligkeit, ihrem Gemütsleben eine beſondere Innigkeit verleiht, urteilt ſie gern,

wie auch Schiller in obigem Spruche andeutet, nach dem sie leitenden Gefühl, das oft sehr richtig ist (§ 66 Anm. 3). Darum faßt sie mehr im ganzen auf und legt geringeres Gewicht auf einzelne Beweisgründe und auf allgemeine Beweissätze und Wahrheiten; namentlich ist sie der philosophischen bez. logischen und der juristischen Auffassung abgeneigt, weil sie das Gefühl hat, daß dieselben den individuellen Fällen auf Kosten des allgemeinen Begriffs Gewalt anthun; aber wenn sie auch gegen die graue Theorie Widerwillen hegt und sich möglichst an die Gesamtheit des Lebens hält, so besitzt sie doch im ganzen nicht geringeren, in manchen Verhältnissen größeren Scharfsinn als der Mann. Sie gewinnt daher auch oft auf Männer einen mehr oder weniger leitenden Einfluß und, da sie oft Persönlichkeiten mit instinktiver Sicherheit richtig zu beurteilen weiß und zugleich ein eigenes Talent des Ordnens besitzt, wobei sie doch zuweilen durch ein Gefühl von Billigkeit und Freundlichkeit, das die schrofferen Formen des Mannes vermeidet, unterstützt wird, so sind verschiedene Frauen sogar ausgezeichnete Regentinnen gewesen (Isabella von Castilien, Elisabeth von England, Maria Theresia, Katharina II. von Rußland). Selbst in den Kampf haben sich manche Frauen, von warmem Gefühl hingerissen, gestürzt und andere dazu begeistert (Jungfrau von Orleans, das Mädchen von Saragossa). Ihre Phantasie findet namentlich Gefallen daran, das Leben im kleinen zu schmücken.

. . . sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben."

„Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit züchtiger Hand."

(Sie brechen) „des Augenblicks Blume,
Nähren sie sorgsam mit liebendem Fleiß." (Schiller.)

Darum sind sie auch Hüterinnen der Sitte

„Aber mit sanft überredender Bitte
Führen die Frauen das Scepter der Sitte." (Schiller.)

„Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an,
Denn ihnen ist am meisten dran gelegen,
Daß alles wohl sich zieme, was geschieht." (Goethe.)

Bei ihrem innigen Gemütsleben sind die Frauen im allgemeinen auch religiösen Stimmungen zugänglicher, als die Männer. Doch lieben sie es auch in dieser Hinsicht nicht herauszutreten, sondern suchen die

religiösen Gefühle vorzugsweeise im eigenen Herzen und in dem ihrer Angehörigen rege zu erhalten. Die Religions- und Kirchengeschichte weiß daher von großen öffentlichen Wirkungen der Frauen auch nur wenig zu berichten, während sie oft zu vermerken hat, wie groß der Einfluß der Mutter auf ihre Kinder in religiöser Hinsicht gewesen ist.

§ 106. Rassen und Völker.

Sehr bedeutend ist auch die Verschiedenheit der Menschen nach ihren ursprünglichen Wohnsitzen, also die geographische Verschiedenheit.

Dieselbe findet den stärksten Ausdruck in den Rassen. Diese weichen so weit von einander ab, daß man früher geneigt war, sie für besondere Menschenarten zu halten. Dies ist nun freilich unangemessen, teils weil sie sich so mit einander verbinden, daß vollkommen lebensfähige Mischlinge der verschiedensten Grade aus ihren Ehen hervorgehen, teils weil die Übergänge zwischen den einzelnen Rassen mehrfach fast unmerklich sind, endlich, weil die Angehörigen aller Rassen doch in allen wesentlichen Merkmalen der Menschheit übereinstimmen. In ihren Haupttypen stehen aber die Rassen weit von einander ab und sind nach geistiger Begabung und Bildung sehr verschieden.

Nach den neuesten Untersuchungen giebt es drei Hauptrassen, Kaukasier (Mittelländer), Mongolen und Neger. Zu den Mongolen gehören auch die Malaien und Indianer, welche beide sich aber sehr eigenartig entwickelt haben. Daneben giebt es mehrere kleine Rassen, die Drawida (in Indien), Australier, Papua (auf Neu Guinea und einigen anderen Inseln) und Hottentotten (und Buschmänner) in Süd-Afrika.

Die Rassen zerfallen in mehrere Gruppen, diese wieder in Zweige, Völker und Volksstämme. Unter diesen haben die höchste Bedeutung die drei Hauptgruppen der Kaukasier, nämlich die Indoeuropäer, die den größeren Teil von Europa, ferner Persien und Indien bewohnen, im ganzen genommen die höchstbegabte Völkergruppe, die Semiten, welche, abgesehen von den Juden, namentlich in Arabien, Abessinien und am Nordrande von Afrika wohnen und die drei großen monotheistischen Religionen aus ihrer Mitte erzeugt haben, und die jetzt südlich von dem Nordrande Afrikas wohnenden, jetzt unbedeutenden, Hamiten, zu denen einst die alten Ägypter, das älteste Kulturvolk der Erde, gehörten. Das Nähere über die verschiedenen Anlagen und Charaktere dieser Völker lehrt die Geographie.

§ 107. Naturell und Temperament.

Zur Verschiedenheit der leiblichen und geistigen Natur der einzelnen Menschen tragen außer den angeführten noch viele andere einzelne Umstände bei, z. B. die Diät, die Lebensgewohnheiten, die Thätigkeit, vor allem auch die Konstitution. Diese besteht in der dauernden Beschaffenheit des Leibes, wie sie teils gleich bei der Geburt ist, teils nachher sich gebildet hat. Sie ist entweder schwach oder stark, zart oder robust, reizbar u. a. und hat ihrerseits großen Einfluß auf die Seele. Die Gesamtheit nun der natürlichen Beschaffenheit der Seele nennt man ihr Naturell. Ein solches besitzen nicht nur die einzelnen Menschen, sondern auch die Völker und Rassen.[1]) Eine besonders wichtige Seite desselben ist das Temperament, d. h. der in der leiblichen Beschaffenheit begründete Grad der Erregbarkeit der Seele, namentlich ihres Gefühlslebens, sofern sich in diesem ihr Zustand unmittelbar zu erkennen giebt. Da aber unter den Gefühlen einige mit Willensregungen verbunden sind und unmittelbar zur Thätigkeit drängen, so unterscheidet man mit einem freilich nicht ganz zutreffenden aber doch abkürzenden Ausdruck Temperamente des Gefühls und Temperamente der Thätigkeit.[2]) Berücksichtigt man ferner, daß der Hauptunterschied in der leichten oder schweren Erregbarkeit besteht, der auch einen leichten oder erschwerten Wechsel der Gefühle bedingt, so erhält man im ganzen namentlich vier Temperamente, das sanguinische und melancholische als Temperamente des Gefühls, das cholerische und phlegmatische als Temperamente des Charakters.[3])

Bei dem sanguinischen und melancholischen Temperament überwiegt das Gefühlsleben über die Neigung zur Thätigkeit, beide neigen zur Gefühlsschwelgerei, aber beim ersten ist das Gefühl leicht erregt und wechselt leicht, beim letzteren ist ein neues Gefühl schwer zu erwecken, aber das Gefühl wechselt auch nicht leicht.

Der Sanguiniker genießt die Gegenwart mit vollem Behagen, wenn sie für ihn angemessen ist; bringt sie aber Unannehmlichkeiten, so ist er auch leicht niedergeschlagen; dabei baut er für die Zukunft Luftschlösser und malt sich, weil jeder lieber glücklich als unglücklich ist, seine Zukunftsbilder rosig aus; im ganzen neigt er zum Frohsinn; die Lehren der Vergangenheit ist er in den Wind zu schlagen geneigt; anderen Personen giebt er sich vertrauensvoll hin, da er als Optimist bei allen

Menſchen lieber Gutes als Schlechtes vorausſetzt; doch wechſelt er leicht in ſeiner Zuneigung.

Der Melancholiker verweilt mit ſeinen Gefühlen treu und ſinnig bei der Vergangenheit; daher nehmen ſie, ſofern ſie ſich auf etwas Entſchwundenes beziehen, leicht einen elegiſchen Ton an; er empfindet tief innig, kann ſich daher ſchwer von Gefühlen, die er einmal gefaßt hat, losreißen, bleibt der Gegenwart gegenüber ſpröde und ſetzt, zum Peſſimismus geneigt, auf die Zukunft nicht allzuviel Hoffnung. An andere Perſonen ſchließt er ſich ſchwer an; hat er ihnen aber einmal ſeine Neigung zugewandt, ſo hält er mit treuer Liebe an ihnen feſt und iſt ihnen ein Troſt, wenn ſie von Leid getroffen werden.

Die choleriſchen und phlegmatiſchen Menſchen ſind die Praktiker; ſie haſſen die Gefühlsſchwelgerei, weil ihr jener praktiſche Wert fehlt, den ſie verfolgen. Aber die erſteren ſind leicht zum Handeln zu erregen und wechſeln leicht in ihrer Thätigkeit, die letzteren ſind ſchwerer zu neuer Thätigkeit zu bringen, halten aber, wenn ſie einmal zu handeln beginnen, gleichmäßig aus.

Der Choleriker wirkt mit einer nicht gewöhnlichen Anſpannung ſeiner Kraft, daher auch ungleichmäßig, mehr in einzelnen Stößen. Er erhält leicht, auch durch Umſtände, die an ſich weniger bedeutend ſind, aber es zu ſein ſcheinen, einen Anreiz, ſeine Thätigkeit in einer andern Richtung zu bewegen; durch Widerſtand wird er nur mehr angetrieben; da er aber mehr Widerſtand findet, als er berechnet und erwartet, neigt er zur Heftigkeit, handelt daher nicht immer zweckmäßig und muß wohl manches Angefangene aufgeben. Er lebt vorzugsweiſe in Gegenwart und Zukunft, letzteres, weil er mit Energie nach beſtimmten Zielen drängt, und kümmert ſich nicht ſonderlich um die Lehren der Vergangenheit. Gegen andere iſt er nicht immer gerecht; einigen tritt er zu nahe, andere fördert er oft mit großer Bereitwilligkeit.

Der Phlegmatiker wirkt mehr mit gleichmäßiger Kraft, wie nach dem Geſetze der vis inertiae, liebt aber nicht größere Anſtrengungen. Er findet ſelten Veranlaſſung, ſeine Thätigkeit aus dem gewohnten Geleiſe herauszubringen, weil er ſich nicht leicht durch den Schein täuſchen läßt und bei allem fragt, was es für dauernden Gewinn verheiße. Stets überlegt er kühl vor der That und trifft daher weniger auf Widerſtand, der ihm auch unbequem iſt, da er die Ruhe mehr als den Kampf liebt: findet er aber einmal ſtarken Widerſtand, gegen den er zu kämpfen für notwendig hält, ſo ſtreitet er mit größerer

Zähigkeit und Nachhaltigkeit als der Choleriker, und giebt überhaupt bei seinem Beharrungsvermögen (seiner vis inertiae) ungern Angefangenes auf. Die Lehren der Vergangenheit berücksichtigt er in angemessener Weise, läßt sich durch die Gegenwart, mag sie Erfreuliches oder Unerfreuliches bringen, nie über Gebühr aufregen und kümmert sich wenig um die Zukunft. Anderen gegenüber ist er gerecht, bietet ihnen aber auch nicht viel, gleichwie er selbst von ihnen nicht viel erwartet.

Im ganzen ist das Kind sanguinisch; beim Jüngling tritt zum sanguinischen Element noch ein cholerisches hinzu, im früheren Mannesalter überwiegt das cholerische, im späteren, wenn manche Täuschungen klar geworden sind, das melancholische oder phlegmatische, letzteres kommt endlich im Greisenalter mehr und mehr zum Durchbruch.

[1]) Dies zeigt sich namentlich im Temperament. So ist der Franzose sanguinisch, der Spanier und Italiener cholerisch, der Holländer phlegmatisch, einzelne Slaven sind von melancholischer Gemütsart. Unter den Rassen bezeichnet man den Neger als sanguinisch, den Mongolen als melancholisch, den Malaien als cholerisch, den Indianer als phlegmatisch.

[2]) Etwas treffender ist der Ausdruck „Temperamente des Charakters", da hiermit wenigstens das Dauernde angegeben ist. Er ist daher hier später angewandt.

[3]) Der Name der verschiedenen Temperamente stammt, wie auch das Wort „Temperament" (von temperare mischen) aus den alten Sprachen. Man erklärte nämlich die Temperamente aus der Mischung der verschiedenen Elemente im Körper, die man mit den kosmischen Elementen in Verbindung setzte. Wo das Blut (sanguis) überwog, nahm man das sanguinische Temperament an, wo die schwarze Galle (μέλαινα χολή) das melancholische, wo die gelbe Galle (χολέρα, cholera) das cholerische, wo der Schleim (φλέγμα), das phlegmatische. Natürlich ist diese Theorie unhaltbar.

§ 108. Anlagen, Genie und Talent.

Die Temperamente bezeichnen nach Obigem nur den Rhythmus, in welchem sich das Leben bewegt, nicht aber den Grad geistiger Kraft, der bei den einzelnen Seelen sehr verschieden ist. Sofern solche Kräfte auf irgend einem Gebiet in der Seele ursprünglich schon angelegt, in sie hineingepflanzt zu sein scheinen, spricht man von Anlagen, bez. guten Anlagen, die der Mensch besitzt; sofern dieselben besonders aktiver Natur sind, so daß sie den Menschen geschickt machen, etwas zu fassen (fahen), von Fähigkeiten, die sich, wenn sie weiter entwickelt wer-

den, zu Kenntnissen, Fertigkeiten (Virtuosität) oder Tüchtigkeit ausbilden.

Eine besondere Erwähnung verdienen Genie und Talent.

Genie[1]) ist eine hervorragende geistige Kraft, die sich nicht ganz aus den geistigen Einflüssen der Umgebung und Erziehung erklären läßt, sondern kraft eines in ihr unbewußt wirkenden Triebes ursprünglich und schöpferisch auftritt und neue Bahnen eröffnet. Das Genie vermehrt, wie Schiller sagt, „die Natur in der Natur." Es wirkt mit elementarer Gewalt, selbst wider bewußtes Wollen; es erscheint als die höchste Blüte menschliches Geisteslebens; wahrhafte Genies sind daher auch immer, wenn sie genial wirken, ἔνθεοι, enthusiastisch erregt. Oft zeichnen sie sich demgemäß auch, wie Goethe bemerkt, durch rücksichtslose Wahrheitsliebe aus. Nicht selten setzen sie sich über die Schranken des gewöhnlichen Lebens hinweg, oft zu ihrem eigenen Verderben. Dem wahren Genie fehlt es aber nicht an der erforderlichen Energie, und es haben sich daher die größten Genies auch durch staunenswerten Fleiß ausgezeichnet (Rafael, Michel Angelo, Rubens, Goethe, Schiller u. a.).[2]) Genies sind auf allen Gebieten aufgetreten, in der Wissenschaft, der Kunst, dem Staatsleben und selbst der Religionsgeschichte. Gerade die politischen und religiösen Genies sind es, welche die Geschicke der Menschheit auf Jahrhunderte bestimmen.

Das Talent[3]) besteht hingegen nur in der Fähigkeit, sich die schon ausgebildeten äußeren Formen, in denen sich eine bestimmte Lebensthätigkeit bewegt, leicht und sicher anzueignen. Das Talent bricht nicht neue Bahnen; es wird auf den alten oft zwar auch durch unbewußten Trieb fortgetrieben, verschmäht aber auch nicht reichliche Hilfe der Reflexion. Von Talenten spricht man namentlich auf den Gebieten der Wissenschaft und Kunst, aber auch auf denen mancher praktischen Thätigkeit giebt es Talente: unter diplomatischen Talenten versteht man z. B. Männer, welche sich die äußeren Formen staatsmännischer Thätigkeit leicht aneignen.[4])

[1]) Genie kommt her von genius, unter welchem Worte die Römer zunächst einen Schutzgeist des Lebens, der mit jedem einzelnen geboren werde und ihn durch das Leben hin begleiten sollte, verstanden. Übertragen bezeichnete dann später genius die schaffende Geisteskraft des Einzelnen. Es ist ebenso bezeichnend, daß dies Wort aus der Sprache der eminent aktiven alten Römer entnommen ist, wie, daß das Wort „Idee" aus der alten griechischen Sprache in die neuere philosophische übergegangen ist.

[2]) F. A. Wolf hat sogar gesagt: „Das Genie ist der Fleiß."

[3]) Das Wort wird abgeleitet von τάλαντον, in der bekannten Erzählung Ev. Matth. 25, 14 ff. mit „Centner" übersetzt, bei Luk. 19, 12 ff. steht entsprechend „Pfund" (μνᾶ); in diesen Erzählungen werden die Fähigkeiten mit Talenten verglichen.

[4]) Auf dem religiösen Gebiet spricht man nicht leicht von Talenten, außer, sofern auch dort bei gewissen Thätigkeiten äußere Formen vorhanden sind, welche angeeignet werden können. So giebt es auch auf diesem Gebiete ein Redner-, Verwaltungs- und Lehrtalent. Die Religion selbst aber ist etwas so Innerliches, daß eine besondere Gabe religiöser Empfänglichkeit nur als χάρισμα, als eine besondere von Gott verliehene Gabe erscheint: als solche ist sie wenigstens in der christlichen Religion bezeichnet worden.

§ 109. Geisteskrankheiten.

Die Seele ist, auch abgesehen vom Schlaf, nicht immer im Besitz ihrer wesentlichen Fähigkeiten, sondern erfährt mancherlei Störungen; vorübergehender Art sind Schwindel, Rausch, Fieberphantasieen, Bewußtlosigkeit im Affekt,[1]) ferner auch, dem Tode in mancher Hinsicht bis zum Verwechseln ähnlich, Ohnmacht und Scheintod (Starrkrampf).

Dauernde bedeutende Störungen nennt man Geistesstörungen. Sie ergreifen entweder den ganzen Geist oder mehr seine einzelnen Fähigkeiten; im letzteren Falle werden sie zusammenfassend auch als Verrücktheit, also als eine Art Verschiebung der geistigen Fähigkeiten bezeichnet.

Eine vollkommene Störung des Geistes, die immer auf starker Erkrankung oder geringer Entwickelung des Gehirns beruht, tritt im Blödsinn ein. Wenn er im höchsten Grade entwickelt ist, zeigt der Mensch sich wenig verschieden vom Tiere, in einiger Hinsicht bleibt er gar hinter demselben zurück: er bringt es dann oft nicht zu einem ordentlichen Sprechen, sondern nur zu einem Lallen von Lauten und zeigt auch geringe Spuren von Verstand und zweckmäßigem Handeln. Mancher Blödsinn ist auch mit schlimmen sonstigen Gebrechen verbunden. Der Blödsinn ist die einzige Geisteskrankheit, die auch angeboren erscheint; besonders häufig ist sie als solcher im Kretinismus, welcher, bisweilen in Verbindung mit Kropf, in einigen Alpen- und Gebirgsthälern, nicht über 1000 m hoch, vorkommt und durch die dort oft dumpfige, stickende Luft wie durch die Beschaffenheit des Wassers und Bodens bedingt scheint: im Ebenen tritt er nicht auf.

Als Störung des Verstandes erscheint die Narrheit, in welcher der Geist nicht imstande ist, Vorstellungen und Begriffe in ihrem richtigen Zusammenhange mit einander zu verknüpfen, in welcher also na-

mentlich die logische Kraft gehemmt scheint. Dies hindert aber nicht, daß hin und wieder Geistesblitze durch den Verstand fahren und einzelnes in besonders grelle Beleuchtung rücken. Narren sagen daher oft die Wahrheit; bei Shakespeare ist der Narr der Witzbold, und in den Irrenanstalten finden sich mitunter umgekehrt Narren, welche einzelne Gedanken in der Weise bekannter Witzblätter verflechten, oft sehr geistreich, an andern Stellen aber so, daß alles wirr durch einander zu taumeln scheint. Kann der Verstand sich schließlich gar nicht mehr in seinen Vorstellungen zurecht finden, so spricht man dann von Irresein.

Vorwiegend als Verirrung der Phantasie erscheint der Wahnsinn, in welchem die Seele von Wahnvorstellungen erfüllt ist, die sich ihr mit aller Gewalt und mit einer Deutlichkeit, wie sie nur Gebilde der Phantasie zeigen, aufdrängen und, wenn das Leiden weiter fortschreitet, zuletzt in der Seele eine völlig eingebildete Welt schaffen. Diese Wahnvorstellungen können aber unter einander richtig verbunden sein und sich um eine Hauptidee gruppieren, wie wenn jemand z. B. glaubt, er sei ein König oder ein Messias. Vorstufe des vollen Wahnsinns ist die fixe Idee, bei welcher die Seele mit Ausnahme einer einzigen, oft noch ziemlich richtig erfaßten Idee und weniger mit ihr unmittelbar zusammenhängender Vorstellungen vollständig richtig und oft sehr scharfsinnig urteilen kann, oft sogar lange Zeit hindurch gar nicht auf jenes Gebiet, in welchem die Wahnidee herrscht, zurückkommt, wenn sie aber in deren Kreise gerät, von ihr ergriffen wird. Leute, die an fixen Ideen leiden, sind imstande, gelehrte und scharfsinnige Untersuchungen zu führen.

Wenn das Gemüt erkrankt, so spricht man von Gemütskrankheit. Sie wird oft zu einem Trübsinn (Schwermut), der am Leben völlig verzagt, weil er sich über die wirkliche Lage der Dinge stets täuscht, und bisweilen mit Selbstmord endigt.

Auch der Wille kann erkranken. Zuweilen zeigt sich dies nur darin, daß Menschen völlig außerstande sind, sich zu beherrschen, weil sie ganz von einer Leidenschaft (z. B. Trunk- oder Verschwendungssucht) beherrscht werden; in den bürgerlichen Verhältnissen führt dies dann oft dahin, daß sie für unzurechnungsfähig oder unter Kuratel gestellt werden. Eine andere Krankheit des Willens zeigt sich darin, daß einzelne nicht imstande sind, irgend eine angefangene Handlung zu Ende zu führen (Abulie).[2]) Die schlimmste Erkrankung des Willens ist

aber die Tobsucht, bei welcher der Mensch seinen Willen durch Gewaltsamkeiten und Zerstörungen bethätigen will; sie kann, wie bei Wasserscheu, stattfinden, ohne daß sich Wahnvorstellungen mit ihr verbinden, meistens ist sie aber mit solchen verbunden.

Abgesehen vom angeborenen Blödsinn entstehen die Geisteskrankheiten aus sehr verschiedenen leiblichen und geistigen Ursachen, z. B. übermäßiger Arbeit, Ausschweifungen, heftigem Kummer, plötzlichem Schrecken, Verletzung und Erschütterung des Gehirns u. a. Immer aber gehen sie aus einer Überreizung oder Krankheit der Nerven hervor, die sich namentlich auch in den centralen Teilen bemerkbar macht. Die Anlagen zu solchen geistigen Krankheiten können sich vererben. Wenn sie noch im Entstehen begriffen sind und gegen sie in rechter Weise eingeschritten wird, lassen sie sich oft heilen, wenngleich die Gefahr eines abermaligen Ausbruchs dann oft noch nahe liegt.

Oft sind Geisteskrankheiten auch von Momenten lichten Geisteslebens unterbrochen. Aber selbst wenn dies nicht der Fall ist, läßt sich selbst im entstellten menschlichen Geiste noch oft seine hohe geistige Natur wiedererkennen. Diese zu erhalten, bedarf es aber auch für den Geistesgesunden einer weisen Diätetik des Körpers und der Seele.

[1]) Derselbe kann so stark sein, daß Menschen selbst auffallende Dinge, welche vor ihren Augen geschehen, nicht wahrnehmen und nicht wissen, was sie selbst Auffallendes thun. Es kann vorkommen, daß, wer sich im Affekt zu Thätlichkeiten gegen andere fortreißen läßt, jedenfalls von Einzelheiten derselben hinterher nichts weiß und sie in gutem Glauben ableugnet.

[2]) Einige Verirrungen des Willens, z. B. die Pyromanie (die Sucht, Feuer anzulegen), hängen nachweislich mit Entwickelungsmomenten des Körpers zusammen und können nicht nur, wie andere Regungen desselben, beherrscht werden, sondern hören auch im späteren Alter wieder auf.

Sachregiſter.

Die Zahlen geben die betreffenden Seitenzahlen an.

Abneigung 87. 116.
Abſcheu 93.
Abſpannung 97.
Abſtrakte Vorſtellungen 41.
Abulie 152.
Achtung 93.
Aderhaut 32.
Aſthetik 3.
Aſthetiſche Gefühle 100 f.
Affekte 83. 85 f.
Ahnung 112.
Amboß 28.
Ampullen 29.
Analytiſches Verfahren 54.
Andacht 105.
Angſt 90.
Angſtlichkeit 91.
Anlagen 149.
Anmaßung 91.
Anmut 78.
Anſchauung 17. 64 f.
Anſchauungsvermögen 13 ff. 64 ff.
Antipathie 95.
a posteriori / a priori } Erkenntnis 18.
Apperception 41 f.
Architektur 76 f.
Ärger 96.
Aſſociationen 124.
Aufmerkſamkeit 20 f.
Auge 31 ff.
Ausgelaſſenheit 89.

Bangigkeit 90.
Barmherzigkeit 94.
Baukunſt 76.
Bedauern 90.
Befriedigung 96.
Begehrungen 115.
Begeiſterung 59. 100.
Begierden 115.
Begriff 41. 56 f.
Beſinnen 44.
Beſorgnis 90.
Beſtürzung 91.
Betrübt 89.
Bewunderung 93.
Bewußtſein 2. 11 f.
Bildende Künſte 76.
Bilder 14. 65 f.
Bildnerei 76.
Blaſiertheit 97.
Blinder Fleck 32.
Blöde 92.
Blödſinn 151.
Bogengänge 28.
Burleſk 78.
Buße 105.

Carteſius 3.
Charakter 14. 124 ff.
Chiasma 33.
Cortiſche Bogen 29.
Cynismus 101.

Deduktiver Schluß 54 f.
demissio animi 92.
Demut 92 f. 106 f.
Denken 53.
Druckempfindungen 19. 23 ff.

Edelmut 93.
Ehe 119.
Ehrfurcht 93. 105.
Ehrgefühl 102 f.
Eigenſinn 125.
Eitelkeit 91.
Ekel 85. 116.
Elegiſche Gefühle 89.
Empfindung 17 ff. 80.
Empfindſeligkeit 98 f.
Empirie 17.
Empiriſche Pſychologie 3 f.
Enthuſiasmus 59.
Entrüſtung 96.
Entſetzen 91.
Entſinnen 44.
Enttäuſchung 97.
Entzückung 88.
Erbitterung 95.
Erfahrung 17 f.
Ergebung 92.
Erhaben 77 f.
Erinnerung 43 f.
Erkenntnisvermögen 13 ff. 16 ff.
Erwartung 97.
Ethik 3.
Euſtachiſche Röhre 29.

Fähigkeiten 149 f.
Familie 119 f.
Fanatismus 101.
Farbe 33 ff.
Farbenblindheit 35.
Fichte, J. G. 3. 12. 103.
Fixe Idee 152.
Freiheit 129 f.
Freude 88.
Freudigkeit 88.
Freundlichkeit 94.
Freundſchaft 94.
Fröhlichkeit 88.
Furcht 90.

Ganglien 9. 38.
Gebärden 113 f.
Gedächtnis 42. 46 ff.
Gedrückt 90.
Gefühl 66 ff. 71. 79 ff. 147 ff.
Gefühlsſinn 22 f.
Gefühlsvermögen 13 ff. 79 ff.
Gehirn 9 ff. 43.
Gehör 22. 28 ff. 40.
Geiſt 2.
Geiſteskrankheiten 151 ff.
Geiſtreich 58.
Gelber Fleck 32.
Gemeines 100.
Gemeingefühl 27. 83 f.
Gemüt 14. 98 f. 105.
Gemütlich 98 f.
Genie 150.
Genoſſenſchaften 124.
Geräuſch 29.
Geringſchätzung 93 f.
Geruch 22. 26 f.
Geſchicklichkeit 111.
Geſchlechter 143 ff.
Geſchmack 69 f.
Geſchmacksſinn 22. 25 f.
Geſellſchaft 123 f.
Geſetz der Beziehung 19.

Geſicht 22. 31 ff. 40.
Geſinnung 124.
Gewandtheit 111.
Gewiſſen 63. 127.
Gewohnheit 115 f.
Glashaut 32.
Glaskörper 32.
Glaube 63. 105.
Goldener Schnitt 36.
Goethe 82 f. 146.
Gottesbewußtſein 62 f. 104 f.
Göttliches 14.
Gram 89.
Grauen 90.
Graue Subſtanz 10.
Grauſen 90.
Greiſenalter 142 f.
Groll 96.
Großmut 86 f. 93.
Grundſätze 118. 124.
Gute, das 14. 127 f.

Hallucinationen 21.
Halsſtarrigkeit 125.
Hammer 28.
Hand 8.
Handlung 71 f. 81. 107 ff.
Hang 116.
Harm 89.
Harte Haut 32.
Haß 86. 95.
Häßlich 101 f.
Heiterkeit 88.
Hellſehen 138 f.
Herbart 16.
Hingebung 95.
Hochmut 86 f. 92 f.
Hoffnung 91. 105.
Höflichkeit 94.
Hold 79.
Hörhärchen-, -leiſten, -ſteinchen 29.
Hornhaut 32.
Hübſch 70.
Humor 78 f.
Hypnotismus 138 f.
Hypochondrie 86.
Hyſterie 86.

Ich 2 f. 11 f.
Ideale 14. 61 f. 99 ff.
Ideen 14. 58 ff.
Ideenaſſociation 45 f.
Idioſynkraſie 86.
Illuſionen 21. 24. 36 f.
Individualität 15.
Induktiver Schluß 55.
Ingrimm 96.
Innerer Sinn 37 f.
Inſtinkt 27. 111 ff.
Intelligenz 14. (vgl. 59 ff. 99 f.)
Intereſſe 82.
Irreſein 152.

Jacobi, F. H. 99.
Jähzorn 95.
Jubel 88.
Jünglingsalter 141.

Kant 138 f.
Kind 17 f. 140 f.
Kirche 122 f.
Klaſſiſch 75.
Kleidung 25.
Kleinmut 87. 92.
Klugheit 118.
Knochen 8.
Komiſch 78.
Komplementärfarben 34 f.
Konfeſſion 122.
Konkrete Vorſtellungen 41.
Konſtitution 147.
Körper 8.
Kretinismus 151.
Kryſtallinſe 32 f.
Kummer 89.
Kunſt 14. 74 ff. 105.

Labyrinth 28 f.
Langeweile 97 f.
Laune 35.
Leben 5 ff.
Lebende Weſen 5 ff.
Lebendigkeit 84.
Lebensalter 139 ff.
Lebensknoten 10.
Leib 2.
Leid 88 f.
Leidenſchaften 116 f.
Leſſing 101.
Licht 33 ff.
Lichtempfindung 19.
Liebe 86 f. 94 f.
Lieblich 79.
Locke 17.
Logik 3.
Lüge 99 f.
Luſt 84.
Luſtempfindungen 23 ff.
Luſtigkeit 88.

Malerei 76.
Mannesalter 141 f.
Männliches Geſchlecht 143 f.
Materie 2.
Mattigkeit 84.
medulla oblongata 9 f.
Memorieren 48 f.
Menſch 6 f.
Metaphyſik 3.
Mikrokosmus 7.
Mißfallen 93.
Mißmut 92.
Mißſtimmung 96.
Mißtrauen 91.
Mißvergnügt 90.
Mitbewegende Triebe 100 f.
Mitfreude 89.
Mitgefühl 95.
Mitleid 89.
Motoriſche Nerven 10.
Muſik 76.
Muskelempfindung 19. 24 f.
Mut 91.

Nachahmende Triebe 110.
Narrheit 151 f.
Natur 2.
Naturell 147.
Naturgefühl 101.
Naturphiloſophie 3.
Neid 95.
Neigung 87. 115 f.
Nerven 8 ff. 19 f. 22.
Netzhaut 32.
Niedergeſchlagen 90.

Objektiv 1.
Obſcönes 101.
Ohr 28 ff.
Ohrtrompete 29.
Ontologie 3.
Oper 75.
Organempfindungen 23 ff. 38.
Organiſche Weſen 5 ff.
Organogene 6.
Otolithen 29.

Patriarchaliſche Ordnung 119 f.
Paukenhöhle 28.
Perſönliche Gleichung 21.
Pflanzen 6 ff.
Pflichtgefühl 103 f.
Phantaſie 14. 65 ff. 81 f.
Philoſophie 1. 3.
Philoſophie der Geſchichte 3.
Phyſiologiſche Zeit 21.
Plaſtik 76.
Plaſtiſches Sehen 35 f.
Poeſie 77.
Pſychologie 1. 3 f.

Pupille 32.
Pyromanie 153.

Raſſen 146.
Raum 38 ff.
Rechtsgefühl 103.
Reflexbewegung 10. 109 ff.
Reflexion 14. 41.
Regenbogenhaut 32.
Reize 18.
Reizend 78.
Religion 14. 104 ff.
Religionsphiloſophie 3.
Religiöſe Gemeinſch. 121 ff.
Reproduktion 43 f.
Reſignation 91.
Reue 92 f. 105 ff.
Romantiker 72.
Romantiſch 75.
Rückenmark 9 f.
Rundes Fenſter 29.

Satiriſch 78.
Schadenfreude 95.
Schall 29 ff.
Schallempfindung 19.
Schamgefühl 92.
Scharfſinn 58.
Scheelſucht 95.
Scheu 93.
Schiller 144 ff.
Schlaf 133 ff.
Schlafwandeln 138.
Schleiermacher 106.
Schluß 41. 54 f.
Schmerz 84. 89.
Schmerzempfindung 23 ff.
Schnecke 28 f.
Schöne, das 14. 70. 72 ff. 101 ff.
Schrecken 90 f.
Schüchtern 92.
Schwärmerei 101.
Schwermut 89.
Seele 2 ff.
Sehnerv 32 f.
Sehnſucht 87. 89.
Sehpurpur 33.
Selbſtbeſtimmung, freie 107. 127 ff.
Selbſtgefühl 91 ff. 102 f.
Selbſtvertrauen 90.
Seligkeit 106 f.
Senſible Nerven 10.
Sentimentalität 98 f. (vgl. 101).
Sinne 22 ff
Sinnestäuſch. ſ. Illuſionen.
Sippe 119 f.
Sitte 119.
Sittliche Gefühle 102 ff.
Sittliches Leben 14. 105. 127 ff.
Spannung 27.
Spektralfarben 34 f.
Sprache 50 ff. 113 f.
Staat 120 ff.
Stäbchen 32 ff.
Stände 123.
Star 33.
Staunen 93.
Steigbügel 28.
Stil 79.
Stimmung 85.
Stolz 91. 93.
Strahlenband 33.
Subjektiv 2.
Subjektivismus 3.
Subjektivität 14.
Sylviſche Grube 10.
Sympathetiſche Triebe 110.
Sympathie 94 f.
Synthetiſches Verfahren 54.

Takt 69.
Talent 150 f
Taſtempfindungen 23 ff.
Temperamente 147 ff.
Temperaturempfindungen 19. 23 f.
That 68 f. 109.
Tiefſinn 58.
Tiere 6 ff. 17 f.
Tobſucht 152 f.
Ton 29 ff.
Traum 135 ff.
Traurigkeit 89.
Trieb 14 107 ff.
Trommelfell 28.
Trübſinn 152.

Überdruß 97.
Übermut 87.
Überraſchung 97.
Überſättigung 97.
Ungeduld 96.
Unmut 96.
Unruhe 97.
Unterhaltung 97.
Unwille 96.
Unzufriedenheit 96.
Urteile 41. 53 f.

Verachtung 93.
Verdruß 96.
Verehrung 93.
Vergnügt 90.
Verlangen 116.
Verlängertes Mark 9 f.
Vermögen (der Seele) 13 ff.
Vernunft 14. 56 ff. 66.
Verrücktheit 151.
Verſtand 14 66. 68. 81.
Vertrauen 90.
Verwunderung 97.
Verzagtheit 91.
Verzweiflung 91.
Viſionen 22. 138.
Völker 146.
Vorhof 28 f.
Vorſtellungen 13 f. 41. 50.
Vorſtellungsverknüpfung 45 f.

Wachen 133 ff.
Wahnſinn 152.
Wahre, das 14.
Wahrheit 57. 99 f. 105.
Wahrnehmung 14. 16 ff.
Wahrnehmung, innere 37 f.
Wäſſerichte Feuchtigkeit 33.
Weberſches Geſetz 18.
Wehmut 89.
Weibliches Geſchlecht 144 ff.
Welt 2.
Widerwillen 95.
Widerſtreben 116 f.
Wiedererinnerung 43 f.
Willkür 14. 107. 114 ff.
Wille 107 ff. (118).
Willensäußerung 107.
Willensregungen 66. 107 f.
Willensvermögen 13 ff. 107 ff.
Wiſſenſchaft 14. 57 f.
Witz 58. 78.
Wohlgefallen 93.
Wohlwollen 94.
Wolff 3.
Wonne 88.
Wort 41.
Wunſch 48.

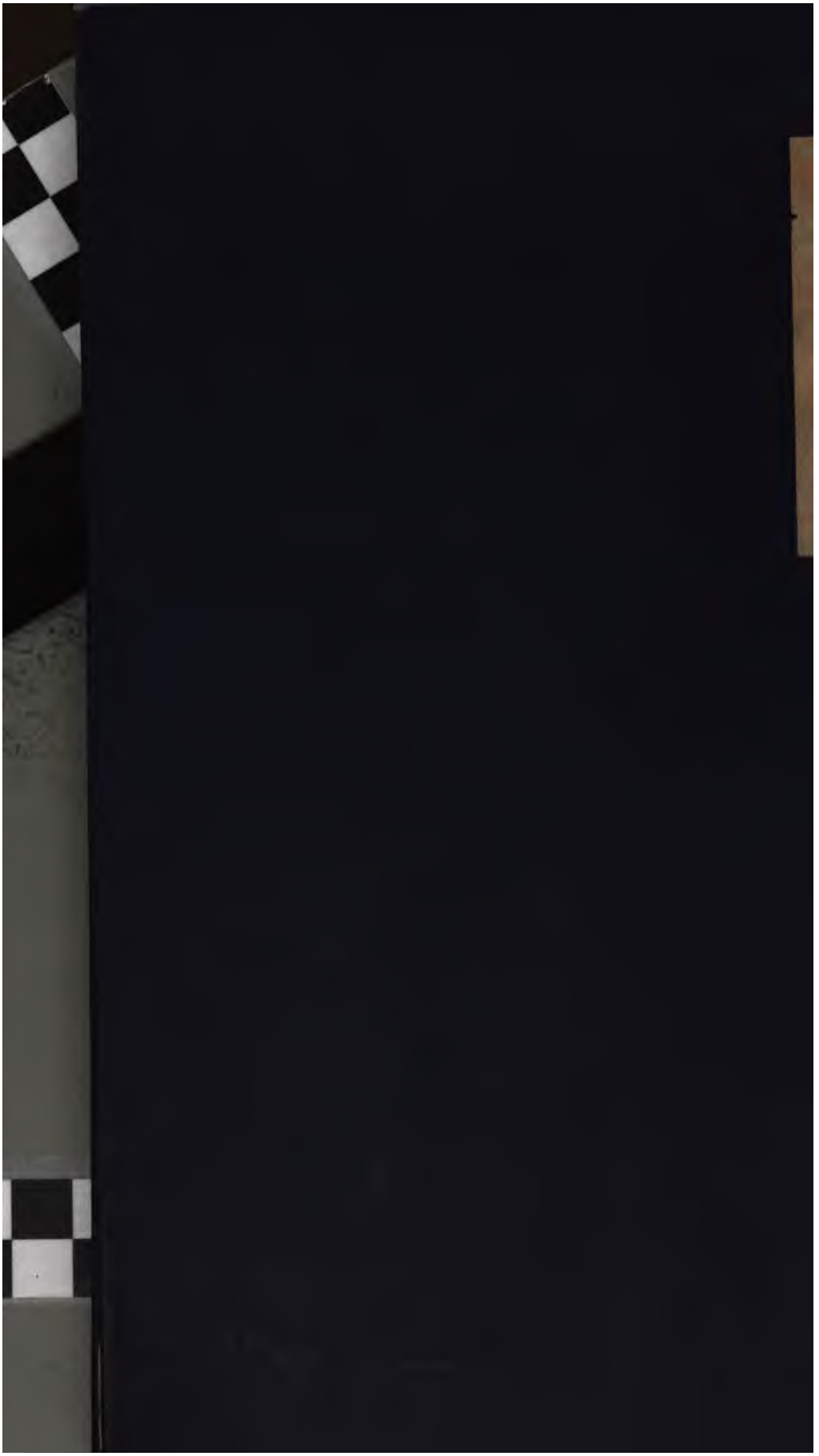
Zäpfchen 32 ff.
Zeit 38 ff.
Zellen 6.
Zerknirſchung 106.
Zierlich 78.
Zorn 75 f.
Zuneigung 87.
Zuverſicht 90.
Zweckmäßig handelnder Wille 117 f.

Abriß

der

empirischen Psychologie

von

Georg Heß,

Gütersloh.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.
1882.